

Wolfgang Schmidt

Warum ins Friaul ?

Ein Essay über Politik, Religionen und Naturwissenschaft
vom 20. zum 21. Jahrhundert

Impressum

Schmidt, Wolfgang:
Warum ins Friaul ?

Originalausgabe
Copyright 2012 by Wolfgang Schmidt

Der Autor, Wolfgang Schmidt, hat nach dem Ende seiner beruflichen Tätigkeit wieder und weiter geschrieben. Keine Fachbücher mehr, sondern Geschichten aus dem Alltag, Romane und Theaterstücke. Angeregt durch Gespräche mit Freunden, entstand eine Korrespondenz mit umfangreichen essayistischen Betrachtungen über Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Religionen und Naturwissenschaften, die hier einfach nur zusammengefasst werden. Um zu erklären wie sich daraus seine atheistischen, antireligiösen, politisch scheinbar anarchischen Ansichten, die mit Erkenntnissen aus den Naturwissenschaften begründet werden eher allmählich entwickelten, musste er als Teil dieses Buchs (Print- oder e-Book) eine Art Lebenslauf schildern. Doch ist dieser Teil weder Arztroman noch Autobiografie, auch wenn der Autor Universitätsprofessor für Innere Medizin und Chefarzt einer Spezialabteilung an einem Lehrkrankenhaus war. Denn immer wird die Zeit, im Krieg, in der Nachkriegszeit, werden Tätigkeiten an allgemeinen Krankenhäusern und an der Universität, im Kontext mit der damaligen gesellschaftlichen und politischen Situation *und* aus heutiger Sicht gesehen. Dies ist es, was unter essayistisch zu verstehen ist, was nicht abgehoben und unverständlich wissenschaftlich heißt. Das unterscheidet diesen Text vom Roman und von der Erzählung.

Warum ins Friaul ?

Vorwort und Einführung

Viele alte Männer, manchmal auch ältere Frauen, besonders wenn sie berühmt sind oder sich dafür halten, wollen, wie ich gelesen habe, ihr stets erfolgreiches Leben schildern, um Spuren zu hinterlassen, sollten sie tatsächlich einmal abtreten müssen. Aber ich will beinahe das Gegenteil: Nicht schildern wie es war – das zwangsläufig auch – sondern wie es sein wird. Doch ich habe keine prophetische Gabe, sondern nur nüchterne Überlegungen dazu, was so kommen könnte. Es könnte zwar alles so weitergehen wie bisher, muss es aber nicht. Denn je mehr man von der Vergangenheit weiß, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit die Zukunft einigermaßen richtig zu erahnen und dazu muss man kein berühmter Mann sein. Ich habe in einer Vergangenheit gelebt, die heute Geschichte ist, die zu oft vergessen, verdrängt, oder verklärt gesehen wird. Deshalb werde ich den Weg eines Teils der jüngsten Geschichte nachzeichnen und das ist wiederum nur aus der eigenen Erfahrung, dem eigenen Leben heraus möglich. Kommt dann doch wieder nur ein mehr oder weniger erfolgreicher Lebenslauf heraus? Das gewiss nicht, denn die Ereignisse der Geschichte, hätten auch ohne mein eigenes Erleben stattgefunden. Aber es gibt doch scheinbar unwichtige Details, manchmal makabre Geschichten, die ich bringe, die eine ganze Epoche erklären können.

Und was braucht man zu all dem als sozusagen geistiges Handwerkszeug? Ein Gedächtnis, Denken und Wissen und die Erkenntnis aus diesen dreien. Ich muss an dieser Stelle ganz dezidiert beschreiben, ja definieren, weil mir schon nachgesagt wurde, dass etwas, was ich behaupte und mit nicht widerlegbaren Fakten begründet wurde, zwar so aber auch anders sein kann. Das kann es nicht! Man kann verschiedener Meinung sein, aber ein Faktum ist ein Faktum und muss nicht interpretiert werden. Müsste es das, wäre es eine Erfindung gewesen.

Aber gehen wir weiter und nehmen wir noch einmal das Gedächtnis: Es entstammt einem physiologischen Prozess im Gehirn der Kreatur, ist keineswegs immateriell, wird letztlich in Form von Eiweißmatrizen gespeichert und kann, bei Bedarf, abgerufen werden. Im menschlichen, insbesondere im politischen Leben, ist das Gedächtnis etwas, was man verliert, wenn es um unangenehme Dinge geht, was man gebraucht, wenn es gilt dem Gegner etwas vorzuhalten. Der Gedächtnisverlust ist weit häufiger als das sich angenehme Erinnern. Selbstverständlich gehört zum Gedächtnis – als noch zu beschreibender Teil - das Wissen um die parallel zur Erinnerung einher gehenden politischen, gesellschaftlichen, historischen Ereignisse, auch den Stand der wissenschaftlichen Erkenntnisse. Auch wenn mir nachgesagt wird, ein wenigstens lange zurückreichendes Alt- und ein einigermaßen gutes, aktuelles Neugedächtnis zu haben, habe ich bis heute noch viel lernen und lesen müssen, um beim Schreiben nicht Altbekanntes neu zu entdecken.

Was ist das Denken? Das ist wahrscheinlich der am schwierigsten zu beschreibende Begriff. Auch dies ist ein physiologischer Vorgang im Gehirn, bei dem aus Matrizen des Gedächtnisses, des erworbenen Wissens, aus dem momentanen Erfassen eines äußeren Vorgangs (Gefahrensituation, Emotion) heraus, ein Bild, eine Vorstellung und wiederum eine Emotion erzeugt werden, die eine motorische oder geistige Reaktion folgen lassen. Das heißt, sehr stark komprimiert, dass etwa ein Mensch davonrennt oder sich fürchtet. Ich weiß gewiss, dass damit das Denken nicht annähernd beschrieben ist. Alle Philosophie und alle Gedankenexperimente sind hier unberücksichtigt. Das Denken erlaubt sozusagen auch jede abstruseste Vorstellung, sogar „das nicht Denkbare“. Es erlaubt die Vorstellung, sich in einen anderen „hineinzudenken“. Eines aber ist nicht möglich: das Denken außerhalb des eigenen Gehirns, die Übertragung von Gedanken in ein anderes Gehirn. Gedankenübertragung eine durch nichts zu beweisende Vorstellung – außer man erfindet, fabuliert, „denkt sich das – sind Unsinn. Gesprochene oder geschriebene Wörter, Bilder, kann man für die Speicherung in einem anderen Gehirn bereitstellen, Der Gedanke bleibt im eigenen Gehirn. Man kann einen Computer für sich denken lassen, der dann allerdings auch für sich denken sollte.

Und was ist das Wissen? Es wäre vorstellbar, dass Wissen der Abruf von gespeicherten Erinnerungen, quasi der Zugriff auf Matrizen im Gehirn, somit auch ein physiologischer Vorgang ist. Man greift auf das zurück, „was man weiß“. Es gäbe dann wohl Menschen mit einem ungeheueren Wissen, die jedoch nur ein immenses Gedächtnis haben, das noch dazu auf bestimmte

Gebiete beschränkt sein kann. Wissen kann man sich aneignen, indem man lernt, etwas im Gedächtnis speichert. Aber das ist keineswegs notwendig. Wissen kann zusammengetragen und gespeichert sein, etwa in der Encyclopaedia Britannica, in Bibliotheken, Fachbüchern, Medien aller Art. Es mag gut sein zu wissen, dass die Schlacht bei Issos 333 v. Chr. war, Rom 753 v. Chr. gegründet wurde, aber der, der dies nicht weiß, der dazu erst nachschlagen muss, ist weder dumm noch hat er ein mangelhaftes Wissen. Das Wissen ist zunächst also ein abstrakter Begriff, für den es nicht gut und schlecht, vor allem nicht wahr und unwahr gibt. Erst wenn Wissen in Prozessen unterschiedlichster Art – das kann von der benötigten Gewürzmischung für eine Tomatensoße bis zum Planckschen Wirkungsquantum in der Quantentheorie gehen – zur Anwendung kommt, erhält es eine qualitative Bedeutung. Da aber Wissen alles ist, auch die Imagination, dass zum Beispiel Oberon der Elfenkönig ist, die Elfen ganz bestimmte, nur durch Fantasie entstandene Wesen sind, werden noch so ausgefeilte und blumige Geschichten darum herum, auch zur Wissenschaft? Und wenn man Elfen auf dem Computer konstruiert, sie sich bewegen, laufen, reden lässt, so ist die wissenschaftliche Leistung, die Anwendung von Wissen aus der Elektronik, zwar immens, aber es entstehen keine Elfen; noch nicht einmal vergangene oder tote.

Was ich als Folgerung aus dem Gedächtnis, dem Denken und dem Wissen bezeichne, ist die Erkenntnis. Erst durch sie ist die Beurteilung ob etwas wahr oder unwahr – besser gesagt, was der Wahrheit am nächsten kommt – was real oder was unreal ist, möglich. Natürlich ist keiner der Prozesse für sich alleine

möglich. Alle sind miteinander verknüpft. Ohne Denken und Gedächtnis gibt es kein Wissen. Auch das gelehrte Fachbuch ist per se kein Wissen, sondern enthält abrufbares, das zur Erkenntnis führen kann.

Warum stellt man nun, stelle ich, solche Erwägungen, Definitionen und Konstruktionen einer teils historischen, teils futuristischen Betrachtung an den Anfang eines Essays? Es ist die Erkenntnis aus früheren Arbeiten. In diesen habe ich die Naturgesetze, so gut es ging und für Laien verständlich beschrieben, wie auch Definitionen von Theorie, These, Axiom und Dogma. Diese Beschreibungen waren keine eigene Erfindung, sondern stammten aus der naturwissenschaftlichen Literatur. Einige Leute, auch hoch gebildete, haben das gelesen. Aber es wäre nicht notwendig gewesen, das zu schreiben, zu begründen. Wenn zweimal zwei vier ist, die Parteilinie per Akklamation aber daran Zweifel anmeldet, wird man sich hüten sich auf den Wert vier festzulegen. Diese Einstellung betrifft nicht nur irgendwelche Parteimitglieder, sondern gilt für alle Menschen, fast für alle. Was bleibt mir also übrig als mir Hilfe zu holen? Hilfe bei Freunden, bei Dichtern und Denkern, denen es wohl einmal ebenso erging wie mir.

Da haben mich Thomas Bernhard, James Joyce, Günter Grass und andere Dichter oder Schriftsteller beeindruckt. Von keinem habe ich abgeschrieben oder versucht den Stil zu kopieren, weil ich diesen unnachahmlich fand und schon gar nicht, um mich mit ihm zu vergleichen. Wenn ich über Jahreszahlen, Ereignisse und Personen genauer nachlesen wollte, habe ich mich verschiedener Lexika bedient, vor allem der

„freien Enzyklopädie Wikipedia“, in der man sich über alles informieren kann, wenn man weiß was man nachsehen will! Dass solche Lexika im Hinblick auf politische Ereignisse wahre Fundgruben sind, weil sie auflisten, was man so gerne vergessen würde, wovon doch letztlich die Politik lebt, vom Vergessen der Wahlversprechen, dem Einknicken vor der Lobby, dem Skandal und dem Dilettantismus. Allerdings, und das nehme ich für mich wie gesagt in Anspruch, muss man wissen wonach man wo sucht.

Da habe ich also geschrieben. Im Kopf hatte ich zwar ein fertiges Konzept, aber keine zeitlich exakte Abfolge von Ereignissen festgelegt. Ich wollte irgendwo hängen bleiben können, auf die Seite blicken, zurückfragen nach Ursprüngen und Ursachen. Gewöhnlich geht man aber sowieso vom eigenen Verhalten als dem Zentrum der Überlegung aus und erschrickt wenn Experten und solche, die sich dafür ausgeben, Historiker, Politiker und Selbstberufene, schildern wie es einmal gewesen sein soll, völlig verschieden von dem was man selbst erlebt hat. Und dann denke ich: dass ich es doch völlig anders miterlebt habe! Auch Andere haben es anders erlebt! Gewiss nicht alles, denn es gab schon immer eine öffentliche Meinung, wie man das, was außerhalb dessen, was man am eigenen Leib empfand, zu verstehen habe. Selbstverständlich habe ich Adenauer für einen Ehrenmann gehalten, damals, als er agierte. Und jetzt erst begreife ich, was ich und alle die es erlebten, schon damals hätten sehen und wissen müssen, zumindest wissen können. Aber alle haben es wie auch ich erlebt und bewunderten den Mann wie er alle ausgetrickst hat, ohne Skrupel seine Ziele verfolgte, die keineswegs nur zum Wohl des Landes gedacht

waren, und sie nannten ihn dann, bis heute schelmisch bewundernd, den alten Fuchs. Doch was ist jetzt, in Bewunderung des großen Staatsmanns die Wahrheit oder das, was man dafür hält? Gut, man kann von jemandem halten was man will, aber man müsste es nicht sagen. Wirklich?

Es wird doch eine unbestreitbare Tatsache, je nach innerer Einstellung, ganz unterschiedlich gesehen. Wer sieht die Wahrheit? Natürlich ich! Sagt jeder; sage auch ich, aber so wie ich sie sehe. Das ist so wahr wie jede Religion, alle Philosophie, alles politische Geplapper (von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen), die doch alle auf reiner Annahme, ja freier Erfindung beruhen. Wenn es tausend Bücher über den Heiligen Augustinus, den Heiligen Konstantin, über die Kirche, über die Päpste, über Buddha, Schiwa oder andere Götter gibt, so ist sicher, dass dadurch die Erfindungen a priori, von wem sie auch gemacht wurden, nicht zu absoluten und wissenschaftlich nachprüfbaren Tatsachen werden. Aber von dem Umstand der abertausend Bücher profitiere auch ich jetzt, denn ich kann mit dem gleichen Recht - Recht nicht im juristischen Sinn - mein Schreiben neben tausend andere stellen, egal, was Erfindung und was Wahrheit ist. Und muss man überhaupt immer die Wahrheit sagen? Nein! Wahr muss das, was man sagt nicht sein, es muss nur bedeutend sein. So schickte einer meiner früheren Chefs uns Adlaten bei Kongressen immer ans Rednerpult mit den Worten: "Seien Sie bedeutend!" Vielleicht hielt er sich selbst dafür? Ein Professor einer deutschen Universität, nicht mein Chef, ging, als Papst Pius XII, 1958, einen unstillbaren Singultus, einen Schluckauf, hatte, nicht vom Telefon weg, um den Anruf aus Rom, der ihn, den Bedeutendsten, mit Sicherheit erreichen

sollte, nicht zu verpassen. Der Papst starb dann wenige Wochen später, ohne die Hilfe des Professors, wohl weil man in Rom noch nie etwas von der Koryphäe gehört hatte.

Auch von mir hat kaum jemand gehört und auf mich hat niemand gewartet, zumindest nicht darauf etwas von mir zu hören. Vielleicht wenn ich Politiker geworden wäre? Da hätte ich früher anfangen müssen außerdem habe ich mich moralisch für angreifbar gehalten. Wieso? Dieses „wieso?“ hat mir ein Politiker gesagt, denn „irgendetwas hat doch jeder, das wird auch wieder vergessen“. Wie war das mit dem Gedächtnis? Und manches ist wie die Politikerin Angela Merkel sagt, alternativlos. Was hätte Ödipus, der König aus der griechischen Mythologie, machen sollen, wenn alles unausweichlich, alternativlos, war? Wie dem auch sei: Ich habe geschrieben. Quod dixi, dixi, quod scripsi, scripsi. Und, weil ich nicht einfach eine Geschichte erzählen will, die einen Anfang, einen Verlauf und ein meist zufriedenes Ende hat, sondern sich an irgendeinem Punkt, einer Ungeheuerlichkeit festbeißt und sich von da aus weiter ausbreitet, habe ich, ganz überlegt, den Titel, von dem ich hoffe, dass er zumindest neugierig macht, gefunden: Warum ins Friaul?

Nun endlich nochmals: Warum ins Friaul?

Einmal, und das ist es erst in zweiter Linie, habe ich an Eckhard Henscheid und seinen Roman “Die Mätresse des

Bischofs“ gedacht. Des Titels wegen habe ich das Buch gelesen und es war so wie Henscheid schrieb: Die Mätresse und der Bischof kamen nie vor, der Titel war nur erfunden, um lüsterne Leser wie mich, anzulocken. Freilich muss man bei Henscheid vorsichtig sein, denn er hatte wegen seiner Literatur schon Zoff mit dem Bundesverfassungsgericht, was allerdings nur für seine Literatur spricht. Und da dachte ich mir, ein guter Titel, etwa „Ins Friaul?“ könnte nicht schaden. Vor dem Bundesverfassungsgericht hatte ich aus zwei Gründen keine Angst: Erstens glaube ich nicht, dass ich für diese Institution interessant bin und zweitens hatte ich mir tatsächlich vorgenommen ins Friaul zu fahren. Nur ins Friaul, weil ich dort noch nie war? Was ich dort wollte, weiß ich nicht einmal, doch ich werde wohl etliche Seiten später über das Friaul schreiben. Ich habe mich aber daran erinnert, dass in Grado, das auch zum Friaul gehört, früher Ärztekongresse abgehalten wurden, an denen ich nie teilgenommen hatte. Ob es sie noch gibt, seit keine Pharma-Firmen mehr die Flug- und Hotelkosten übernehmen dürfen, wenigstens offiziell nicht, weiß ich nicht. Ich wollte nie an diesem Zirkus, der unter dem Deckmantel der Wissenschaft ablief, mitmachen. Doch jetzt noch, so habe ich gehört, kommen alte, nach ihrer Ansicht bedeutende und verdienstvolle Kollegen dorthin, oder lassen sich dorthin karren, außerhalb der Kongresse, nur um zu zeigen, dass sie, mild lächelnd, wie gute Geister über dem Ort ihrer Verdienste schwebend, noch immer präsent sind. Das sind die lebenden Mumien, die nun in Lehnstühlen auf den Hotelveranden sitzen, wie im Kultfilm mit der Monroe, dem Curtis und dem Lemmon „Manche mögen 's heiß“. Die alten, reichen Knacker betrachten junge Damen, die sie gar nicht beachten und ignorieren die alten, mit ihnen welk

und faltig gewordenen Frauen, die nun, mit Klunkern behängt, mühsam an Krückstöcken gehend, die Treppen herauf kommen. Ist es so in Grado?

In Grado, war auch einer, der für einige Monate, mein Chef war. Er war dies seiner Reputation schuldig. Ein Kollege sagte zwar, er habe an jeder Hand fünf linke Daumen. Immerhin hatte er mit diesen zehn linken Daumen bei Elly Ney Klavierstunden, wie er erzählte. Ich hörte ihn nie spielen. Wahrscheinlich hat er wunderbar gespielt und dies vor der Welt verheimlicht. Wer kennt heute noch Elly Ney? Aber immerhin war sie vor 40 Jahren, als sie kaum noch jemand kannte, zwischen dem Chef und mir ein Gesprächspunkt: Klavierstunden bei Elly Ney!

Ich habe Elly Ney im Konzert nie gehört. Nur, etwa 1950, drängten die Menschen aus der Straßenbahn in Nürnberg, an der Haltestelle bei einem nach dem Krieg notdürftig hergerichteten Konzertsaal, um ins Konzert zu gehen. Da sagte eine ältere Frau neben mir, als ich verständnislos im Gedränge stand, „ja wissen Sie denn nicht was hier los ist? Elly Ney spielt, die Reichsklaviergroßmutter“. Die ältere Frau stieg nicht aus der Straßenbahn, ging nicht ins Konzert. Aus welchem Grund sie nicht in das Konzert ging, weiß ich nicht. Vielleicht hatte sie kein Geld für eine Karte, vielleicht war sie im Dritten Reich nicht in der Partei gewesen, die ältere Frau, und hatte deshalb den wirtschaftlichen Anschluss an die anderen Parteimitglieder verpasst?

Das ist natürlich ein an den Haaren herbeigezogenes Konstrukt: Grado, alter Chef, Elly Ney, Drittes Reich,

Reichsklaviergroßmutter. Erstens kann ein alter Chef, der mit vielleicht 13 Jahren, während der Zeit als Elly Ney am Salzburger Mozarteum lehrte, Klavierstunden hatte, überhaupt nichts für irgendetwas. Nur Neid könnte ihm etwas anhängen. Dass Salzburg zu der Zeit in der Ostmark lag, denn der Führer hatte sein altes Heimatland heimgeholt, ins Reich, dafür konnte auch niemand etwas. Und wenn eine Beethovensonate von der Ney vollendet wiedergegeben wird, dann kennt die Musik keine Partei, keinen Nationalsozialismus. Und die paar Ergebnisadressen und Telegramme an den Führer, welche die Ney geschrieben hat, die wurden doch durch die Konzerte, die sie später in ihrer sogenannten Heimatstadt Bonn, der damaligen Bundeshauptstadt, für die Kanzler Erhard und Kiesinger und den Bundespräsidenten Lübke gegeben hat, völlig aufgewogen. Sagt man. Dass ein Arthur Rubinstein nach den Krieg nicht mehr in Deutschland konzertieren wollte, den Erlös der ersten Konzerte, die er nach dem Krieg in Frankreich gab, den Kriegsoffern schenkte, warum eigentlich? Liegt das an Bonn, woher der ehemalige Salzburger Klavierschüler zu uns, an die Universität kam? Die ganz offen antisemitischen Äußerungen dieses früheren Chefs, die er tat, als er schon nicht mehr mein Chef war, die waren doch in der guten Tradition von Bonn, von den aufrechten Deutschen, der deutschen Kunst und überhaupt kam ja Beethoven aus Bonn. Was ich da nur will?

Nur weil es bei mir ein wenig anders war? Kein Klavier. Geige, die eher in die kleine Wohnung passte. Mit 15 Jahren dann ein Harmonium. Dass man so ein Harmonium als Hallelujavergaser bezeichnet, wusste ich noch nicht, als ich es von der Familie eines frommen Freundes für zwei Mark im

Monat mietete. Aber Hallelujavergaser, wäre wohl schon damals richtig gewesen. Ich war pubertierend, fromm und ein richtiges Klavier wäre mir wie ein weltliches Instrument Satans vorgekommen. Zum Abschluss des mündlich geschlossenen Vertrags über die Miete, sah ich das Harmonium erstmals. Immerhin fünfzehn klingende Register, wie Vox coelestis, Vox humana, also Himmels- oder Menschenstimme, und Trompeten, Flöten, Oboen und Schalmeien. Einige Noten bekam ich dazu. Notenlesen konnte ich. Eigentlich wollte ich das Harmonium nur weil es im Klang, nach meiner Vorstellung, der Orgel, dem himmlischen Instrument, am nächsten kam. Teure Stunden bei einem Lehrer für Harmonium wollte ich nicht nehmen, weil ich dachte, mir selbst alles beibringen zu können. Und, könnte ich erst Harmonium spielen, wäre der Weg zur Orgel sicher nicht weit, dachte ich. Die Heilandspubertät ließ mich auf diese Gedanken kommen.

Im Haus des Freundes, im Zimmer mit dem Harmonium, stand noch ein Kinderbett. Darin saß oder kauerte, mit einem Flügelhemdchen bekleidet, aus dem offenen Mund sabbernd, sich ungelentk, fast choreatisch bewegend und grimassierend, undefinierbare und quietschende Laute von sich gebend, ein Kind. Man sagt heute dazu: geistig und körperlich schwerstbehindert. Das Kind war dreizehn Jahre alt, also zwei Jahre jünger als ich. Auf ein Pfeifen und Winken hin zu dem Kind, verzog es den Mund zur Grimasse, die Lächeln bedeuten sollte. Seit seiner Geburt sei das Kind in diesem Bett, sagte der Freund. Es sei eines seiner vier weiteren Geschwister, die aber, außer diesem, alle gesund seien, wie er betonte. Die Eltern hätten den Jungen durch den ganzen Krieg gebracht, ihn

versteckt, um ihn nicht dem unausweichlichen Euthanasietod zu übergeben.

Ich hatte zu dieser Zeit erstmals von Euthanasie gehört und dass dies die Vernichtung lebensunwerten Lebens bedeutete. Die Nazis hätten das, wie man sagte, so genannt: Unwertes Leben. Jetzt, zwei Jahre nach Kriegsende, war es das erste Kind, das ich sah, das man zu denen gerechnet hatte, deren Leben nichts wert sei, weder für sich selbst noch für die Volksgemeinschaft. Nie hatte ich bis dahin jemand gesehen, den man heute als Behinderten bezeichnen würde. Ja, Verwundete aus dem Krieg, auch Blinde aus den Ersten Weltkrieg, die mit einer gelben Binde am Arm versehen, meist von ihrer Frau geführt wurden. Auch der Führer, so hatten wir beim Jungvolk erzählt bekommen, sei nach einem Gasangriff vorübergehend erblindet, in Pasewalk im Lazarett gelegen. Die Verwundeten hatten Arm- oder Beinprothesen, gingen meist an Krücken, einige hatten Brandwunden im Gesicht; die konnte man im Krieg und danach noch sehen. Aber so ein Kind, während des Krieges? Gab es nicht.

Dass Eltern, die das Kind während des Krieges dem Zugriff der sie angeblich pflegenden und beschützenden Einrichtungen entzogen, sagten, was sie als Kind in die Welt gebracht hatten, wollten sie als eine ihnen auferlegte, göttlichen Fügung nehmen? So wurde es jedenfalls genannt, als Jahre nach dem Krieg, die Sache vom kranken Kind der Familie langsam in der Nachbarschaft durchsickerte. Ob es viele solcher Eltern gab, weiß ich nicht. Noch vor dem Krieg musste ich mit meiner Mutter, bei einer materiell etwas besser gestellten Familie, die in einem Ort bei Nürnberg in einem Siedlungshaus, wie dies hieß, wohnte, einen Besuch machen. Eine der Töchter der Familie war

einst Arbeitskollegin meiner Mutter und hatte entweder zu dem Besuch eingeladen, oder war von meiner Mutter zur Einladung gedrängt worden. Wahrscheinlich gingen wir nur einfach so mal hin. In der Familie gab es noch eine Schwester der Arbeitskollegin, normal gekleidet, so halb erwachsen, aber mit eigenartiger Sprache und Gebaren. Ob das ein mongoloides Kind war, wie ich heute vermute, weiß ich nicht. Im ersten Kriegsjahr, als wir noch einmal dort in der Familie waren, gab es diese Tochter nicht mehr. Sie sei fort, hieß es.

Man kannte damals auch Jugendliche, für die die Erwachsenen eher den Ausdruck "beschränkt" gebrauchten. Aber diese Menschen waren meist in körperlich guter Verfassung und beschränkt bezog sich nur auf tatsächliche oder scheinbar geistige Einbußen. Ich bin nicht sicher ob ich das Wort und den Begriff beschränkt nicht eher in der ersten Nachkriegszeit hörte und dies dann auf frühere, kindliche Erinnerungen an mögliche Nachbarskinder bezog. Jedenfalls, die Einrichtungen, die sich um diese Kinder kümmerten, waren Diakonieanstalten in Neuendettelsau und in Rummelsberg. Natürlich gab es solche, mit gleicher Vorgeschichte und Nachkriegsbewältigung, im Reich zuhauf. Rummelsberg soll die dort untergebrachten und versorgten Kinder weitgehend dem Zugriff der Nationalsozialisten entzogen haben, wie einer meiner Mitschüler, der Sohn eines Diakons aus Rummelsberg, später berichtete. Von Neuendettelsau kamen nachweislich viele Kinder in großen Transporten, ausgewählt von den Heimleitern, in Anstalten, die ihre sofortige Vernichtung betrieben. Aber gerade die Verantwortlichen von Neuendettelsau sollten in der Nachkriegszeit zu höchsten Ehren kommen und wurden für ihre Verdienste während des Krieges ausgezeichnet. Vielleicht sollte

man das aber gar nicht erwähnen, es klingt so überheblich, wie Nestbeschmutzung, was mir später sehr oft vorgeworfen wurde. Doch konnten diese Männer der Kirche, denn solche waren es, anders handeln? Was hätten sie tun sollen? Tote auferwecken, wie das der liebe Heiland mit dem Töchterchen des Jairus oder mit dem Lazarus tat? Das konnten sie nicht. Und waren die Kinder, die man zu ihnen geschickt hatte, nicht so viel wie Tote? Sie kannten oder erkannten sich doch selbst nicht und litten nicht unter ihren meist angeborenen Gebrechen. Wie hätte man ihnen helfen können? Außerdem helfen? Helfen war gar nicht vorgesehen, hieß allenfalls ihnen ins Jenseits zu verhelfen. Auch dass die Kinder ihnen anvertraut waren, ist eine Unterstellung, eine falsche dazu. Anvertraut hätte doch geheißen, dass man sie dahin gegeben hätte, wo man sich besser um ihr Wohl kümmern kann, als es Eltern zuhause vermögen. Hat man deshalb solche Kinder den Eltern weggenommen, gewaltsam, um sie besser zu versorgen? Noch zu gut kann ich mich an all die nach Kriegsende, als das Reich weg war, hervorgeholten Ausreden und gewundenen Erklärungen erinnern.

Vielleicht sagt man, dass ich doch keine Ahnung habe davon, wie es damals war. Wie kann man auch von einem Harmonium, einem schwer behinderten Kind, auf das Dritte Reich und die Euthanasie kommen? Natürlich habe ich von all dem, was um Euthanasie, Eugenik und die Nazizeit geht, erst viel später erfahren. Ich weiß auch, dass es Widerstand seitens kirchlicher Einrichtungen gegeben hat, dass dieser Widerstand letztlich gebrochen wurde und dann zur Obrigkeit, schon aus fundamentalen Gründen Loyale wie Pastor Fritz Bodelschwingh, ihr Heil „in partieller Resistenz bei partieller Kollaboration“

suchten. Freilich hat Jaspersen, ein Arzt aus Bethel, wo Bodelschwingh war, einen Bericht an den Direktor Bothe des St. Franziskus- und St. Rochushospitals in Telgte – das Telgte nämlich, das nicht wusste, dass es später zum Treffen der Gruppe 47 durch Günter Grass wird – gesandt, der diesen an Clemens August Graf von Galen, den Bischof von Münster, weitergab. Von Galen formulierte dann den Protest der katholischen Kirche gegen das Euthanasieprogramm der Nationalsozialisten und wurde daraufhin von diesen angegriffen. Die offizielle Meinung der katholischen Kirche nach dem Krieg, dass von Galen Hitler veranlasst habe, das „Aktion T4“ genannte Programm zur vorgesehenen Vergasung von 70 000 geistig Behinderten, aufzugeben, ist ein Konstrukt zur Selbstdarstellung und ein Irrtum. Hitler und seine Helfer haben das Programm keineswegs eingestellt, nur die Tötungsorte, meist in den Osten, verlagert. Aber ich fürchte Euthanasie, Eugenik, Gentechnik, Genmanipulation, Gene, Papst und Sarrazin, falls den noch jemand kennt, werden, zumindest mich, noch sehr beschäftigen.

Und das alles wegen Klavier, Harmonium, Grado, Friaul? Gibt es nicht dringendere Probleme und Themen? Wir leben im 21. Jahrhundert, im dritten Jahrtausend nach unserer Zeit. Da sieht die Welt anders aus: Aufgeklärt, frei, selbstbewusst. Freilich, nach unserer Zeit; was heißt das eigentlich? Man schreibt oder sagt auch vor oder nach unserer Zeitrechnung. Was war vor unserer Zeit? Aber daran, an solch einer Frage, kann sich nur ein Pedant aufhängen. Die Zeit ist, nein, sie steht für die Zeitrechnung, klar. Außerdem, wer rechnet denn noch? Zumal der Nullpunkt zwischen vor und nach unserer Zeit gar nicht sicher ist. Was ist null? War es nicht vielleicht doch eine Eins, weil man zur Zeit des Nullpunkts die Null als Zahl noch gar

nicht kannte? Wie schreibt man mit römischen Zahlen die Zahl Null? Aber ist dieses Fragen nicht nur Unsinn, geschwollenes Gerede: Als ob von einem Wort, einer Zahl, irgendetwas abhinge! In der Geschichte schon gleich gar nicht. Die biegt sich doch jede Nation, jedes Dorf, jede Familie so hin, dass sie passt. George Santayana (1863 – 1952), der spanisch-amerikanische Philosoph schrieb dazu: „Geschichte besteht aus einem Haufen Lügen über Ereignisse, die niemals stattfanden, erzählt von Menschen, die nicht dabei waren“. Und heute, ja, heute, da weiß man ganz sicher, was es mit dem Jahr null auf sich hat, auch wenn man in der früheren DDR, der deutschen Demokratischen Republik nur „vor und nach unserer Zeit“ sagte. Natürlich heißt das nach Christi Geburt, weil man mit der Geburt des Juden Jesus zu zählen begonnen hat.

Also Christi Geburt, nehmen wir als null oder eins, oder überhaupt als Startpunkt. Meinetwegen. Dieser Geburtszeitpunkt sei allerdings, sagt man, sechs oder sieben Jahre vorher gewesen, also vor der Geburt. Auch gut, weil davon wirklich nichts abhängt. Ob ein oder sieben Jahre vor Christi Geburt, macht nichts aus. Nur wegen der Pingeligkeit einiger Siebengescheiter, die nachgerechnet haben, dass die Sache mit dem Stern von Bethlehem, eben eine besondere Konstellation von Venus, Mars, Jupiter oder sonst einem Stern war, die es nur vor Christi Geburt gegeben haben kann, was soll das? Wenn sowieso zeitlich einiges durcheinander geht, ist es da verwunderlich, wenn dann noch eine Jungfrau ein Kind bekommt? Wo es erst der Engel verkünden musste, dass sie ein Kind bekommt, die Maria, von dem sie gar nichts gespürt hat, keine Kindsbewegungen im Bauch, obwohl das Kind ja nicht einmal ein Siebenmonatskind

sondern allenfalls ein Siebenwochenkind war? Auch hier soll man nicht so pingelig sein, weil sie, die Maria ja von dem Hauch, wenn es ein solcher war, also von dem Heiligen Geist, als es denn passierte, so gar nichts bemerkt hat.

Am Tympanon einer Türe der Marienkapelle in Würzburg, hat man das scheinbare Problem so gelöst, dass der Samen des Heiligen Geistes wie über eine Rutschbahn ins Ohr Marias gelangte. Dadurch konnte Maria Jungfrau bleiben, weil kein schamhafter Körperteil involviert wurde. Das war eben subtiler und nicht so plump wie bei dieser altgriechischen Danae, die da so einfach einen Goldregen des Zeus, der er selber war, so wie der Heilige Geist auch Gott war, darüber laufen ließ. Bei Gustav Klimt und seiner Danae, auch bei anderen Malern kann man sehen wie das ging. Übrigens, es gibt in zwölf großen vorchristlichen Religionen, wie Buddhismus, bei Griechen, Römern, Persern usw. mindestens eine Jungfrauengeburt. War also wohl doch nichts Neues. Und noch übrigens, nur so nebenbei bemerkt, sagte doch Frau Prof. Dr. Uta Ranke-Heinemann am 15. 4. 1987 im Marienwallfahrtsort Kevelaer gegenüber dem WDR: "Viele Juden sind umgebracht worden, weil sie nicht an die Jungfrauengeburt glauben konnten. Und ich kann das auch nicht." Drei Monate später entzog ihr der Essener Bischof Franz Hengsbach daraufhin die Lehrerlaubnis für katholische Theologie. Man muss also schon an die Jungfrauengeburt glauben, oder wenigstens nicht sagen, dass nicht!

Auf einem kleinen jüdischen Friedhof, ganz in meiner Nähe, ist auf einem alten, schon beschädigten Grabstein, in Hebräisch und Deutsch zu lesen, dass die hier begrabene Wilma Levy im Jahre 5475 verstorben ist. Obwohl doch alles geklärt scheint, das mit der Zeit, haben sich in der Wilhelminischen Zeit zumindest Juden, aber nicht nur diese, nicht daran gehalten. Und eine viel größere Menschenmasse, die dem Islam anhängt, hat die Zahl Null ihrer Zeitrechnung mit Mekka oder Medina und einem gewissen Propheten in Zusammenhang gebracht. Was ist nun richtig, was ist wahr? Was die Juden betrifft, beginnt deren Zeitrechnung mit der Erschaffung des Weltalls, als man erst noch das Licht von der Finsternis trennen musste. Ein gewisser Jahwe oder Jachwe, oder jemand, der sich einfach nur Gott nannte, - vielmehr Gott genannt wurde - soll das gemacht haben. Die Pflanzen, von denen am wenigsten die Rede ist, die Tiere und am Schluss die Menschen, eben alles, was auf der Erde, dem Mittelpunkt des Weltalls war, wurden geschaffen, als man in Mesopotamien längst große Städte mit Palästen und Kanälen hatte, erbaut von Menschen, die bereits eine Schrift kannten. In Ägypten entstanden Reiche auf dem Boden vorangegangener Kulturen. Wahrscheinlich hat da der liebe Gott, der so gerne mit dem Lehm gespielt hat, zu Mensch, Tier, zu allen Wesen eben gesagt, als diese ihrer Erschaffung gewahr wurden, aber bemerkten, dass es da noch Anderes gibt: „Guckt da nicht hin, das geht uns nichts an. Wir haben unseren eigenen Lehm.“

Man wird nun sagen, dass dies alles nur Metaphern sind, das Erschaffen aus Lehm, aus Gedanken und sonstigen Ereignissen, auch das mit der Jungfrauengeburt, was man nur nicht sagen darf. Vielleicht war alles nur verbindlich für die

Menschen vor unserer aufgeklärten Zeit. Mein Gott, so sagt man, da konnte es schon mal vorkommen, dass Eiferer jemand verbrannten, der zumindest die „Glaubensinhalte“ leugnete. Er hätte ja auch schweigen können. Und dass man bis ins 18. Jahrhundert verbrannte, egal ob irgendetwas geleugnet wurde oder nicht? Und bis heute wird noch verfolgt und – nur manchmal subtil – gemartert, wenn nicht gar auf erdachte Beschuldigungen hin. Schließlich weiß man ja, wie versteckt heute noch Satan lauert. Man muss sich nur auf ein besessenes Mädchen knien, so lange bis der Teufel aus ihm herausfährt, was sogar noch nach dem Tod des Mädchens möglich ist.

Aber sind das nicht nur von mir erfundene Schauergeschichten, bloß um der Religion, den gläubigen Menschen zu schaden? Vielleicht aus Rache und Scham, weil ich früher selbst so gläubig war? Nun gut, dazu müsste ich zumindest kompetent sein, wie es der damalige Vorsitzende der katholischen Glaubenskongregation in Rom war, ein gewisser Kardinal Joseph Ratzinger, der heute als Papst fungiert. Dieser besuchte, noch im 21. Jahrhundert, ein Seminar von Exorzisten, eben in jenem Rom wo er die ernsten und schwarz gekleideten Männer anspornte, sich auf ihre künftige Aufgabe gewissenhaft vorzubereiten. Man muss sich übrigens in diesem Zusammenhang auch mit der Sexualität und so Dingen unterhalb des Nabels befassen, womit, zumindest die katholische Kirche gar nichts zu tun hat. Und wenn? Alles sind Metaphern, die nicht übertreten werden dürfen. Kann man Metaphern übertreten?

Da sollte man das mit dem göttlichen Sex etwas näher untersuchen: Wie wir alle wissen, haben ja Gott, die Götter, die Religionen, die Kirchen, die Kirche, der Glaube, nichts mit Sex zu tun. Nur, warum beginnen eigentlich alle Urmythen mit irgend so einer Sex-, Zeugungs-, oder Gebärgeschichte? Das ist sicher Zufall, wird man sagen. In der jüdisch-christlichen Genesis – christlich habe ich da nur eingefügt, weil sich alle Christen auf diese Abstammung berufen – hat der liebe Gott keinerlei Sex mit irgendjemand gehabt, nicht einmal mit sich. Nach einer etwas anderen Geschichte hat er zwar dem schon erschaffenen Adam eine Rippe herausgenommen und eine Eva daraus gemacht. Doch geläufiger ist wie wir, nur als Metapher wissen, dass er eben mit Lehm geknetet hat. Warum man ihn allerdings Vater, auch Gottvater nennt, weil man Vater erst wird, wenn man gezeugt hat, kann ich nicht sagen. Jedenfalls muss er, Gottvater, noch etwas in der Hinterhand gehalten haben, denn alles erinnert ein wenig an Zeus und Danae, ein Vorgang, den Klimt, wie schon gesagt, gemalt hat und wie er in der Rutschbahn mit dem Samen an der Würzburger Marienkapelle dargestellt ist. Das nur zur Erinnerung. Also Gott hat gesagt oder soll gesagt haben, „wenn ihr von diesem Baum der Erkenntnis esst, seid ihr Menschen und müsst Sex haben“, oder so ähnlich. Also hat doch die Geschichte der jüdisch-christlichen Menschheit mit Sex begonnen. Da ist nur eines unverständlich: die Angelegenheit mit der unbefleckten Empfängnis. Für mich ist das kein Problem, ich muss es mir nicht erklären, weil es noch nicht mal Schrödingers Katze ist, falls man diese kennt. Es ist eher eine dichte Schachtel, prall angefüllt mit einem Vakuum. Aber ich war gespannt, was unsere Heilige Mutter Kirche jetzt dazu sagt, nicht was sie zu Zeiten der Marienkapelle in

Würzburg sagte. Ganz einfach: Der 8. Dezember erinnere an die so genannte „Unbefleckte Empfängnis“. Diese Bezeichnung sei irreführend, weil damit das Verständnis nahe liege, Geschlechtsakt und Empfängnis seien etwas „Befleckendes“. Diese Sicht habe trotz gegenteiliger Gerüchte nie Eingang in die offizielle Lehre der Kirche gefunden. Mit dem Dogma der so genannten „Unbefleckten Empfängnis“ bekennt die katholische Kirche eine Grundbotschaft des christlichen Glaubens: Gott überlässt den Menschen nicht dem Bösen (dem „Befleckenden“, der „Erbsünde“), sondern er erlöst ihn davon. Die „Unbefleckte Empfängnis“ sei nicht ausdrücklich in der Heiligen Schrift enthalten. Hier stütze sich die katholische Kirche auf „die im Glauben gelebte und vom Heiligen Geist geführte Auslegung der Offenbarung“. Papst Pius IX. verkündete dieses Dogma im Jahre 1854 in seiner Bulle „Ineffabilis Deus“ (der „unbegreifliche Gott“). Der volle Titel des Festes vom 8. 12. lautet: „Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria, „Voll der Gnade““. Maria ist von Gott selbst erwählt und befähigt, Mutter Christi zu werden. Das ist gemeint, wenn der Engel Gabriel – wie es im Lukasevangelium heißt – Maria mit den Worten grüßt: „...du bist voll der Gnade!“ „Gnade“ meint die lebendige Gegenwart des liebenden Gottes und die Verwandlung, die seine Nähe bewirken kann.“

Also hat es doch Sex gegeben zwischen Maria und dem Heiligen Geist, wenn auch ohne Erbsünde, einfach so. Oder hat vielleicht doch ein gewisser Josef mit der Maria was gehabt, aus dem dann ein kleiner Jesus entstand? Wenn man den Engel Gabriel, der – wie es im Lukasevangelium heißt – Maria mit den Worten grüßt: „...du bist voll der Gnade!“ „Gnade“ meint die lebendige Gegenwart des liebenden Gottes und die

Verwandlung, die seine Nähe bewirken kann“ dann könnte man ja sagen, dass ganz einfach nachträglich die Sache sanktioniert wurde dadurch, dass der Heilige Geist dazu kam. Gut, aber wie ist dann das mit der Jungfrau? Es soll zwar gewisse Operationen geben, die einen ursprünglichen Zustand wiederherstellen, aber ob man das schon damals, wo es keinen Antibiotikaschutz, keine sterilen Operationssäle gab, noch dazu in einem Stall bei Ochs und Esel auch wagte, kann ich nicht sagen. Na gut: beim allmächtigen Gott ist alles möglich. Acht Tage alte Knaben kann man ja auch ohne Antibiotika beschneiden, seit 4000 Jahren. Aber das ist eine andere Geschichte.

Ja wenn man das mit der unbefleckten Empfängnis schon früher so klar und schön erklärt hätte? Ich war eben, wie die gläubigen Frauen im tiefen Bayern, auf Sizilien und wo es sonst noch Katholikinnen gibt der Meinung, dass es doch so etwas mit Sex und Nichtsex zu tun hat, weil auf Altartüchern steht, dass Maria ohne Makel empfangen hat. Und der Makel hat also gar nichts mit dem Jungfernhäutchen, dem Hymen zu tun, von dem auch in der griechischen Mythologie immer gefaselt wird, so dass es nichteinmal „peng“ gemacht hat als klein Jesus aus Maria der Jungfrau geboren wurde? Freilich, dass das die Erbsünde ist, dieses Häutchen da, oder dieses Drumherum, das wussten etwa zu Zeiten der Inquisition die Frauen, die es mit dem Teufel getrieben hatten und die man deshalb verbrannte, gar nicht. Allerdings war das erst etwa vierzehn bis siebzehn Jahrhunderte nach den Ereignissen oder Metaphern von Nazareth und Bethlehem und da konnte man sich doch nicht mehr so daran erinnern. Überhaupt lebten die Menschen im tiefen Unglauben des Makels, bis ihnen das Pius IX als Dogma

näher brachte. Da hörte endlich die blöde Fragerei nach der unbefleckten Empfängnis auf. Basta! Der Mensch brauchte nicht mehr zu fragen, er hatte nur noch zu glauben. Hätte Pius IX etwa gesagt, das mit der unbefleckten Empfängnis sei nur so dahergesagt, eine Metapher, hätte man doch gesagt, man müsse ihn verbrennen und er habe wohl einen Sprung in der Schüssel. Ich will das für Laien etwas verständlicher darstellen: Da liegt ein nackter Priester mit einer nackten Dame im Puff in einem Bett. Die Türe geht auf und herein kommt der Bischof und hebt fragend die Augenbrauen. Der Priester sagt“ Amen, wir haben eben zusammen den Rosenkranz gebetet.“

Also, um das mit der unbefleckten Empfängnis nochmals zusammenzufassen: Das eigentlich Obszöne bei dem Makel, der keiner ist weil ja nichts Geschlechtliches vorkommt, ist diese geschraubte, sabbernde Erklärung der Kirche oder besser gesagt der berechnenden Idioten, die sich für die Kirche halten. Und dass man Menschen, die diesen absoluten Unsinn nicht glauben wollten einfach getötet hat, ist die nächste Obszönität. Heute entzieht man ihnen wenigstens nur die Lehrbefugnis.

Aber, das sind doch wirklich nur Metaphern, wird man sagen, das wissen wir doch. Das sind Rituale, denen wir eben heute noch unterliegen. Wir, wozu ich mich persönlich nicht rechne, beten doch, ob nun jeden Sonntag oder nicht: “Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erden und an Jesum Christum (oder Jesus Christus) seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist von dem Heiligen Geist, geboren aus Maria der Jungfrau “ und so

weiter. Es gibt etwas unterschiedliche Versionen mit gleichem Inhalt. Ich könnte das auch in Latein bringen, wo man es das Credo nennt, will ich aber gar nicht. Wir wissen doch, dass es nur Metaphern sind. Und als da ein Dominikanermönch, nicht Luther, dieser keineswegs, der hat übrigens die Sache mit dem allmächtigen Schöpfer geglaubt, sondern ein gewisser Giordano Bruno etwas von einem unendlichen Weltall geredet hat, da hat man ihn eben verbrannt. Das war im Jahr 1600 nach Christi Geburt, als man infolge der Kenntnis der Handelswege nach Indien, schon seit hundert Jahren von der Erde als Scheibe abgerückt war. Doch was soll man machen? Hätten die Päpste etwas dagegen unternehmen sollen, wo sie vielleicht geografisch nicht so gebildet waren und nicht selbst mit Indien Handel trieben? Sie haben andere Aufgaben von Gott bekommen: Sie mussten wie ein anderer Pius, der XI nämlich, beispielsweise Kardinal Bellarmin, den Jesuiten, 1930!! heilig sprechen, der die Prozesse gegen Galilei und Giordano Bruno führte und letzteren auf dem Scheiterhaufen im Jahr 1600 verbrennen ließ. Das war die päpstliche Antwort auf die Absicht der Römischen Bürger, Giordano Bruno am Campo de' fiori, dem Ort seiner Verbrennung, ein Denkmal zu errichten. Galilei ist in einem späteren Prozess, den Bellarmin führte, an den Hof des Erzbischofs von Siena verbannt worden. Also wenn ich das so anschau, Päpste, Jesuiten, Kirche, Dogma, dann muss ich doch an Professors Galletti denken, was ich später erläutere. Doch wozu rege ich mich auf?

Hat man nicht im 18. Jahrhundert, vor der Französischen Revolution, eine ganze Geschichtsepoche Aufklärung genannt? Aber was hat man aufgeklärt, wen, worüber? Ach ja, darüber

dass sich wieder einmal, die Sonne nicht mehr um die Erde dreht. Ich weiß nicht, ob man das verboten hat oder ob sich die Sonne noch nie um die Erde drehte? Das hätte man ja vorher nie wissen können, denn, einen Kopernikus, einen Kepler, einen Galilei, hat es die je gegeben und wer waren sie? Das waren Intellektuelle, sagt man heute. So was wie Astronomen. Damals, im 16. Jahrhundert allerdings, hat es Wissensverbote gegeben, Verbote nach der Ursache natürlicher Phänomene zu suchen, um den Glauben an Wunder, an die Wahrheit biblischer Schöpfungsgeschichten, an göttliche Geheimnisse nicht zu gefährden. Und nun, im 18. Jahrhundert erinnerte man sich daran, dass es da etwas gegeben hat. Doch will ich der Aufklärung nicht Unrecht tun, weder den sehr zahlreichen Philosophen, unter denen Emanuel Kant nur einer von vielen war, noch den nachreformatorischen Geistlichen, den Künstlern auf allen Gebieten, wie Voltaire oder Rousseau, die fast alle nur darüber aufklärten wie Gott dieses und jenes, zum Wohl der Menschen oder zu dem seiner Schöpfung, gemacht hat. Dabei gab es durchaus Philosophen wie David Hume, Denis Diderot, der die berühmte Enzyklopädie mit D'Alembert herausgab, die von dem Unsinn eines nie vorhandenen Gottes wussten, die ihre Schriften meist unter einem Pseudonym im jeweiligen Ausland veröffentlichen mussten. Auch hier waren Kirchen, gut 150 Jahre nach dem Scheiterhaufen für Giordano Bruno, noch in der Lage, solch missliebige Leute umbringen oder wenigstens ins Gefängnis werfen zu lassen wie Diderot.

Bei Philipp Blom, in seinem grandiosen Werk „Böse Philosophen“ (2010) habe ich gelesen, wie man dem 19jährigen Chevalier de la Barre im Jahre 1766, 23 Jahre vor dem Beginn

der Französischen Revolution, wegen Blasphemie den Prozess machte. Er soll sich geweigert haben vor einer vorbeikommenden Prozession den Hut abzunehmen, er habe unfrome Lieder gesungen, bei einer Hausdurchsuchung fand man bei ihm Voltaires Philosophisches Wörterbuch, das auf dem päpstlichen Index stand und zwei erotische Romane. Das Urteil, zu dessen Vollstreckung in der Provinzstadt Abbeville der Henker von Paris, Charles-Henry Sanson, extra anreiste lautete: Im Büßerhemd mit einer großen Wachskerze vor der Kathedrale knien und um Vergebung zu flehen, dann werde ihm die Zunge herausgerissen, seine Hand werde abgehackt, bevor er bei lebendigem Leibe, zusammen mit Voltaires Buch, verbrannt werde. Man hat allerdings dieses Urteil, das auch die Philosophen als barbarisch empfanden, abgemildert und hat am 1. Juli 1766 bei der öffentlichen Hinrichtung die Zunge nur durchbohrt, dann den Verurteilten enthauptet und die Leiche auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Vor dieser Hinrichtung hatte man ihn noch „peinlich befragt“, wie, das kann ich gar nicht zitieren so grässlich ist es, und Blom, der Autor der „Bösen Philosophen“ schreibt auch, „dass der Gefolterte einer Prozedur unterworfen wurde, die heute als waterboarding eine neue, traurige Berühmtheit erlangt hat“. Papst Benedikt XVI hat, als er noch Kardinal und Vorsitzender der Glaubenskongregation in Rom war, gesagt, wörtlich, „dass die Urteile der Inquisition doch viel milder und gerechter waren als die weltlicher Gerichte“. Ich muss hierzu wieder auf Professor Galletti verweisen, was noch erklärt wird. Übrigens: Es gibt einen §166 StGB, den sogenannten Blasphemieparagrafen, der wegen der Möglichkeit der Verunglimpfung religiöser Gefühle und damit der Störung des inneren Friedens, bis mehrjährige Freiheitsstrafen vorsieht.

Auch jetzt noch im 21. Jahrhundert n. Chr. könnte man Papst Benedikt vielleicht fragen, wie das mit der Milde der Inquisitionsurteile und dem Paragrafen ist? Wer schützt den Atheisten und respektiert seine Meinungsfreiheit, wie sie ja für die Religionen gefordert wird? Natürlich niemand. Geht ja auch gar nicht, weil, wer nichts glaubt auch keine Religion hat und deshalb eine Blasphemie nicht möglich ist und nichts geschützt werden muss.

Dass diese Epoche der Aufklärung keine zeitlich umrissene, nur vorübergehende war, zeigt sich darin, dass es heute noch und wieder Naturwissenschaftler, bedeutende Physiker, Mitglieder internationaler, hochangesehener Gesellschaften, gibt, die die Evolutionstheorie – die ich hier nicht mit Aufklärung generell gleichsetzen will – deshalb für unwahr halten, weil sie sich nicht vorstellen können, dass die von ihnen bestaunten Wunder der Natur, ohne einen Plan Gottes entstehen konnten. Hier tut sich vor allem das konservative, Waffentragende, religiös in unzählige Kirchen geteilte Amerika hervor. Es gibt allerdings auch in Amerika, viele mindestens ebenso bedeutende Wissenschaftler, die diese Meinung als Peinlichkeit betrachten und gerne dem Vergessen preisgeben möchten. Aber gab und gibt es denn wirklich niemand, der aufgeklärt genug ist, um wenigstens die naturwissenschaftlichen Tatsachen, und wäre es nur diese, dass die Erde keine Scheibe mehr ist, zu erkennen? Gewiss: Intellektuelle Größen, mit scharfem Verstand und ungeheurer Bildung, das waren, wie man irrtümlich sagt, früher die Jesuiten. Sie waren anderen, auch Mönchen, die nur Bücher abschrieben und Leute verbrannten, wie die Dominikaner, doch haushoch überlegen. Sie dienten dem

Papst und wurden auch zeitweise von einem Papst verboten. Von einem Bellarmin SJ habe ich schon geschrieben und von dem Tier des Professors Galletti. Und hat eine Physikerin, noch nie etwas von Kopernikus, Kepler, Newton, von Astrophysik, vom Universum und seiner Entstehung gehört? Warum will sie, die wohl nur an der Festigung der eigenen Macht interessierte Frau Dr. Angela Merkel, in eine eventuelle europäische Verfassung Gott einbinden?

Nun muss ich wohl erklären, warum ich eifernd, scheinbar genüsslich aber sinnlos, nur gegen Religionen, ja Gott, seitenlang und ermüdend, längst vergessene, alte Geschichten, ob sie wahr oder unwahr sind, hervor zerre. Das hat doch nichts mit unserem Leben, unserer Zukunft zu tun! Gemach, denn all das und gerade das bestimmt unser Leben, das Leben auf dieser Erde heute noch bis ins kleinste Detail. Nur die Form der Scheiterhaufen hat sich geändert und die Hitze ist durch Napalm und Kernkraft etwas angestiegen. Und während man Völker verhungern lässt, betet man für den Frieden, betet den Kreuzweg, besteht auf der jungfräulichen Geburt, lässt keinen Zweifel an den Worten Allahs, an den Entscheidungen der Partei und tötet diejenigen, die die geringsten Zweifel anmelden. Und muss man nicht die Geschichte immer wieder neu ins Gedächtnis rufen, um zu zeigen, dass sich nichts geändert hat, weder an Erfindung noch an Grausamkeit?

Wir sind aber jetzt im 21. Jahrhundert und aufgeklärt, wird man sagen. Worüber aufgeklärt? Noch nichteinmal wie man Kinder bekommt und wie man keine bekommt, die dann nur verhungern? Aber Gott lässt doch seine Geschöpfe nicht

verhungern, wenn er ihnen schon das Leben geschenkt hat! Schon wieder Sex, Kirche, Verhütung? Und Aufklärung? Welche Aufklärung und worüber? Es geht hier nur banal darum, wie man etwa trotz Sex keine Kinder bekommt, die man vor Not nicht ernähren kann. Aber das ist doch verboten, denn ohne Kinderwunsch, oder wenigstens unter Inkaufnahme eines Kindes als Verkehrsunfall, hat und hatte man keinen Sex zu haben. Hätte man sonst noch in Zeiten der Aufklärung, die verzweifelten Kindsmütter, die ihr tot oder lebend geborenes Kind versteckten oder ertränkten, nicht selbst ertränkt? Zu Sühne für mangelnde Aufklärung? Und versucht bis heute die katholische Kirche, alles, was mit Sex, Zeugung und Geburt zu tun hat, zu bestimmen, zu verschweigen oder unter den heiligen Mantel Marias zu kehren? Kein Wunder, dass wir nicht aufgeklärt wurden, weil die Alten, die Eltern, es selbst nicht waren.

Und jetzt muss ich so zwischendurch Professor Galletti zitieren, um nicht immer nur kryptische Anspielungen zu machen. Professor Galletti wusste nämlich was ein Schwein ist und sagte: „Das Schwein verdient seinen Namen zu Recht, denn es ist in der Tat ein sehr unreinliches Tier“. Das ist zwar nicht richtig und der Professor irrte, denn, wenn man Schweine nur etwas human, also menschlich hält, so gehen sie in ihrem Stall immer in eine bestimmte Ecke, um dort ihre Notdurft zu verrichten. Rinder etwa tun dies nicht, sie lassen laufen, wo sie gerade sind. Damit ist es noch nicht einmal ein Zirkelschluss, der dem Professor hier unterlief, bei seiner Auffassung allenfalls eine Tautologie oder ein Pleonasmus? Denn, dass man ein stinkendes Vieh, das anatomisch-histologisch, also vom

Organaufbau her, die größte Ähnlichkeit mit den Hominiden und schließlich dem Menschen hat, einfach mit irgendeinem Namen belegt, ist moralisch nicht wertend, oder doch? Wenn man also etwas so und so sehen kann, beides nicht falsch ist, nähern wir uns der Unbestimmtheit der Heisenbergschen Unschärferelation und, weil es auf den Ort des Beobachters und seine Beziehung zur Veränderlichkeit des Objekts ankommt, der Relativitätstheorie. Klar, dass dies eine abstruse Deutung und Verrenkung ist, aber was ist sie gegen jesuitische und päpstliche Auslegungen zu diesem oder jenem Thema? Und deshalb muss ich sagen, diejenigen die ich in einen Zusammenhang mit Professor Galletti gebracht habe, genannt habe, könnte man Schweine nennen. Aber, um nicht juristisch belangt, vor ein Tribunal gezogen zu werden, verweise ich darauf, dass der Begriff Schwein, bei dem es sich doch nur um eine Metapher handelt, nicht moralisch verwerflich sein muss.

Eigentlich bin ich einige Seiten vorher an der Jungfrauengeburt hängen geblieben und meine, der Papst und sehr viele seiner Vorgänger, auch die Jesuiten, haben bei der ihnen nachgesagten Intelligenz übersehen, dass Geburt und Jungfrau nicht einmal ein Pleonasmus, sondern eine *contradictio in se* ist. Aber sie haben schon das mit Weltall, Schöpfung und wer weiß noch was nicht begriffen und hingekriegt. Dafür haben sie Menschen, die das begriffen und kundtaten, einfach verbrennen lassen. Sind sie dann Gallettis Metapher? Aber was ich dazu noch bemerken, sogar betonen will ist, dass das auch für alle anderen Religionsführer, für die Religionen selbst zutrifft, die ihren Glauben, ihre Fiktion als Dogma darstellen und Andersdenkende bestenfalls tolerieren, meistens aber bis zur

Vernichtung verfolgen. Jeder, der eine Macht ausübt, eine weltliche, politische, obwohl er weiß, dass das wovon er die Macht oder seinen Auftrag ableitet unwahr ist, der ist das von dem wir sprachen. Wenn er es intellektuell nicht kapiert und nur glaubt, weil man glaubt, ist er ein dummes, ja was? Eine dumme Metapher.

Aber ich denke, dass man mit mir, weil ich alle Errungenschaften, Sitten, Gebräuche, die Religionen, die sich schon aufgrund der Zeit ihres Bestehens als Wahrheit etabliert haben infrage stelle, gar nicht redet. Da wäre man schön dumm. „Wir sägen uns doch nicht den Ast ab, auf dem wir sitzen. Wenn wir sehr wohlwollend sind, ignorieren wir ihn einfach“. Gut, aber noch nicht genug: Die Wiener sagten, als man ihnen empfahl, junge Leute, die gegen die Politik in ihrem Land aufbegehrten, einfach zu ignorieren: „Nein, noch nicht einmal ignorieren werden wir die“. Also, geht doch.

Ob man mich *wenigstens ignoriert*, weiß ich nicht. Wäre ich ein Bischof oder auch nur sein Sohn, dann vielleicht nicht, denn es kommt nicht darauf an was man sagt, sondern wer was über wen sagt. Ich habe die autobiographische Darstellung „Über Grenzen“ von Ralf Dahrendorf gelesen. Er war Sohn eines Reichstagsabgeordneten der SPD und seine Freunde waren aus politisch engagierten, traditionsreichen und etablierten Familien. Mein väterlicher und mütterlicher Stammbaum, der im Dritten Reich bei den Nationalsozialisten wie für jedermann zu erbringen war, war ärmlich, um es einfach zu sagen. Die meisten Vorfahren waren in jungen Jahren an der Auszehrung, der Tuberkulose gestorben. Mein Vater hatte sich, 17jährig, zum

Ende des ersten Weltkriegs, freiwillig an die Front melden wollen, wurde aber von den Behörden weggeschickt, „weil der Krieg doch schon verloren ist“. Er kam später ins 100 000-Mann-Heer, war nach der Militärzeit Kaufmännischer Angestellter in einer Bleistiftfabrik und dann vier Jahre arbeitslos. 1934 bekam er, aufgrund eines Versorgungsscheins aus der Militärzeit eine Anstellung bei der Post, wurde dann auch Beamter. 1943 wurde er nochmals zum Militär eingezogen und kam 1946 aus Französischer Gefangenschaft zurück. Mit 55 Jahren ist er schließlich gestorben. Er und sein Bruder, der schon vor der Nazizeit in der SPD war, waren nie in die NSDAP eingetreten; sie waren beide politisch unbedeutend, waren ein Nichts, auch wenn beide Beamte waren. Als einziger der Familienväter in unserem Wohnblock während des Krieges, war er nicht in der Partei. Die Frauen der Parteigenossen sagten nach dem Krieg: „Unsere Männer mussten ja zur Partei, sonst wären sie doch nichts geworden“. Mein Vater wurde auch nichts. Seine Vorgesetzten, alles Parteigenossen, die ihm Beförderungen und Aufstiegsmöglichkeiten verweigerten, waren, als er nach dem Krieg aus der Gefangenschaft zurückkam, wieder seine Vorgesetzten und es ging alles so weiter. Er starb übrigens drei Tage bevor er in einen höheren Dienst übernommen werden sollte. Meine Mutter, die unvergleichlich gute Schulzeugnisse hatte, durfte keine höhere Schule besuchen, weil das für ein Mädchen, für die Tochter eines Arbeiters, der zwar später eine eigene Schlosserei hatte, „nicht nötig war“. Sie musste, als ihre Mutter mit 49 Jahren starb, als Dreizehnjährige, den Haushalt für den Vater und zwei Brüder, mit Kochen und Wäschewaschen führen, bis der Vater nach zwei Jahren nochmals heiratete. Aber all das, was mit den Eltern war, ist Geschichte, unbedeutende,

weil sie keinen Einfluss auf das damalige Geschehen in Politik, im sozialen Verhalten, allenfalls auf das Fortkommen der nächsten Generation hatte.

Gewiss denken viele Menschen, dass sie unabhängig von ihrer Herkunft, frei entscheiden können, was sie tun und lassen wollen. Aber bei der Prozession im Dorf muss man mitmarschieren, ob Bürgermeister oder nur Bürger. Man muss wenigstens einmal im Leben nach Mekka und mit Tausenden anderer Gläubigen langsam um die Kaaba ziehen, beim Aufmarsch in der Zehner- oder Zwanzigerreihe muss man vor dem großen Führer vorbei defilieren, muss Wasser aus einem kilometerweit entfernten Loch holen. Der Mensch wird sich etwas denken: vielleicht, wie weit er es gebracht hat, oder dass es seine Kinder einmal besser haben sollen als er selbst, oder er denkt gar nichts, der Mensch, und marschiert weiter. Was meine Eltern dachten, weiß ich nicht. Irgendetwas werden sie gedacht haben. Ob sie dachten, wenigsten ihre Kinder, also wir, sollten es besser haben?

Doch wozu diese Überlegungen? Wir sind in unsere abendländische, christliche Gesellschaft hineingeboren wie der Moslem in seine, der Buddhist in seine, der Chinese, der Buschmann in seine. Da muss man doch nicht gleich nachdenken, weil Priester, Philosophen, Parteiideologen und Schamanen, dies im schlimmsten Bedarfsfalle für uns, für alle übernehmen. Sie und das jeweils „höhere Wesen“ werden schon wissen warum wir auf unseren Platz gestellt wurden. Und daher haben wir – nur als Beispiel zu sehen - unter Freunden diskutiert, als wir das Buch von Julia Friedrich, „Eliten“ gelesen

hatten, ob wir zu diesen Eliten – wenigstens im christlich-abendländischen Kulturkreis - gehören. Wir waren uns nur zum Teil darüber einig, nicht dazu zu gehören. Nur einige, die Dümmeren, meinten doch. Es war damals, bereits im Krieg, auch früher schon, von Ausnahmen abgesehen, keine Selbstverständlichkeit in eine höhere Schule geschickt zu werden. Reiche und sozial auf einer höheren Stufe lebende Eltern, schickten ihre Kinder sowieso in Eliteschulen, schon immer. Der Adel hielt sich stets Hauslehrer oder die Kinder waren in Klosterschulen, in der NAPOLA, in Salem oder am Genfer See. Die sehr reichen Industriellen taten es dem Adel gleich. Doch alle hatten die gleichen Gene wie die übrige Menschheit, das Genmaterial war, mit allen natürlichen Schwankungen, nicht besser. Aber die Kinder hatten, selbst wenn sie es selbst nicht wollten, die besseren Startbedingungen im Leben, gegenüber den noch so fleißigen und begabten Proleten. Ich rechne und rechnete mich nicht zu den Begabten. Eher war es der Zufall, der bestimmte was später geschah. Nicht dass sich meine Eltern nicht um ihre Kinder gesorgt hätten. Sie taten, was manchmal für selbstverständlich gehalten wird, sie sparten an sich, in allem. Sie ließen einen zuletzt fast Zwanzigjährigen bis zum Abitur, sozusagen im Bau, in der Mietwohnung wohnen, gaben ihm zu essen und sorgten sich um sein Fortkommen. Ich habe das damals, als ich heranwuchs, nicht begriffen und hielt vieles eben für selbstverständlich. Natürlich hatte ich mich nicht durchfüttern lassen. In der Schule bereits gab ich jüngeren Schülern Nachhilfe in Latein. Noch vor der feierlichen Aushändigung des Reifezeugnisses hatte ich eine sogar gut bezahlte Hilfsarbeiterstelle in einer Brauerei. In allen Semesterferien während des Studiums hatte ich Arbeit. Von dem

was ich verdiente, zahlte ich Studiengebühren, die pro Semester das Monatseinkommen meines Vater betrug, zahlte meine tägliche Fahrt zum Studienort, weil eine „Studentenbude“ unerschwinglich war, leistete mir das billigste Essen in der Mensa und kaufte ab und zu Kleidung. In meinem neuen Anzug, für das Physikum gekauft, durfte ich mich kaum setzen, weil er zerknittert war, wenn ich aufstand. War eben kein Englisches Tuch. Dies alles empfand ich keineswegs als bedrückend. Immerhin konnte ich abends zuhause essen und auf einer Couch schlafen. Es war dies aber nicht zu vergleichen mit der manchmal als Zwangsbeglückung anzusehenden Förderung der Kinder reicher Eltern.

Bildung war für die wenigsten der ärmeren, ich muss sagen der normalen Menschen, kein Gut, von dem man abbeißen konnte. Lediglich die Juden, alle, ob arm in den östlichen Ländern oder bereits reich im übrigen Europa, begriffen den Wert der Bildung und die Verpflichtung für ihre Kinder, für deren Ausbildung sie die größten Opfer brachten. Man kann dies bei Götz Aly, einem deutschen Wissenschaftler, Politologen und Historiker nachlesen (Götz Aly, Warum die Deutschen? Warum die Juden? S. Fischer, o. J. wahrscheinl. 2011)

Noch von weiteren Umständen war das Fortkommen einer Generation, bei mir wie auch zuvor bei den Eltern abhängig: Von der Politik und letztlich der Weltanschauung. Wenn vielleicht die Erde keine Scheibe mehr war, so war sie doch der Mittelpunkt des Weltalls, allenfalls für Hochgebildete war es die Sonne. Ich will darauf später näher eingehen, weil ich jetzt alles aus heutiger Sicht, über 60 Jahre danach, betrachte. Was aber ist

noch authentisch, nicht aus Erzählungen in meiner Erinnerung von ganz früher?

Sicher weiß ich noch wie ich an der Hand meines Vaters zusehen konnte, wie der große Stern – Juden- oder Davidstern kannte ich nicht – von der Kuppel der bereits ausgebrannten Synagoge abgeschweißt wurde und herab fiel. Zum sechsten Geburtstag, im September 1938 hatte ich endlich einen Tretrroller bekommen, der etwa eine Monatsmiete der einfachen Wohnung kostete. Als Kind konnte ich nicht verstehen, dass die Eltern arm waren, andere Kinder hatten ja auch Tretrroller. Als die Synagogen gebrannt hatten und SA-Männer vor Geschäften standen, die keine Schaufensterscheiben mehr, in der Auslage nur ein Plakat mit „Kauft nicht beim Juden“ hatten, kam meine Mutter mit zwei Tretrrollern, aufwendigeren Modellen als meiner, nach Hause. Jetzt hatte ich plötzlich drei Tretrroller! Außerdem hatte sie zwei Taschen voll von Gleisen, Wagen und Lokomotiven einer elektrischen Eisenbahn, die nie fuhr, weil meine Mutter den Transformator, einen Regler, nicht mitgenommen hatte, als sie für wenigstes Geld von den Juden am Prinzregentenufer Spielsachen und Hausrat erstand. Meine Mutter war nicht die einzige aus der Familie und keineswegs die einzige aus der Stadt, die den Juden manches oder alles abgepresst hatten, weil, „die konnten ja sowieso nichts mitnehmen“. Das hatte man mir Sechsjährigen damals gesagt, wobei ich dies überhaupt nicht verstand und es mir, einem Kind, egal gewesen wäre, woher Spielsachen kamen. Die Juden aber, so nahmen wohl die einfachen, schlichten Leute an – das machten sie wenigstens nach dem Krieg glauben - würden ja auswandern, was auch einige taten, wie es schien. Mein Vetter

Rudi, zwei Jahre älter als ich, hatte dazu, auf ein Preisausschreiben des „Stürmers“ hin, ein Gedicht geschrieben: „Jüdlein, Jüdlein, hast's verdrossen / mit uns armen Volksgenossen / nimm dein Bündel und hau ab / aber lauf nur schnell im Trab“. Mit diesem Gedicht ging die stolze Mutter in der gesamten Familie herum und las es vor. Als ich dann nach dem Krieg diese Geschichte erzählte, war ich ein gemeiner Lügner. Nie hatte es ein solches Gedicht gegeben. Doch 1938, im Gedicht vom Jüdlein, legte man ihnen, den Juden, ja auch nahe abzuhaufen. Dass sie dies ohne Bündel, vor allem nicht mit einem wertvollen sollten, daran hatte nur die Partei gedacht. Das Gedicht ist auch nicht im „Stürmer“ veröffentlicht worden. Viele Juden blieben, mussten bleiben, auch nach dem November 1938, weil sie keine Möglichkeit zum Auswandern hatten oder glaubten, ihnen könnte nichts geschehen. Diese sah ich, wie sie alle anderen Leute gesehen haben mussten, stumm, oft mühsam mit dem Arm den gelben Judenstern am Mantel verdeckend, durch die Straßen der Innenstadt gehen. Als ich 1939 am Prinzregentenufer entlang ging, hörte ich wie ein alter Jude, den ich jetzt am Stern erkannte, der neben einem anderen herging, sagte: „Der Mensch denkt und Gott lenkt“. Ich hatte diesen Spruch vorher nie gehört, sicher nicht richtig verstanden, aber seitdem nie mehr vergessen. Und als ich schon lesen und schreiben konnte, gegen Ende 1939 oder Anfang 1940, ging ich eines Nachmittags von unserem Stadtviertel aus in die Stadt, wie man dies nannte. Im „Kleinen Tietz“, einem Kaufhaus in der Laufer Gasse, lief ich zwischen den Verkaufs- oder Ramschtischen herum. Kaufen wollte und konnte ich gar nichts, da ich damals und noch die nächsten zehn Jahre, keinen Pfennig Geld hatte. Den Begriff Taschengeld für Kinder kannte ich

nicht. An einem Tisch, auf dem Stoffe in Ballen und lose herum lagen, sah ich eine dunkel gekleidete Frau in den Stoffen suchen und neben ihr stand ein Mädchen, etwa so alt wie ich selbst. Das Mädchen war schön. Schön im Gesicht, gut gekleidet und ernst. Für mich erst Achtjährigen ein schönes Mädchen. Dann sah ich, dass das Mädchen an der linken Seite seines dunklen Mantels den gelben Stern mit der Aufschrift „Jude“ trug. Ihre Mutter, denn ich nahm an, dass sie das war, hatte den gleichen Stern an ihrem Kleid. Ich sah das Mädchen, das mich sicher gar nicht bemerkte, lange an. Wie dieses Mädchen aus meinen Augen verschwand, ob ich wegging oder sie mit ihrer Mutter, wusste ich später nicht mehr. Aber ich könnte noch heute diese Szene, als ein Abbild aus meinem Kopf, zeichnen: Das Gesicht dieses Mädchens, das neben seiner Mutter stand.

Was weiter mit den Juden geschah, hatte ich als Kind nicht begriffen, nicht bemerkt und nie danach gefragt. Ich sah sie eines Tages nicht mehr und darüber wurde nie gesprochen. Was ich aber dann, nach dem Krieg, als Heranwachsender erfuhr war so schrecklich, dass ich mir nicht vorstellen konnte wie solch eine Entsetzlichkeit, für die es eigentlich kein Wort gab, geschehen konnte. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass niemand etwas davon wusste. Es war schlichtweg unmöglich, dass die Erwachsenen damals nicht bemerkten, was mit den Juden geschah. Zu dieser Zeit konnte doch niemand mehr einfach auswandern. Aber irgendwohin musste man die Juden doch gebracht haben und, wenn man es nicht wusste, wollte man es nicht wissen. Vielleicht war auch schon danach zu fragen gefährlich und dann hat man eben nicht gefragt. Als man nach dem Krieg, 1963 endlich, neben anderen, Robert Mulka, dem

SS-Obersturmführer und Stellvertreter des Lagerkommandanten von Auschwitz, Rudolf Höß, den Prozess machte, hatte er, nach seiner Aussage, nichts von den Vorgängen innerhalb des Lagers gewusst. Er sei ja nur für die Beschaffung des Giftgases Zyklon B und den Transport der Häftlinge in die Gaskammern verantwortlich gewesen. Auch hatte er angeblich das Innere des Schutzhaftlagers nie betreten. Bei den Selektionen an der Rampe war er dabei. Selber hat er zwar – wie bekannt war - Häftlinge erschossen. Aber von den Tötungen, Vergasungen und Verbrennungen habe er „nur so viel gewusst wie die Bevölkerung von Kattowitz, weil man ja den Feuerschein gesehen habe und es so eigenartig roch“.

Und damals, als dies alles geschah? Ich habe mir wegen Tretröllern und einer Eisenbahn nichts gedacht und konnte mir nicht die Skrupel machen, die ich heute empfinde. Damals hatte auch Papst Pius XII keine Skrupel wegen der Juden, weil er ja das höhere Rechtsgut, die Kirche, schützen musste.

Auf Drängen des Lehrers in der zweiten Volksschulklasse, bekam ich Geigenunterricht. Meine Geigenlehrerin vom Konservatorium war eine junge und bereits bekannte Künstlerin, auch wenn sie später nicht neben Elly Ney genannt wurde. Meine gebrauchte Geige kostete ein Drittel der Monatsmiete unserer Wohnung. Den Unterricht bezahlte im ersten Jahr die Stadt. Noch zwei Jahre erhielt ich, unverständlicherweise, nach Vorspiel am Konservatorium, einen Freiplatz. Sonst erlernte keiner der Schüler aus der Klasse ein Instrument, zumindest nicht von der Schulleitung gefördert. Aus dieser Klasse von 40 Schülern gingen später drei auf eine höhere Schule, einer davon aufs Gymnasium was für das Stadtviertel, in dem wir wohnten

etwas Exotisches war. Seine Eltern wohnten im ersten Stockwerk eines älteren, aber nicht heruntergekommenen Hauses in der Hauptstraße. Die Wohnung dürfte wohl im Umkreis von tausend anderen die einzige gewesen sein, die ein Wasserklosett hatte. Die Mutter des späteren Gymnasiasten war mit einem Prokuristen eines größeren Lebensmittelbetriebes verheiratet. Diesen Vater meines Mitschülers hatte ich ein einziges Mal gesehen, die Mutter zwei oder dreimal beim sogenannten Kindergeburtstag. Schon das Wort Kindergeburtstag war mir fremd und ich ging hin, weil ich als Sieben- oder Achtjähriger eingeladen war; denn ich war, zum Leidwesen der Mutter, der Klassenbeste vor ihrem Sohn. Bei einem der ersten Fliegerangriffe im Krieg wurde das Wohnhaus des Gymnasiasten, wie auch das ganze Stadtviertel praktisch dem Erdboden gleichgemacht. Nach dem Krieg hörte ich, dass der ehemalige Gymnasiast nicht weit entfernt, mit seiner Mutter in einem Reihnhaus wohnt und jetzt an derselben Universität wie ich, Zahnmedizin studiert. Und als seine Mutter erfuhr, dass ich Medizin studiere, konnte sie dies kaum verwinden, zumal ich Abitur „nur“ an der Oberrealschule gemacht hatte.

Zur Mutter des Knaben, der sich ganz normal, nicht überheblich verhielt, nur so viel: Sie stammte aus der bereits aufgegeben Metzgerei, die noch im Erdgeschoß des Kindergeburtstagshauses zu sehen war. Ihr leiblicher Vater war gelernter Metzger, ein verheirateter Gastwirt und ein Mann, stämmig und voll Kraft und Saft, wie man sagte. Er versorgte dann eine junge Metzgerin, die von ihm ein Kind erwartete mit einem Ehemann und eben dieser Metzgerei. Die Tochter der jungen Metzgerin, wurde von den Nachbarn ganz offen und

ohne moralische Bewertung, „die Nebenausgemachte“ genannt, schätzte dann die humanistische Bildung, mit Abitur auf dem Gymnasium sehr hoch ein und wurde auch von den Nachbarn zu den „besseren Leuten“ gezählt.

Aber wozu berichte ich von der Genealogie einer „Besseren Tochter“ aus einem einfachen Stadtviertel? Es ist doch so, dass ein nicht kleiner Teil der Menschen einem Brut- und Fortpflanzungsinstinkt folgend, seine Nachkommen unbedingt besser im Leben platzieren will. Sie sollen es einmal besser haben als wir, sagen die einen Eltern, sie sollen es einmal besser haben als die anderen, sagen die anderen. Dies kann durchaus genetisch bedingt und gesteuert sein und ist nicht gegen die Natur, sondern Teil des Aufzuchtverhaltens, unterschiedlich je nach Art. Das heißt nicht, dass Nachkommen solcher Eltern genetisch besser ausgestattet wären – was Unsinn ist, weil es nicht geht. So hatten wir in meiner Klasse in der höheren Schule einen sehr mäßig begabten Schüler, der in der Nachbarschaft wohnte, in einem der Reihenhäuser, die von Lehrern, angestellten Kaufleuten, mittleren bis höheren Beamten, bewohnt wurden. Seine etwas ältliche Mutter hatte, wie mir ein Lehrer später erzählte, „das gesamte Lehrerzimmer mit Tränen so lange unter Wasser gesetzt“, wörtlich, bis das im Zeugnis ausgewiesene Sitzenbleiben ihres Sohnes, wieder aufgehoben wurde. Seine Nichtversetzung sei ein Versehen gewesen und der Schüler habe, auf Anraten eines Arztes einen Erholungsaufenthalt gehabt.

Um zu den sozial etwas besser gestellten Menschen in dem Stadtteil, in den wir während des Krieges aus dem

Arbeiterviertel gezogen waren zu kommen, muss ich einige Merkwürdigkeiten anführen, was ihr Verhalten während des Krieges und danach betraf. Die alle schon älteren Familienväter waren, mit wenigen Ausnahmen, in der NSDAP, einige auch in kirchlichen oder kirchennahen Diensten. Die Söhne schafften oft keinen regulären Schulabschluss, waren öfters sitzengeblieben und waren nach dem Krieg ausgesprochen kriminell. Der Sohn des Predigers einer evangelischen, kirchennahen Einrichtung, – er hatte mich als etwa Elfjährigen, während des Krieges zu einem frommen Gebetskreis gebracht - war vier Jahre nach dem Krieg plötzlich nach USA ausgewandert. Ich vermute, er kam in den Knast. Er, der gut zwei Jahre älter als ich war, hatte nach dem Krieg, so mit 16 oder 17 Jahren, plötzlich ein Auto, einen alten DKW, Benzin zum Fahren, ständig die Hosentaschen mit großen Geldscheinen vollgestopft, wenn es auch Reichsmark waren. Nicht wenige Menschen sind damals verhungert, während im Hause des Predigersohnes viel Butterschmalz, das der Prediger von seinen Erbauungsvorträgen vor evangelischen Fränkischen Bauern mit nachhause brachte, in großen Töpfen ranzig wurde. Als wir zusammen beim Einstieg in eine verlassene Rüstungsfabrik entdeckt wurden, nahm man uns zwar alles, was wir in den Taschen hatten wieder ab, aber sonst geschah nichts. Wie unsere Eltern davon erfuhren, weiß ich nicht. Der Prediger, Vater unseres zwei Jahre älteren Anführers, erhob wie stets Vorwürfe gegen mich, der schon immer seinen Sohn, der in der Schule zwei Klassen über mir war und sitzen blieb, verführt hatte.

Überhaupt waren wir, die Bewohner der den Reihenhäusern benachbarten Wohnblocks, diejenigen, die

immer die älteren, unschuldigen Söhne verführten. Wir waren das so wörtlich gesagte „billige Volk“ das den braven Frommen immer so übel mitspielte. So waren zwei Söhne, beide über 20, einer davon Chemiestudent, eines Reporters der Partei (NSDAP) der während des Kriegs die Bombenschäden in der Stadt, nach den Fliegerangriffen zu fotografieren hatte, von einem Fünfzehnjährigen, verführt worden. Sie hatten ihm, der seine erste Stelle als Jungbote bei der Post, etwa 1947, angetreten hatte, angeregt, doch besonders ausländische, natürlich auch andere schöne Briefmarken von Briefen abzulösen und sie ihnen zu geben. Er bekäme etwas dafür: Er bekam die Entlassung bei der Post, legte seinen Kopf in die Röhre des Gasherdes, nachdem er den Hahn aufgedreht hatte. Was ist schon der Tod eines fünfzehnjährigen Verführers?

Ich will jetzt keine neue Strudlhofstiege konstruieren, auch wenn es, darauf hinauslaufen sollte, denn zu diesen eigenartigen Menschen, den scheinbar unschuldigen und korrekten aus der Politik, aus der Gesellschaft, aus Kirchen, auch den Proleten schlechthin, muss ich immer wieder zurückkommen. Nur, was konnte das ganz einfache Volk, das weder materiell noch geistig dazu in der Lage war etwas anderes zu tun als die Entwicklung der Zeit abzuwarten, was konnte es tun, nach dem Krieg etwa? Gut, es konnte warten bis die ehemaligen NSDAP-Parteigenossen ihre Anleitung zum Ärmelaufkrepeln herausgebracht hatten. Bei den zerbombten Fabriken gab es keine Arbeit. Ein findiger Arbeiter eröffnete eine Sägenfeilerei oder man reparierte Wohnungen und Häuser, wenn die Besitzer dazu Material auf dem Schwarzmarkt besorgten. Aber das waren sowieso nur die, die es noch

nicht einmal zu Parteimitgliedern gebracht hatten. Da sagt man heute: „Wer wollte hätte ehrliche Arbeit gefunden, wer will findet immer Arbeit“. Da kannte man das Wort Hartz IV-Gesindel noch nicht, „das auch heute noch nicht arbeiten will“. Die Ärmel hätte man aufkrepeln müssen, so hieß es damals. Doch heute scheine ich plötzlich 60 Jahre später bei den Bildungsgutscheinen von Frau von der Leyen (seit 2003 Bundesministerin für Soziales, Familie, Gesundheit, seit 2005 für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, seit 2009 für Arbeit und Soziales. Promovierte Ärztin) angekommen zu sein. Auch bei den Menschen, denen eine Gebärmaschine, heiter, trotzig und beispielgebend, weil sie sieben Kinder geboren und, ach so wacker erzogen hat, trotz des Berufs, trotz all der vielen Arbeit, die sie gerne und mit Mut, von dem bisschen massivster äußerer Hilfe abgesehen, leistet kund gibt, dass fünf Euro mehr im Monat, für einen Hartz IV Empfänger – das heißt doch ALG 2, Arbeitslosengeld 2 !– durchaus genügen. Die Ministerin von der Leyen bleibt da hart. Man muss aber bedenken, dass man erst auf Veranlassung des Bundesverfassungsgerichts diese Leistung des Staates, die die noch hart arbeitende Bevölkerung für die Faulenzer erbringen sollte, neu berechnet hat. Und das Ministerium, nicht das Gericht, fand, was der Mensch so braucht, sind 29 Euro weniger. Und auf den herab gerechneten Betrag, hat man ganz großzügig diese fünf Euro, wie vom Gericht empfohlen, draufgesattelt. Aber man soll sich nicht aufregen, da der Betrag ja nur für einen alleinerziehenden Menschen gedacht ist. Kommen da noch Frau und Kinder dazu, gibt es ein bisschen mehr, weil sich das mit dem Kindergeld, je mehr man hat, aufsummiert. Hat Frau von der Leyen deshalb so viele? Und hat man vergessen, dass man anstatt Inder ins Land

zu holen nur Kinder bräuchte, wie der schwarze Politiker Rüttgers, einst Ministerpräsident des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen empfohlen hat? Und wenn dann so ein Arbeitsloser, der Beschreibung Gerhard Polts folgend, so vor sich hin karnickelt, um diese Kinder zu machen, ist es auch nichts.

Aber, warum erregt man sich über dieses Thema? Da bricht eine Weltwirtschaft zusammen, nicht eine sondern viele Banken müssen mit Milliarden Euro oder Dollars gerettet werden oder gehen kaputt. Staaten, nicht ihre Menschen und wer auch immer müssen, gerettet werden und da regt man sich über einen Hartz IV Empfänger auf, bei dem es gerade mal um ein paar lumpige hundert Euro geht. Als er noch Arbeit hatte, hat er doch weniger in die Arbeitslosenversicherung bezahlt als der Manager, deshalb kann er nicht mehr erwarten. Da bekommt ein Arbeitsloser mit kleiner Familie vielleicht 7000 Euro im Jahr, ein mittlerer Bankmanager etwa 700 000, ein Unterschied von lediglich zwei Nullen, und? Der Manager bekommt keine Bildungsgutscheine für seine Kinder, und sein Haus oder die Miete fürs Penthaus verschlingen schon mehr als eine angemessene Hartz IV Wohnung, er muss ein viel teureres Auto unterhalten als der andere. Wozu braucht dieser überhaupt ein Auto? Braucht er schon, stimmt! Er muss flexibel sein, muss jede Arbeit annehmen, die sich ihm irgendwo bietet. Immer nur auf dem faulen Arsch herumsitzen, das macht unproduktive Schwielen. Aber vielleicht ist dieser Faule nur nicht genug informiert über seine Möglichkeiten? Dabei haben wir sogar eine Ministerin, die das alles fröhlich erklärt. Und wenn dann so ein schlicht Wartender auf Godot, der eben nichts anderes lernte als mit der Hand irgendetwas zu machen, der vielleicht auch

schon ein bisschen älter ist als die Ingenieure, die man jetzt braucht, deren Arbeit ins Ausland verlagert wurde, dann kann dies Frau von der Leyen durchaus stimmig erklären, warum man mit dem Haufen Geld das der ALG 2 Empfänger bekommt, gut leben kann. Wenn er glaubt, das geht nicht, soll er doch ins Ausland gehen mit den Dumpinglöhnen und -preisen, dann wird er schon sehen. Was? Ach, ist doch egal. Wozu solche Leute überhaupt durchfüttern? Weil das Bundesverfassungsgericht etwas sagte? Etwas sagte wie „Das Grundrecht auf Gewährleistung eines menschenwürdigen Existenzminimums aus Art. [Artikel] 1 Abs. 1 GG [Grundgesetz] in Verbindung mit dem Sozialstaatsprinzip des Art. 20 Abs. 1 GG sichert jedem Hilfebedürftigen diejenigen materiellen Voraussetzungen zu, die für seine physische Existenz und für ein Mindestmaß an Teilhabe am gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben unerlässlich sind“?

Aber nehmen wir einmal an, wir hätten gerade einen Diktator erschossen, wie dies einst Ceausescu in Rumänien passierte, der das Land ausplünderte und ruinierte, da könnte man doch sagen: Hört, wir sind jetzt alle arm, haben wenig, die Fabriken sind marode, wir versuchen sie mit eurer Hilfe aufzubauen, wir retten keine Banken, wir machen keine Atomdeals, wir verlagern weder Fabriken noch Arbeit ins Ausland, setzen die Mehrwertsteuer für unser bestimmtes Wahlklientel, die Hoteliers, nicht herab, obwohl sie uns geschmiert haben und eben alles, was man noch so aufzählen könnte, dann würde das jeder begreifen. Es würden noch nicht einmal die zwei oder drei Prozent derer, die angeblich auch jetzt, bei besten Chancen nicht arbeiten wollten, dagegen protestieren.

Aber Minister, die aus Parteien kommen, wie Frau Merkel, Frau von der Leyen, Frau Schröder und Herren wie Westerwelle, Brüderle, Röttgen, Rösler (alle waren Angehörige der Deutschen Bundesregierung im Jahr 2011 und 2012) und die, die ich nicht aufzähle, die hat doch ein Teil des Volks gewählt. Das muss man so hinnehmen, denn sie sind dann in guter Gesellschaft mit Päpsten, Bankern und Fürsten, die allerdings das Volk weder gewählt hat noch konnte. Aber sie bemühen sich doch auch um das Volk, das es ihnen meistens nicht dankt, weil die Menschen, sogar die, die sie gewählt haben das immer anders sehen als es die Regierung ihnen sagt.

Da hat ein Psychiater, nachdem er einen geraden Strich auf ein Papier malte, den Patienten, den er gerade untersuchte, gefragt, was das sei. Der antwortete: Ein nacktes Weib. Bei jedem neuen Strich, den der Psychiater dann zeichnete, kam die Antwort: Nacktes Weib. Der Psychiater fragte schließlich: Fällt ihnen denn nichts anderes ein als nackte Weiber? Darauf kam vom Patienten die vorwurfsvolle Gegenfrage: „Also hören Sie, wer hat denn jetzt die ganzen Schweinereien gemalt, ich oder Sie?“ Freilich kann man sagen, mir fällt auch nichts anderes ein als die Arbeit unserer Politiker, der Menschen, die schon immer die Ärmel aufgekremgelt und angepackt haben, mit faulen Witzen und Beschimpfungen zu kommentieren. Kennt er nicht die Geschichte, wie sich diese Menschen hocharbeiten mussten?

Dazu nur eine kleine Anmerkung: Als man nach der alles rechtfertigenden Wende 1989 und 1990 „die Reste dieser herab gewirtschafteten Industrie der DDR beseitigte“, da hat doch

jemand für den symbolischen Betrag von einer D-Mark ein ganzes Areal von Häusern, Industriebauten und wer weiß was noch alles übernommen, weil ja alles saniert werden musste. Da hat dieser Jemand erst einmal einzelne Gebäude für jeweils 100 000 DM wieder weiterverkauft. Das erwirtschaftete Geld hat er natürlich für sich behalten. Nicht dass ich es auch so gemacht hätte, aber mir hat schon niemand das Angebot mit der einen D-Mark gemacht, dies ist Eliten vorbehalten. Ich war ja auch nicht der Ministerpräsident Albrecht von Niedersachsen, der diesen Coup gelandet hat. Aber man sollte ihm dies, wie es immer wieder in der schmutzigen Presse geschieht, nicht vorwerfen, weil er sich längst nicht mehr daran erinnern kann, wegen seiner Demenz nämlich. Und so muss sich eben die schon so viel beschäftigte Tochter, die Frau Bundesministerin von der Leyen, auch noch um den Vater kümmern. Sie macht das! Das ist sie schon der harten Schule schuldig, durch die sie gehen musste, um das zu erreichen, was sie jetzt ist. Nur so kann sie die Probleme der faulen Hartz IV-Leute verstehen. Diese Geschichte habe ich nicht erfunden. Sie war im Spiegel und an anderen Stellen nachzulesen.

Da gibt es so ein altes, sicher unfeines Sprichwort: Der Teufel schießt immer auf den größten Haufen. Der Vorsitzende der Volkswagen AG, Herr Winterkorn, hat jetzt 17 Millionen Euro Jahresgehalt bekommen, für 2012. Manche Manager viel weniger, nur so einige Millionen. Aber das ist eben der Unterschied zu Hartz IV: Diese Manager haben den Schraubenschlüssel in die Hand genommen, das Laufband angestellt, haben vielleicht mit einem anderen Manager oder einem Mitglied der Regierung, möglicherweise von

Regierungen, so ekliges Zeug wie Austern essen müssen, manchmal nur etwas mit einem goldenen Füller unterschreiben oder nur mit den Augen zwinkern müssen, geistig oder geistlich einen etwas kleineren Manager oder mit nur lumpiger Provision ausgestatteten Mitarbeiter im Direktorenrang, in den Hintern treten, auch manchmal, mit geschlossenen Augen nur zuhören müssen. Und während sie all das gemacht haben, ist der Hartz IV Empfänger nur faul herumgehungen, in der Arbeitsagentur herumgelungert. Ist da die Verteilung, einerseits Managerprämie und andererseits Hartz IV Stütze, nicht gerecht?

Nun soll man sich nicht zu sehr aufregen, sich echauffieren. Was ich über die Zeit nachgedacht habe, haben Tausende und mehr vor mir auch schon gemacht. Ob dieser Jesus ein Siebenmonats- oder ein Siebenwochenkind war, was ein Harmonium mit der Euthanasie zu tun hat und, dass Menschen andere Menschen bescheißen, glauben, sie seien selbst etwas Göttliches; muss man sich darüber aufregen? Ich bekomme kein Geld für das, was ich schreibe, brauche kein Geld, habe selbst genug, warum also? Aber da müsste ich zu denken aufhören in der Hoffnung die Augen für immer zu schließen. Doch das geht nicht und ich kann auch sagen, warum: Ich kann nicht zufrieden sein, auch nicht wenn Frau Merkel und andere Politiker sagen: „Menschen sollten auch einmal zufrieden sein, mit dem, was sie haben! Wir sind auch zufrieden, mit dem, was wir erreicht haben!“ Habe ich etwas erreicht? Glücklicherweise sind die meisten Menschen mit einem zufrieden: Mit sich selbst. Leider gehöre ich nicht zu diesen und deshalb bin ich weder mit mir zufrieden noch ruhig. Aber ich will auch den Selbstzufriedenen ihre Zufriedenheit nehmen, will

nicht vergessen lassen warum die Armen, welcher Art sie auch sind, keinen Grund zur Zufriedenheit haben, will kein Gras über Sachen wachsen lassen, auch wenn dies bequem wäre, will lieber das sprichwörtliche Kamel sein, welches das über die Sache gewachsene Gras wieder abfrisst. Soll ich als nichtig abtun, wenn ein Einzelner auf der Straße erfroren ist, ein Jude, ein Pole, im Konzentrationslager mal eben so erschlagen oder aufgehängt wurde, nur, weil das doch bei den Millionen von Opfern nicht ins Gewicht fällt? Die Anderen haben selbst genug verbrochen? Da muss man das von uns doch nicht an die große Glocke hängen, hat mir ein Kollege, den ich wegen vieler Dinge schätze, gesagt. Na ja, ich bimmle auch nur so ein bisschen. Und doch: nehmen wir uns ein Beispiel an den Wienern, denen Zufriedenheit sehr am Herzen liegt, wie Roda Roda erzählt. „Da hat der Museumsdiener den Besucher beim Verlassen der Rubensausstellung des Kunstmuseums gefragt: „Waren zufrieden mit Herrn Rubens?“

Das ist wieder typisch für den, für mich, wird man sagen, wenn man überhaupt etwas sagt. Erst feierlich über Zufriedenheit oder nicht predigen und dann einen läppischen Wiener Witz bringen. Gemach, ich habe da eine Handvoll von Witzen, die mehr sagen als die Philosophie der Welt. Das sind Witze aus Wien, aus Berlin, jüdische, nicht antisemitische, klerikale und antiklerikale. Ich muss sie immer zitieren, weil ein echter Witz mehr sagt als eine lange Suada und, weil ein Witz oft einen makabren Zusammenhang aufdeckt. Auch mit Geschichten, mit Anekdoten ist es so. Vielleicht ist es uninteressant ob die Mutter eines späteren Zahnarztes tatsächlich den Freuden eines Metzgermeisters oder nur einem Gerücht

hämischer Nachbarn entsprungen, ist. Aber aus diesem Umkreis, einem Armen- bis kleinbürgerlichen Stadtviertel, konnte größere und kleinere Politik kommen.

Nur zweihundert Meter entfernt vom Haus der Frau Prokuristin, auch wenn nur der Mann Prokurist war, lag am Rand eines kleinen Parks die ehemalige, um 1850 erbaute sehr repräsentative Villa, das sogenannte Palais des Industriellen Cramer Klett, Mitbegründer der MAN, der Maschinenfabrik Augsburg Nürnberg, der Münchner Rückversicherung und weiterer Unternehmen. In der Zeit der Kindergeburtstage wohnte aber ein gewisser Julius Streicher, Volksschullehrer, SA-Mann, Gauleiter, Herausgeber des „Stürmers“ in dieser Villa. Er soll, sagten die Umwohner aus dem sonst ärmlichen Viertel, wenn er besoffen war, nur mit seinem SA-Dolch bekleidet, auf einer der Sandsteintreppen gesessen sein. Und dann, 30 Meter weg, dem Kindergeburtstagshaus schräg gegenüber, war das Haus, in dem die Tante Margaret wohnte, eine Cousine meiner Mutter. Warum ich nicht erzählen durfte, dass der Mann dieser Tante in Dachau war, wurde mir erst nach dem Krieg klar. Von dem Mann, der nie ein Onkel war, den ich, auch später nie von Angesicht zu Angesicht sah, erzählte ich wohl schon deshalb nichts, weil ich als vielleicht Achtjähriger nicht wusste was Dachau bedeutet. Als ich als Dreizehnjähriger so langsam erfuhr, was Konzentrationslager waren, was dort passierte, war der Mann der Tante Margaret endgültig aus dem Konzentrationslager Dachau frei gekommen. Er war vor 1933 Kommunist und Gewerkschafter gewesen. Das wussten die Leute, die sich nach dem Krieg in einem behelfsmäßigen Lädchen wieder trafen, denn das Stadtviertel war bei einem Luftangriff fast völlig

zerstört worden. Und als sie hörten, dass dieser alte Kommunist jetzt im erstmals einberufenen Stadtrat der Stadt Nürnberg saß und sich, weil man ihn so ein bisschen zum Krüppel geschlagen hatte, mit einem der raren Taxis zu den Sitzungen fahren ließ, sagten sie: „Die faule Sau, während wir im Krieg, an der Front und bei den Fliegerangriffen unseren Kopf hingehalten haben, hat der sich in Dachau herumgedrückt“. Und zu Julius Streicher meinten sie: “Vielleicht hat der ja ein bisschen übertrieben, das da mit den Juden, so dass ihn sogar der Adolf abgesägt hat“. Das sagte das einfache Volk; und was soll man erwarten, wenn von 40 Kindern einer Volksschulklasse dann zwei oder drei eine höhere Schule besuchen?

Das einfache Volk bestand aus Arbeitern, kleinen Angestellten und kleinen Beamten, Gasablesern bei den Stadtwerken, und irgendwann früher, als man noch durfte, hat man vereinzelt Sozialdemokraten, Kommunisten, fast nie Zentrum oder die Deutschnationalen gewählt, später, nach 1933, als man musste, wurde eben der Adolf, und zwar von allen, gewählt. Was sollte man machen? Ganz Deutschland war so!

Gewiss hieß es nach dem Krieg wieder anpacken. Deutschland kam schon einmal aus dem Schlamassel eines verlorenen Kriegs wieder heraus. Übrigens ist Schlamassel, ein Wort aus dem Rotwelschen und gar dem Jiddischen, was ein Herr Studienrat erklärt hat, woraus hervorgeht, wer daran schuld ist. Na ja, wusste man ja. Aber direkt nach dem Krieg hat man das nicht so sagen dürfen, als allenfalls ein Kriegsende aber noch kein Frieden war. Man hatte uns nur besiegt, die Übermacht war zu groß und überhaupt hatte man uns diesen

Krieg doch aufgezwungen, jedenfalls hat es das geheißen, jahrelang hat man das gesagt; da konnte es doch nicht ganz verkehrt gewesen sein. Jahrelang. Und was konnte man denn dafür? Jeder hat doch mitmachen müssen. Allenfalls, wenn jemand anderer schuld war, außer denen, man weiß ja wer, dann waren es Hitler, Himmler und eine kleine Handvoll von so zwielichtigen Gestalten, das weiß man doch. Vielleicht noch nicht einmal der Hitler, der Führer, persönlich. Es ist fraglich, sagt man, ob er alles gewusst hat, was man ihm jetzt nachsagen will. Wie oft hat er kleine Kinder auf den Schoß genommen und sie gestreichelt, und nicht nur die von der Winifred in Bayreuth. Noch lange Zeit nach dem Krieg, war ein Arzt in Regensburg stolz darauf, als Kind auf den Knien von Hitler gesessen zu haben. Vielleicht wäre ja alles ganz anders gekommen, wenn er Kinder oder gar Enkel gehabt hätte, der Hitler? Ob diese Eva Braun keine Kinder bekommen konnte? Da war man sowieso erstaunt, dass der Führer überhaupt so etwas wie eine Frau hatte. Erst später, als man erstmals darüber reden durfte, hat man das mit seiner Nichte, der Raubal, die sich umgebracht hat erfahren. Ob das wirklich wegen Hitler war? Vielleicht hat er sie nicht heiraten können oder dürfen, weil sie doch seine Nichte war, vielleicht gar nicht wollen, weil er ja seine ganze Kraft für sein Volk gebraucht hat, das heißt aufsparen musste, weil das mit der Nichte schon passierte, als er noch nicht Reichskanzler war. Vielleicht war diese Raubal auch nur eifersüchtig und hat sich deshalb umgebracht? Aber eifersüchtig auf wen? Von anderen Frauen hat man ja gar nichts gewusst und man hat immer gedacht, dass der Führer ganz alleine lebt, weil man sogar das mit der Eva Braun nicht wusste. Und dass der Führer doch ganz normal war, das hat man schon daran gesehen, dass er den

Röhm, einen ganz hohen SA-Führer, der so ein lauwärmer Bruder war, hat erschießen lassen.

Ich muss jetzt einfügen und betonen – weil man leicht in Verdacht gerät tatsächlich so zu denken, wie gerade geschrieben – dass man als Kind nach dem Krieg, neben Erwachsenen stehend, deren, mit ernstem, Bildung und Wissen vorgebenden Gesichtsausdruck, dieses Gewäsche mit anhören musste. Selbstverständlich sind das alles völlig unbedeutende Gesprächsfetzen vom einfachen Volk, das so daher plapperte, das sich vier Wochen oder vier Monate vorher gegenseitig bei der Gestapo angezeigt hätte, wenn es das, was es jetzt so genau wusste, gesagt hätte. Herr Meier, der in unserer Straße einen Laden hatte, in dem man Lebensmittel, Farben, Werkzeuge und noch anderes Zeug kaufen konnte, der ein ganz überzeugter Parteigenosse war, der sagte im Juli 1945, dass es gärt. Es gärt, meinte er in dem schon genannten Behelfslädchen, denn seiner war abgebrannt; es gärt und das Volk bewaffnet sich wieder mit Mistgabeln und Dreschflegeln, zwei Monate nach Kriegsende, um vielleicht diese lästigen Amerikaner wieder zu vertreiben. Und eines ist hierzu zu sagen: Es hatte noch kein Historiker dieses Gerede zensiert, bearbeitet, oder wie es vernünftig gewesen wäre, aus dem Gedächtnis aller gelöscht. Weil, wir wissen es ja: Der Zeitzeuge ist der natürliche Feind des Historikers. Da hätte man, falls überhaupt, gesagt: ach, Quatsch, Gerede, Fantasien; man muss das mit Abstand und von höherer Warte sehen.

Natürlich kann ich Geschichte nicht einfach erfinden, aber ich kann doch erstaunt sein, wenn ich sie mit den unmittelbaren

Ereignissen, die mir gut im Gedächtnis sind, vergleiche. Auch wenn das für viele Voreingenommenheit bedeutet, gehe ich vom Gegenteil aus. Und warum? Ich bin: kein Corpsmitglied, auch nicht CV, weil nicht katholisch, bin Atheist, kein Antisemit, habe keine philosophische Ausbildung. Also an sich, könnte man ebenso gut sagen, dass ich keine qualifizierenden Eigenschaften und damit kein Recht darauf habe, überhaupt mitzureden, egal worum es geht. Und dabei bin ich auch noch so vulgär: scheiße ins eigene Nest, was man weder tut noch sagt. Also. Trotzdem muss ich mich fragen ob es ausreicht nur ein wenig gelesen, nur wenig vom Erlebten vergessen zu haben, um dann zu beschreiben, in eine Glut zu stochern, nichts ruhen zu lassen, was doch so schön unbeachtet in Archiven aufgehoben wäre. Natürlich ist das alles von anderen, nicht nur Historikern, genügend und wahrheitsgemäß, soweit überhaupt möglich, beschrieben worden. Über kaum eine Epoche wurde so viel geschrieben wie über die Kriegs-, die Nachkriegszeit und den Nationalsozialismus. Trotzdem will ich meine Sicht der Geschichte bringen: Wie war das mit uns, mit uns Deutschen?

Es war wie bei allen Völkern, wie es vielleicht bei allen Menschen war und heute noch ist: Es gab wenige Herrschende und sehr viele Beherrschte. Zu allen Zeiten, seit der Völkerwanderung, seit die Franken die Mächtigsten und die Vandalen diejenigen waren, die am weitesten zogen. Von Goten, Alemannen, Sveben, Sachsen, Angeln oder Baiern nicht zu reden, die alle in einen germanischen, deutschen Topf geworfen wurden, wenn es opportun war, die teilweise ausgeschlossen wurden, wenn man sie als Feind gebrauchen wollte. Die Historiker erklärten das, legten die guten oder schlechten

Eigenschaften fest, wie die, dass die Vandalen ungebildet waren und nur zerstörerisch wirkten, wie sie früher, bei den Römern, Caligula als den verruchtesten Kaiser ausmachten. So schufen sie später ein Bild der Deutschen: Die großen Historiker Ranke und Mommsen im 19. Jahrhundert ein preußisch-protestantisches, oft antikatholisches, da die katholischen Länder eher römisch als deutsch orientiert waren, Treitschke zudem ein antisemitisches. Von ihm, Treitschke, kam der Satz „Die Juden sind unser Unglück“. Wie sehr er Recht hatte, allerdings nicht in dem von ihm gemeinten Sinn, zeigte sich, als das edle Volk der Deutschen unter Hitler den wohl größten Genozid der Geschichte der Menschheit begann und sich selbst als barbarischer Abschaum gerierte. Ich muss dazu jetzt nur soviel sagen, dass es für das, was man Holocaust nennt, keine Erklärung, Umdeutung, Begründung oder gar die nur geringste Rechtfertigung geben kann. Dass es, seit es Juden gibt, auch einen durchaus brutalen und vernichtenden Antisemitismus auch in anderen Ländern gab, kann man als historische Betrachtung, keinesfalls als Begründung wofür auch immer nehmen.

Ich weiß nicht, ob unsere großen Historiker, selbst Treitschke, sich dieses wunderbare Deutschland, das vor dem nunmehr zweiten Weltkrieg, je so hätten vorstellen können. Denn hat es das, was man so Antisemitismus nennt, nicht schon immer gegeben? So hat man doch, als man in Spanien und Portugal die Reconquista, die Rückeroberung dieser Länder von den islamischen Mauren abgeschlossen hatte, die sephardischen Juden vor die Wahl gestellt, zum Katholizismus zu konvertieren oder ins Exil zu gehen. Die meisten gingen ins Exil, nach Marokko, aber auch nach den Niederlanden, nach Deutschland,

an die Küsten von Nord- und Ostsee. Die in Spanien verbliebenen, die Conversores, hatten dann ihr Judentum, das sie noch hatten oder das man ihnen nachsagte, während der Inquisition sehr zu spüren bekommen.

In Deutschland, im Reich, soweit man von einem Reich überhaupt reden konnte, bei mächtigen bis ohnmächtigen Kaisern, lebten aber schon seit dem Jahr 1000 die askenasischen Juden in den Städten am Rhein. In der Pfalz sind Juden seit 831 nachweisbar. Schon beim 1. Kreuzzug, zu dem Papst Urban II aufrief, hat der Kreuzzugspöbel, zu dem auch Pfaffen, Mönche und der Adel bis zu Grafen gehörte, so im Vorbeigehen einen Pogrom veranstaltet und die Juden in den Städten erschlagen. Der hochverehrte Bernhard von Clairvaux, aus dem französischen Adel stammend, auf den eine schon genannte Metapher zutreffen würde, hat dann den 2. Kreuzzug mit gleichem Ablauf initiiert. Man kannte Treitschkes Satz, die Juden sind unser Unglück noch nicht, aber man musste den Christusmördern ans Blut, wie es Studentenverbindungen ihre Mitglieder noch nach dem 2. Weltkrieg, so um 1953 grölen ließen.

Aber so kann man doch nicht reden, einen Heiligen so zu titulieren! Doch, kann man. Nur, ich schreibe eine Betrachtung, ein Essay und keine Enzyklopädie über das fromme Leben von Heiligen. Und war das mit dem Antisemitismus in Deutschland erst seit Hitler wieder so aufgekommen? Der hatte eben aus Österreich, aus Wien, wo er quasi, also nicht direkt, beim Bürgermeister Karl Lueger in die Schule ging, seinen eigenen Antisemitismus mitgebracht. Man verehrt den

Berufsantisemiten, Lueger, in Wien heute noch sehr. Nur bei uns, vor Hitler, gab es da Antisemiten? Da gab es einmal den Sohn eines Industriellen, der selber Industrieller wurde, nachdem er eine Offizierskarriere abgebrochen hatte. Im Ersten Weltkrieg organisierte er die Rüstungsindustrie, denn er war bereits als Wirtschaftsfachmann berühmt und einflussreich und war dann auch gegen die Beendigung des Krieges, den zwar auch er verloren glaubte, den er aber aus einer stärkeren Verhandlungsposition heraus beenden wollte. Kein Wunder, dass er so mächtig war, denn sein Vater war der Mitbegründer der AEG, der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin und er selbst wurde später einer ihrer Präsidenten. Er hatte Maschinenbau, Physik und Chemie studiert und promoviert. Als Schriftsteller hatte er gegen das moderne Judentum polemisiert, war mit Gerhart Hauptmann befreundet, aber er war selber Jude! Und, als er nach dem Krieg, dem Ersten Weltkrieg, Außenminister Deutschlands wurde, rief man: „Schlagt ihn tot den Rathenau, die gottverdammte Judensau.“ Man hat das auch am 24. September 1922 gemacht. Erschossen hat man ihn eben. Übrigens sind, als der Reichskanzler in der Wandelhalle des Reichstags, eine halbe Stunde nach dem Attentat den Tod Rathenaus bekannt gab, alle Deutschnationalen Abgeordneten verschwunden. Was hat sich auch ein Jude in die deutsche Politik einzumischen! Das war eben die große Politik. Im Kleinen, beim einfachen Volk, hätte es das nie gegeben. Das hätte, wie 1938, Sturm gelaufen, gegen die Verfolgung der Juden. Jeder wäre zum Stürmer geworden. Stimmt, Julius Streicher gab den „Stürmer“ heraus und für die meisten Menschen sagte er die Wahrheit.

Ich will deshalb eher vom einfachen Volk reden, muss aber, um manches verständlich zu machen, weit ausholen. Von den sozialen Verhältnissen aus denen beide Eltern kamen, habe ich mehr gesagt, als man sollte. Die sogenannt einfache Herkunft, die drei, maximal vier Generationen zurückzuverfolgen ist, dann in Nichts-mehr-vorhandenem endet, ohne dass ein Ritter, Graf, Großbauer oder Bischof aufgetaucht wäre, sollte man verschweigen. Sie ist kein Qualitätsmerkmal, sondern eine Schande. Gelegentlich kann man sie als schwarze Wand benutzen, vor der man sich in grauen, zerlumpte Kleidern ein wenig besser abhebt. Hätte ein Lehrer Huber oder Meier in seiner Freizeit ein wenig gemalt, auch Postkarten kopiert, wie einst ein gewisser Hitler und hätte er noch auf einem Klavier gespielt, dann hätte man gesagt „ach wie nett, der Herr Lehrer, alle Achtung“ Die Ölbilder meines Vaters, 40 mal 50 Zentimeter groß, von Kunstpostkarten von Defregger und Blädel: „Weiler in Tirol“, auch „Meeresglanz“ von irgend einem Künstler, auf Leinwand übertragen, waren für unsere auch armen Nachbarn ein unverständlicher Luxus. Höhergestellte Leute, wie ein Verwaltungsinspektor bezweifelten dann die Echtheit dieser Ölbilder. Und wenn mein Vater später auf dem Harmonium improvisierte und man hörte dies, hieß es, dass er jetzt verrückt geworden sei und Orgel spiele.

Es gab am Rande unseres Arbeiterviertels auch eine Villa aus der Gründerzeit. In dieser wohnte Sepi Horvat, ein Professor für Geigenspiel am Konservatorium der Stadt, dem ich sogar zweimal vorspielen musste, um einen Freiplatz beim Geigenunterricht zu erhalten. Damals war meine hervorragende, junge Geigenlehrerin, die bereits Konzerte gab, wütend, dass ich

und nicht eine andere, fleißige Schülerin den Freiplatz erhielt, wo doch ich der Faule war. Ich spielte aber vom Blatt so gut wie ich immer spielte, denn ich übte äußerst selten. Aber was ich erzählen will: Der Villa Sepi Horvats gegenüber, saß eine junge Frau am Fenster eines Backsteinhauses an einem Klavier und sang mit lauter, vielleicht sogar schöner Stimme: „Eine Nacht in Bremerhaven....“ Und andere schmissige Lieder. Ob sie glaubte, Horvat wäre zuhause? Ich denke jedenfalls heute, dass sie dem alten Horvat einmal zeigen wollte, was gute Musik ist. Was gute Musik, was Kunst überhaupt war, bestimmte damals wie auch heute, auch das Volk, nur ein wenig unterschieden nach sozialem Stand und nach dem was für Bildung gehalten wurde.

Ich las, sobald ich lesen konnte, alles was in unserer Wohnung zu finden war: Tarras Bulba, Pique Dame, Tolstoi, Schiller, Ganghofer, Anzengruber und Storm. Die drei Letzteren waren die Lieblinge der Mutter. Bei meinem Lehrer in der ersten Volksschulklasse hatte ich ein kleines Buch auf dem Pult liegen gesehen und gesagt: „Das hat mein Vater auch: Götz von Berlingen“. „Von Berlichingen“ verbesserte mich der Lehrer und fragte nach den anderen Büchern meines Vaters. Wahrscheinlich hatte er sich sehr gewundert.

Dass die neue Wohnung, die wir 1942 bezogen ein Wasserklosett hatte, was keine Selbstverständlichkeit war, hatte ich schon geschrieben. 1943 machte in die Aufnahmeprüfung für die Oberrealschule. Warum ich gerade in die Oberrealschule kam lag daran, dass der Sekretär der Schule, den meine Mutter kannte, gesagt hatte, man könne von dieser Schule aus alles werden auch Pfarrer. Meine Mutter, die jeden Abend beim

Zubettgehen mit uns Kindern betete, auch für den Führer und unseren Sieg, hatte schon immer eigenartige religiöse Verstellungen. Sie wollte, wie sie später sagte, dass ich Pfarrer, evangelischer natürlich, werde. Von einem Graecum zumindest, wusste der Sekretär nichts, - um dieses zu erhalten hätte ich aufs Gymnasium gemusst und wäre wieder mit dem Sohn der Metzgerstochter zusammengekommen - also ging ich in diese Schule bis zum bestandenen Abitur.

Wenn ich nun Historiker wäre, müsste ich all diese Geschichten, die sich aus Lappalien zusammensetzen ignorieren, weglassen. Allenfalls wären sie tauglich für einen Zwei- oder Dreiteiler im Fernsehen, wenn es um ein ausgewähltes Thema ginge. Aber da müsste wenigstens der SS- oder SA-Mann auftauchen, die Frau aus gutem Hause, die der SS und der SA ein Schnippchen schlägt, vielleicht auch eine sogenannte einfache Familie, die einen Juden, Polen oder Russen versteckt hielt, die, unbemerkt bis heute, den Widerstand organisierte und der der Pfarrer erst jetzt gedenkt. Allenfalls kann man verhärmte Menschen einen Handwagen ziehen sehen, auf dem ein Baby vor sich hin wimmert. Ein bisschen schlimmer noch als bei Hermann und Dorothea, von dem gewissen Goethe. Immer muss schlechtes Wetter sein, am besten Schneeregen bei eisigem Wind. „Na ja, endlich zeigt man das Elend, das uns und nicht nur den Juden zugefügt wurde, im Fernsehen! Das darf man wohl laut sagen, dass man auch den Jungen zeigen soll, die glauben, dass es nicht so schlimm gewesen sein kann. Sie sollen es sehen, sehen müssen, damit sie sagen: Nie wieder Krieg!“ Vielleicht bin ich da versehentlich in die Nachkriegszeit verfallen, in der man eben eine andere Einstellung zum Krieg

hatte. Von wegen „die Hand soll verdorren, die jemals wieder ein Gewehr anfasst!“ Nein, man soll die Kirche im Dorf lassen. Und überhaupt ist es schon ein Segen, dass die Filme von den Konzentrationslagern, die kein Mensch mehr sehen kann, wenigstens in so eigenartigen Sendern und dann noch spät nachts kommen. Aber dass man etwas beschreibt, womit man keine Sau hinter dem Ofen hervor locken kann, vom einfachen Volk, das es ja gar nicht gegeben hat, das ist schon merkwürdig. Und trotzdem, denke ich, soll auch und nicht nur das genannt werden, was dem Herrn Staatssekretär, dem Minister oder dem Industriellen widerfuhr. Allerdings wäre es gut, wie ich heute meine, wenn zu den Bildern vom „Elend der Vertreibung“, das furchtbar war, ein bisschen wenigstens auf die Ursache hingewiesen würde. „Aber das wissen wir doch: Es war der verlorene Krieg, die Rache der Sieger! Wenn wir den Krieg gewonnen hätten, hätte es keine Vertreibung gegeben. Richtig, da hätten wir unser rechtmäßiges Land und alles was wir erobert hatten behalten“. Und wer hat den Krieg begonnen, wer hat jahrelang darauf hingearbeitet? „Was konnten wir für den Hitler?“

An meinem siebten Geburtstag begann der zweite Weltkrieg. Dass es ein Weltkrieg wird, wussten zu diesem Zeitpunkt schon einige Menschen. Für die meisten wurde Polen aber nicht überfallen, sondern „es wurde zurückgeschossen“, wie Hitler im Rundfunk bellend verkündete. England und Frankreich der Erbfeind, erklärten wegen ihrer Bündnisverpflichtungen mit Polen, Deutschland den Krieg. Für uns Kinder war der Krieg etwas Unbekanntes, von dem Erwachsene hin und wieder erzählten. Das Volk hatte man, wie

ich heute meine, auf den Krieg schon vorbereitet. Ob allerdings die Deutschen, vom Pöbel bis in die Generalität, der Adel, die Industriemagnaten begriffen, dass nach dem umjubelten Einzug der Nazis in Österreich, selbst nach der Annexion der Tschechoslowakei, weil Feindschaften zwischen Sudetendeutschen und Tschechen, von beiden Seiten geschürt bestanden, dies alles direkt zum Krieg führen musste, kann ich nicht sagen. Hitler hatte dem Englischen Premier im Münchner Abkommen vom September 1938 zwar zugesichert, dass Deutschland nach der Besetzung des Sudetenlandes in der Tschechoslowakei, keine Gebietsansprüche an andere Nationen mehr habe. Aber im Frühjahr 1939 ließ er seine Generäle mit dem Heer und der Gestapo im Gefolge, in die noch nicht besetzte „Resttschechei“ einmarschieren. Nur die ehemaligen Sudetendeutschen jubelten auch hier, wie zuvor die Österreicher. Die Tschechen protestierten wütend aber vergebens auf den Straßen. Am 14. März, zwei Tage vor dem Einmarsch, hatte Hitler den damaligen, alten Präsidenten der Tschechoslowakei, Emil Hacha, sowie dessen Außenminister abends nach Berlin zitiert. Er ließ sie bis nachts um zwei Uhr warten, um sie vor die Alternative zu stellen, seinem „friedlichen Einmarsch“ mit seinen Truppen zuzustimmen oder den Krieg, mit der Bombardierung Prags und den entsprechenden Folgen in Kauf zu nehmen. Er nannte dieses Vorgehen, das er später auf andere Begegnungen mit Diplomaten anwandte, „Hachaisieren.“ Ich habe das in der Hitlerbiografie von Joachim Fest gelesen, die 1973 erschien. Für Hitler und viele Deutsche der Weimarer Zeit waren die Deutschen ja stets das „Volk ohne Raum“. Von Dichtern wie Hans Grimm wurde dieser Begriff verbrämt und es war sicher, dass man den Raum mit nahezu göttlichem Recht

auch brauchte. Es fehlte ja an Ressourcen, Rohstoffen, „seit man uns die Kolonien weggenommen“ hatte, wie man das damals nannte. Das hätte die Welt doch verstehen müssen. Zunächst holte sich also Hitler nur den Raum in der Tschechoslowakei und in Polen. Russland hatte er zu dieser Zeit längst eingeplant. Im Krieg, nach der überfallsmäßigen Besetzung Dänemarks und Norwegens, holten wir, die Deutsche Wehrmacht, als Ersatz für unsere fehlenden Ressourcen, dann Erz aus Narvik.

Aber war die Entwicklung Deutschlands seit dem Ende des Ersten Weltkriegs bis zum Zweiten nicht ganz konsequent? Die Historiker erklären uns das sehr genau, die superklugen vor allem, die sich erst später hineingefühlt haben in die Schmach des Versailler Vertrags. Historiker wie Sebastian Haffner, die das alles etwas anders sahen, waren ja eigentlich keine, nur so journalistische Schreiber, wie man von den Etablierten lesen kann. Auch muss man bei Haffner immer betonen, dass er „trotz seiner Thesen und trotz seines Aussehens“, kein Jude sei. Schließlich müsse man dies einmal sagen. Man sei doch objektiv, habe ich gelesen.

Gewiss war das Volk nach der „Machtübernahme 1933“ nicht reicher geworden. Armut herrschte zur Genüge. Es gab deshalb das Winterhilfswerk, das WHW, das sich um die Armen, die es nur halb offiziell gab, kümmerte. Das WHW beherrschte sogar noch während des Krieges oft das Straßenbild. Es wurden Sammlungen durchgeführt, uniformierte SA-Männer oder höhere HJ-Führer, auch BDM-Führerinnen, klapperten mit einer Sammelbüchse. Wegen der Rohstoffknappheit, wurde jedes Altmaterial von Eisen und Papier bis zu Knochen

gesammelt. Diese Aktion fand auch ihren Niederschlag in dem Lied, das aus den Soprankehlen der Pimpfe kam: „Wir sammeln alte Weiber, Lumpen und Papier / ausgestoßne Zähne sammeln wir / Alte Weiber, Lumpen und Papier, / alles sammeln wir!“

Während des Kriegs, gab es einige Erfindungen der Reichspropaganda wie das „Groschengrab“ und den „Kohlenklau“. Das Groschengrab sollte die vermutlich üppige Haushaltsführung, der Kohlenklau die Wärmeverluste durch offene Fenster im Winter reduzieren. Einmal sah man auf Plakaten die Umrisse zweier schwarzer Gestalten. Sie mahnten zunächst: „pst“ und dann: „Achtung, Feind hört mit“. Die Propaganda richtete sich gegen die Spionage des Auslands und man erzählte sich, dass Leute der Abwehr nachts an Dachrinnen mit besonderen Geräten lauschten, ob in den Wohnungen im Radio Feindsender abgehört wurden.. Das Abhören von Feindsendern und eine Weitergabe der Meldungen konnte mit dem Tode bestraft werden. Man war hier nicht zimperlich!

Es gab während des Kriegs einige Lebensbereiche, die parallel zueinander liefen und doch verflochten waren. Das Leben außerhalb der Luftangriffe, die Erfüllung der Schulpflicht, die selbstverständliche Teilnahme beim Jungvolk, die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln, der Umgang mit Kriegsgefangenen, eine religiöse Verblendung, nicht zu reden von dem völlig vergessenen Verbleib der Juden. Diese Lebensbereiche waren, jeder für sich, immer bestimmt vom System, symptomatisch für das ganze Geschehen. Man wird dies ignorieren, wenn man nur das sogenannte Große Ganze, historisch gesehen, betrachtet. Aber ich bin nur

Zeitzeuge, der berichtet, was er gesehen hat, und was ist das schon?

Aber man musste doch leben, arbeiten, in die Schule gehen, auch wenn nichts ohne das Reglement der Partei ablief. Natürlich hörte man vom Generalfeldmarschall Rommel, vom heldenhaften Kampf in Nordafrika, wo wir die Engländer das Fürchten lehrten. Dort, wo lediglich der Erbfeind Frankreich seine Kolonien von Algerien bis Tunesien hatte, den Italienern einmal Libyen, den Briten schon immer Ägypten gehörte, da mussten wir sein! Wo unsere Helden zwangsweise unter der afrikanischen Sonne brien, im Staub und dem Kugelhagel der Engländer standen, da machten wir uns sorgen um den Kohlenklau und froren noch ein bisschen. Wenn ich diese letzten Sätze als Erwachsener vor 1945 im Reich gesagt hätte, wäre ich erschossen worden. Vielleicht auch nicht, denn Ironie kannte die Partei nur bedingt und viele Menschen glaubten solche Phrasen.

Noch im ersten Kriegsjahr musste mein Vater bis in das jetzt wieder deutsche Straßburg und ins „Protektorat Böhmen und Mähren“ fahren. Er brachte aus Karlsbad, Pilsen und Prag Waffeln und andere Dinge mit, die wir hier gar nicht kannten. Ich habe daran noch viele Einzelheiten in Erinnerung. Aber all das erklärte einem Zweitklässlers nicht den Krieg. Dass als einziges Bild im Klassenzimmer der Volksschule: „Wilhelm Gustloff, ermordet von einem Juden“, über der Türe hing, war für uns unbedeutend. Mit Gustloff und dem Juden, der ihn ermordet hatte, konnten wir Kinder nichts anfangen. Zu der Zeit hatte niemand wissen können, dass ein sowjetisches U-Boot mit einem Torpedo das KdF-Schiff, die Gustloff, am 30. Januar

1945 mit mehr als 9000 Flüchtlingen aus Ostpreußen an Bord, versenkt. Ein Zusammenhang nur des Namens wegen? Und jetzt kann man in Wikipedia, der freien Enzyklopädie lesen, dass man das „zu den größten Katastrophen in der Seefahrtsgeschichte“ zählt. Der Seefahrtsgeschichte? Denkt man heute, dass die armen, auf einem ehemaligen Luxusschiff zusammengeworferten Menschen eine Dampferfahrt mit tragischem Ausgang unternahmen? So ein bisschen Titanic in der Ostsee, mit Bolschewiken, Torpedos, Kälte, nur ohne Eisberg?

Eines Morgens – es war im Juni 1941, was ich jetzt einfüge - weinte meine Mutter. Sie hatte im Radio gehört, dass Deutschland Russland den Krieg erklärt habe und dort einmarschiert sei. „Jetzt ist alles aus“, sagte sie „dieses riesige Land werden wir nie besiegen“. Als später eine Sondermeldung auf die andere folgte und die deutschen Siege über die stets so bezeichneten bolschewistischen Untermenschen verkündete, war ihre Angst vor dem Krieg und gar einer Niederlage verschwunden. Man wollte und musste diesen Krieg gewinnen, darüber waren sich alle einig. Das Glück diesen Krieg nicht zu gewinnen, schätzte damals 1941 - wie auch heute noch - fast niemand. „Wir haben den Krieg verloren und wir hätten ihn nicht, wenn, wenn, wenn nicht“ und so weiter. Den Schrecken, wenn er nicht verloren worden wäre, kann sich bis heute niemand vorstellen! Man fühlte deutsch, auch der einfache Arbeiter. Und wenn die Deutschen eine Schlacht gewannen, siegten alle, siegte das Volk. Alle anderen Völker waren der Feind, waren unser Feind. Nach den ersten Erfolgen des Feldzugs, dachte auch die Mutter, dass die Deutschen siegen

müssen. Uns Kindern sagte sie dann, dass wir in Russland ein Rittergut bekämen, wenn wir den Krieg gewonnen hätten und wir beide, der Bruder und ich, bekämen jeder ein Pony. Wir waren begeistert und warteten nur noch auf den Sieg, der damals noch nicht Endsieg hieß. Es war doch der ewige Traum meiner Mutter, einmal eigenes Land, keinen winzigen gepachteten Garten zu haben. Dass dieses zukünftige Land für ein Rittergut in Russland eigentlich jemandem gehört, dass Menschen dort wohnen, daran dachte niemand. Außerdem waren dort nur Russen, Bolschewisten. Es war selbstverständlich auf ein erobertes Land ebenso Anspruch zu haben wie auf Kolonien.

Kolonien waren der Anspruch, den die Nationalsozialisten schon lange an die übrige Welt gestellt hatten. Kolonialismus war keine schmähende Bezeichnung wie heute, sondern eine natürliche Gegebenheit. Ein Land wie Deutschland sei ohne Kolonien undenkbar, hieß es. Man wollte zumindest die eigenen, Deutsch Ost-Afrika, Deutsch Südwestafrika, Kamerun und Togo zurück. Nach dem Krieg würde man diese Kolonien sowieso wieder in Besitz nehmen, was ganz sicher war. Wir hatten ein Buch zu Hause, in dem die Geschichte der deutschen Kolonien mit schönen Bildern aufgezeichnet war. Lettow-Vorbeck auf seinem Pferd war besonders eindrucksvoll, weniger die halbnackten Watussifrauen mit ihren Metallreifen um Hals, Arme und Beine. Als wir später in den Luftschutzkellern saßen und die deutschen Grenzen nicht mehr so unüberwindlich waren, war von Kolonien, Rittergut und Pony nicht mehr die Rede. Die Leute sagten leise, „was uns dieses Charkow Blut gekostet hat!“

Wir erlebten dann die ersten Fliegerangriffe eher als schaurige Ereignisse, anfangs, als nur wenige Bomben fielen. Einmal kam dabei eine Frau zu Tode, die ein kleines Friseurgeschäft in unserem Arbeiterviertel hatte. Da zog am andern Tag meine Mutter mit mir und dem kleinen Bruder im Kinderwagen, vor das Haus der Friseurin. Es ging langsam in einem Zug von mehreren hundert Leuten an dem Haus vorbei, an dem eine Seitenwand teilweise herausgerissen war und man besah sich schauernd das Unglück. Etwa drei Mal mussten wir langsam an dem Haus vorbeiziehen und die herausgerissene Wand ansehen. Ich habe dieses Defilee zeitlebens nicht vergessen. Auch nicht den Namen der Frau. Aber es war nicht anders als es heute ist, wenn Leute einen Unfallort auf der Autobahn, Brände, Überfälle oder Hochwasserkatastrophen begaffen. Dass Bomben fallen, dazu hatte man den Krieg. Es hieß ja bis dahin, dass kein feindliches Flugzeug je Deutschlands Grenzen überfliegen könnte, was man dann nicht mehr glaubte.

Im Frühjahr 1943 war mein Vater zur Wehrmacht eingezogen worden. Er kam nach Frankreich, an den sogenannten Atlantikwall, auf die Halbinsel Quiberon, dann in die Festung Lorient, bis über das Kriegsende hinaus. Kämpfen gegen einen Feind, musste er wie er sagte, nie. Im August 1943 brannte beim ersten großen Angriff in einer Nacht das ganze Stadtviertel, in dem wir bis vor einem Jahr gewohnt hatten ab. Zu der Zeit begann man schon nicht mehr untergegangenen Besitz nach zu trauern, sondern war froh, selbst mit dem Leben davongekommen zu sein. Unsere Wohnung blieb damals ohne großen Schaden. Nach diesem Fliegerangriff, bei dem die nähere Verwandtschaft obdachlos wurde, wurde meine Mutter mit uns

Kindern im Zuge der sogenannten Evakuierung in die Rhön geschickt. Dort, am Fuße des Kreuzberges, sah ich erstmals am Tage amerikanische Bomberverbände von einem Angriff auf Schweinfurt zurückfliegen. Die Flugzeuge schienen mir unzählbar. Vielleicht waren es drei bis vier Pulks von je 50 Maschinen. Die Luft dröhnte laut, die Erde vibrierte und ich hatte wahnsinnige Angst. Ich habe später gelesen, dass die amerikanische Luftwaffe an diesem Tag viele Maschinen und 200 Mann verloren habe. Am selben Tag wurde auch Regensburg bombardiert. Dort forderte der Angriff 400 deutsche Menschenleben, darunter 91 Lehrlinge der Rüstungsfabrik Messerschmitt und „zahlreiche russische Gefangene“. Jetzt, beim Lesen dieses Textes ist es mir noch gar nicht aufgefallen, weil es fast lächerlich schien, so wenige Leute bei vielen Millionen Toten zu erwähnen. Aber: Deutsche Menschenleben und russische Gefangene? Menschenleben trifft nicht auf Russen zu. Und dann, was ist der Einzelne? Ob er sich über den Bauchschuss oder die splitterzerfetzte Brust für den Führer, für Deutschland, für Amerika, Russland oder für wen auch immer, wirklich gefreut hat und stolz darauf war?

In der Rhön blieben wir nur wenige Wochen und kehrten wieder nach Nürnberg zurück, wo wir erneut weitere Bombenangriffe überlebten. Gewiss, wir hatten viele Bombenangriffe erlebt und überlebt. Was die Menschen dabei dachten, weiß ich nicht. Ich, als dann Zehn- bis Zwölfjähriger, glaubte bis zum letzten Tag des Krieges an Wunderwaffen, die die Propaganda verhiess. Die V1 und V2 Raketen sollten England in die Knie zwingen. Wenn man an das Verhalten der Menschen nach dem Krieg denkt, ist es vielleicht verständlich.

Denn immer glaubt das schlichte Volk, dem mehr als 90 Prozent der Bevölkerung auch heute noch angehören, das was ihm von Politikern und deren Adlaten gesagt wird. Und noch heute, nach mehr als 60 Jahren seit dem Kriegsende wird uns von Pseudohistorikern erklärt wie unsinnig unsere Angst war, wie falsch die Einschätzung des Krieges, ja wie unbedeutend, eher störend der Mensch war.

Ich weiß noch wie es war, wie man als Kind zwischen bleichen und zitternden Müttern im gut halbmertertiefen Keller saß und auf die nächste, sich durch noch leise Detonationen ankündigende Bomberwelle wartet. Wenn man dann lauteste Einschläge neben Motorengedröhn hörte, dachte, dass man den nächsten Einschlag nicht überlebt, schon etwas leiser wieder den nächsten hört und weiß, diese Welle ist vorüber bis die nächste kommt, nach der ersten Welle schon das Licht verloschen war und man stumm im Finstern wartete. Ich habe das mehrmals erfahren und hatte die größte Angst vor Sprengbomben mit ihrer momentanen, alles vernichtenden Wirkung und weil man sie, manchmal heulend in stets näher kommenden gewaltigen Erschütterungen, direkt auf sich zukommen spürte. Man saß hilflos und ausgeliefert im Luftschutzkeller.

Das hat ein anderer Mensch, ein jüngerer, was per se kein Vorwurf ist, etwas anders gesehen. Jörg Friedrich, ein Historiker, hat 2002 in seinem Buch „Der Brand“ sehr genau beschrieben was es mit dem Bombenkrieg auf sich hatte. Die Kritiken an seinem Buch, auch die von Historikern wie Mommsen (nicht der alte Mommsen), waren sehr zurückhaltend. Dabei hat Friedrich nur recherchiert und herausgefunden, dass

die Briten etwa zehnmal mehr Bomben abwarfen als wir auf England. Und wie viel Tote es da gegeben hat! Dass die Menschen „wie in Krematorien verbrannten“, und „dass Dresden so was wie die Rache für den Holocaust“ war. Brandbomben seien gefährlicher als Sprengbomben, weil man damit eine ganze Stadt in Schutt und Asche legen könnte, mit 3000 Tonnen Sprengstoff, die eine Bomberflotte trägt, könne man keine Stadt ruinieren! Ja wenn das so ist? Churchill und Harris, der, der die britische Bomberflotte befehligte, seien letztlich Kriegsverbrecher wie Hitler. Freilich meinten einige Historiker auch, dass Herr Friedrich dieses Thema enttabuisiert habe. David Cesarani, ein Holocaustforscher meinte deutsches Leid aufzuarbeiten sei längst überfällig. Deutsche Geschichtswissenschaftler sollten die Gräueltaten der Roten Armee und die Verbrechen während der Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten zu ihrem Thema zu machen. Wie arbeitet man auf? Und wohin hat man dann die Toten gearbeitet? Die Linke in Deutschland habe das Thema jahrzehntelang verdrängt, wie Günter Grass. Nun bin ich weder die Linke noch Grass, noch ein Historiker, aber ich bin Zeitzeuge. Keiner, der die Toten zählte und zählen ließ, aber einer, der im Keller saß als die Bomben fielen, der manchmal mit der Mutter und dem kleinen Bruder in der Nacht rannte, um noch in einen öffentlichen Luftschutzraum zu kommen, während von den dröhnenden Bombenflugzeugen „Christbäume“, die das dann zu treffende Ziel markierten, die leere Straße taghell erleuchtet war, als schon die ersten Bomben fielen und Flaksplinter über das Pflaster klirrten. Da wurde nicht daran gedacht, ob auch Englische Mütter so gerannt sind, wie viel Kilogramm eine Spreng- und wie viel eine Brandbombe wiegt, wie das wohl sein wird wenn

Dresden brennt. Wir hatten die Angst der Menschen der Welt. Und, wenn es um die Menschen gehen soll, wer ist glücklicher: der Zerrissene oder der Verbrannte? Ist die Angst jetzt und plötzlich einfach sterben zu müssen, nicht die schlimmste Not, wodurch auch immer? Und ist der Tod und sei es der leiseste oder der heißeste von 1400 Grad Celsius, - nicht wie die bei Friedrich genannten, „nur 1300 Grad“ – nicht immer schrecklich und letztlich unsinnig? Honi soit qui mal y pense, ein Armleuchter, wer anders denkt! Und „Dresden so was wie die Rache für den Holocaust?“. Wäre ein Historiker, der dies denkt, nicht in der geschlossenen Psychiatrie besser aufgehoben?

Ich muss das sagen, weil Friedrich meinte die große Angst ging sowieso nicht von Sprengbomben sondern von Brandbomben aus weil diese ein Haus, ein altes, morsches, in kurzer Zeit in Schutt und Asche legen konnten. Was mehr gefürchtet wurde, so meint er, waren die so genannten Phosphorkanister, die größer und schwerer waren und sofort nach Aufschlag und Detonation eine große Hitze entwickelten. An diese ging niemand mehr heran, um auch nur einen Löschversuch zu unternehmen. Diese Phosphorbomben, die im Krieg von beiden Seiten, also auch von deutscher, bei den Einsätzen der Luftwaffe, abgeworfen wurden, wurden 1949 im Genfer Abkommen geächtet. Ist ja klar, dass so was nicht sein darf. Allerdings gilt das nur für die Anwendung gegen die Zivilbevölkerung, wobei „Kollateralschäden vorkommen können“. Man hat auch 1977 ein Zusatzabkommen gemacht, weil man sich nicht ganz einig darüber ist, ob nicht wegen der chemischen Eigenschaften des Phosphors, von dem die Einnahme von 50 mg oder das Einatmen der Dämpfe sehr rasch

tödlich ist, ob man da nicht auch eine chemische Waffe, die ja weit mehr zu ächten ist, vor sich hat? Die Abkommen zum Phosphorbombeneinsatz haben die USA und Israel nicht unterzeichnet. Es war klar, dass sie diese Waffen in ihren Kriegen einsetzen werden, was nicht gelehrt wurde. Dabei würde es gar nicht so viel Unterschied machen, - ich bin hier immer noch bei Friedrich - wenn man statt Phosphor, der eine Hitzeentwicklung bis 1300 Grad erreicht Napalm anwenden würde, mit einer von nur 1200 Grad. Freilich – und das sage jetzt ich - wurde auch Napalm geächtet, das im Vietnamkrieg mit dem schreienden, nackten Mädchen, im Film so eindrucksvoll anzusehen war. Die USA haben ihre Bestände 2001 vernichtet, was dann im Irakkrieg noch eingesetzt wurde, hatte eine etwas andere chemische Zusammensetzung. Ist ja klar, dass man sich, wenn es geht, an Absprachen hält.

Aber vielleicht ist es in allen Ländern so wie bei uns? Wir Deutschen mordeten, plünderten, verwüsteten die Länder wohin wir kamen. Kein Völkerrecht, keine Konvention störte uns, wir waren ja die Stärkeren. Aber von allen Völkern, die gegen uns waren, oft nur gezwungen, erwarten wir heute, dass sie sich „anständig, menschlich, der Genfer Konvention entsprechend“, hätten verhalten sollen. Aber was hätte man von denen auch erwarten können? Wir sind das Volk der Dichter und Denker, führend auf fast allen Gebieten, warum soll nicht auch zutreffen: „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“?

Mit dem Besuch der Oberrealschule, war ich in den beiden Wohnblöcken der Postleute etwas Besonderes geworden. Drei Jungen aus den Reihenhäusern gingen mit mir in dieselbe

Klasse. 1944, also noch im Krieg, kam der schon als Predigersohn mit kriminellem Potential beschriebene Junge, der an meiner Schule zwei Klassen über mir war, mit der Frage, ob ich in einen kleinen Kreis von Jungen kommen wollte, wo über Jesus und solche Geschichten gesprochen werde. Ich ging hin. Man traf sich, auch in einem der Reihenhäuser, wo ein Herr Brünner, den ich vom Kindergottesdienst, in den ich immer geschickt wurde, als stets lächelnd an der Türe stehenden Mann, vom Sehen kannte. So saß ich bei Herrn Brünner mit anderen Jungen im Kreis von denen mir einer später das Harmonium vermietete und zwei andere waren darunter, die ich als meine Jungvolkführer erkannte. Alle waren deutlich älter als ich. Die Jungvolkführer waren für mich nichts besonderes, denn ich war ja auch beim Jungvolk, also Pimpf. Im Kreis wurde viel über den Herrn Jesus geredet, wie sehr er die Kinder, die Jugend überhaupt liebte und wie sehr wir dann eben auch den Herrn Jesus lieben sollten. Aus einem Liederbuch wurden Lieder gesungen, die sich erheblich von den leiernden und traurig klingenden Kirchenliedern unterschieden. Hier ging es um Gottes Liebe, Sonnenschein und Herz und Schmerz, aber in fröhlichen Melodien. Und dann wurde viel und laut gebetet.

Irgendwelche Dinge, außer der Liebe Gottes und der Jesus', wurden in dem Kreis nicht angesprochen, auch von den Jungvolkführern nicht. Es wurde mir aber gesagt, nichts von unseren Abenden bei anderen Kindern oder den Pimpfen zu erzählen, was ich eher für einen Vorzug vor anderen hielt. Doch schon ab dem Spätherbst 1944 traf sich dieser Kreis dann nicht mehr, wegen häufiger Fliegerangriffe, der Kinderlandverschickung, in die ganze Schulklassen mit ihren

Lehrern in Landheime mussten. Ich will ausdrücklich festhalten, dass dieser Kreis, in dem ich auch später noch stets der Jüngste war, absolut unpolitisch und schon gar nicht widerständlerisch war, auch wenn dies gerade die Jungvolkfürer, der jüngere Jungzug- der ältere Hauptjungzugführer, mit grüner bzw. schwarzgrüner Schnur, nach dem Krieg gerne so gesehen hätten.

1943 hatte ich als Zehnjähriger zum Jungvolk gedurft, war froh darüber, endlich zu dürfen. Es war Pflicht für alle Eltern ihre Kinder, also Jungen zum Jungvolk und Mädchen zum BDM, dem Bund Deutscher Mädels, zu schicken. Nichtbefolgung wurde bestraft. Wenn ich immer wieder höre und lese, dass Eltern ihre Kinder nicht zu Jungvolk oder BDM ließen, die Anmeldung verweigerten und was auch immer, so müssen sie in einer anderen Welt gelebt haben oder hatten besondere Beziehungen zu den Nazis. In den Erinnerungen von Ralf Dahrendorf, dessen Vater Reichstagsabgeordneter der SPD von Hamburg war, steht, dass auch er selbstverständlich nicht um die Mitgliedschaft bei der Hitlerjugend kam. Einer meiner Mitschüler in der Abiturklasse beschrieb in unseren gemeinsamen Erinnerungen, die als Buch herauskamen, wie er als Hitlerjunge oder Pimpf – er war bereits Jungenschaftsführer mit weißroter Schnur am Braunhemd – von Nachbarn, denen er etwas vom Jungvolk erzählen wollte, mit den Worten, sie seien Sozialisten, Sozis, weggejagt wurde; und dies während des Kriegs, wo man allein auf diese Äußerung hin im Konzentrationslager gelandet wäre! So entsprangen scheinbar heldenhaften Taten einer Nachkriegsfantasie. Es gab diese Taten nie. Ich war stolz Pimpf zu sein, bekam ein Braunhemd, durfte nach irgendeiner Zeremonie auf dem Hof des Jungvolkheimes,

nach Erlernen der „Schwertworte“, auch Halstuch, Lederknoten, Gürtel mit Koppelschloss und Schulterriemen tragen. Letzterer war sehr praktisch, weil er die Hosen hielt, was wir Pimpfe natürlich nicht so sahen. Wir trugen nämlich auch im Winter, kurze Hosen und lange Wollstrümpfe an Strapsen. Der durchwegs so uniformierte Pimpfenchor des Jungbanns der Stadt, wurde verächtlich von anderen Pimpfen, Schnuller Sturm genannt. Einige Jungen trugen schon Skihosen, die unten mit einem Gummiband versehen waren. Lange, unten offene Hosen durfte man erst nach der Konfirmation tragen. Wir waren alle, bis auf wenige Ausnahmen, evangelisch. Einen Gegensatz zwischen Kirche, Religion und Hitlerjugend sahen wir Kinder nicht. Alles war selbstverständlich. Was die Erwachsenen dachten, weiß ich nicht.

Als im Krieg Stalingrad gefallen war, was hieß, dass der Rest von ehemals 230 000 Soldaten der 6. Armee unter General Paulus, der aus noch 110 000 zerlumpte, verwundeten Wehrmachtssoldaten bestand, entgegen dem Befehl Hitlers kapituliert hatte, mussten wir Pimpfe an einem Sonntagvormittag auf dem Adolf Hitler-Platz, dem heutigen Hauptmarkt antreten. Offensichtlich waren die etwas ältere Hitlerjugend, aus dem Jungvolk mein Jungzug und noch einige aus anderen Stadtvierteln dazu ausgewählt worden. Herr Reichsminister Dr. Joseph Goebbels hielt eine Rede an die Menschen auf dem überfüllten Platz. Es waren meistens Frauen, die Mütter und Frauen der Soldaten aus den Fränkischen Regimentern, die in dieser sinnlosen Schlacht aufgerieben wurden. Dass von den 110 000, die in Gefangenschaft gerieten, letztlich nur noch 5 000 den Krieg überhaupt überlebten, konnte

man damals noch gar nicht wissen. Goebbels, schrie, brüllte von einer Tribüne herunter gegen die Bolschewisten und den Stolz auf die Tapferen, die bis zum letzten Mann kämpfend nur der Übermacht erlegen waren. Von der halben Million toten Russen wusste niemand etwas. Es gab das Lied vom Guten Kameraden und Salutschüsse zum Gedenken der deutschen Opfer. Ständig sackten Frauen zusammen und mussten, ohnmächtig, von den Sanitätern weggetragen werden. Am Ende dieser Kundgebung, Trauerfeier oder Demonstration des ungebrochenen Siegeswillen, denn man wusste nicht so recht was es war, sind wir Pimpfe dann in Reih und Glied wie das hieß, wieder abmarschiert. Warum wir Zehn- bis Elfjährigen dorthin mussten, weiß ich bis heute nicht. In der Schule wurde uns vom Lehrer, der nach dem Krieg einer der eifrigsten Katholiken war erklärt, dass Stalingrad im Buch der Deutschen Geschichte mit Blut geschrieben steht. Er hatte damit wohl recht, aber nicht so, wie er es meinte. Er hatte, wahrscheinlich nur zu seiner Tarnung, wie er nach dem Krieg selbst geglaubt haben konnte, eine gewisse Neigung uns das wahre Deutsche in der Sprache nahezubringen. Er dichtete Kirchenlieder um, so dass sie mehr der damaligen Sprache glichen. Uns war alles recht, was gesagt wurde. Auch das über Stalingrad und über Gott. Als der Lehrer einmal sagte, es habe, bevor wir unseren Führer bekamen, 32 Parteien in Deutschland gegeben, haben wir Kinder laut aufgelacht, weil wir alle wussten, dass es nur eine Partei geben kann.

Es ging während des Krieges der normalen Bevölkerung, was die Lebensmittelversorgung betraf, zwar nicht gut, aber am Verhungern war niemand. Die Lebensmittel waren rationiert und zudem nicht beliebig auf ein Mal verfügbar. Vieles der

Grundnahrungsmittel aus Getreide und Kartoffeln war selten zu bekommen, Obst etwa oder besseres Gemüse wie Lauch, Tomaten oder Bohnen, gab es äußerst selten. Je nach Versorgungslage bestand die Fettration aus 62,5 bis 125 Gramm Butter oder Margarine pro Monat! für eine Person. Speiseöl, das man Salatöl nannte, gab es nicht mehr. Fleisch gab es pro Monat um 250 Gramm, worin schon die obligatorische Knochenzuwaage enthalten war. Die Statistiken, die unsere Historiker lange nach dem Krieg als traurige Versorgung der armen Bevölkerung im Krieg erstellten, müssen sich dabei ausschließlich an die auf die Lebensmittelkarten aufgedruckten Werte gehalten haben. Wir haben die Zuteilungen, die auf den monatlich ausgegebenen Karten, in kleinsten Portionen standen, was einmal viel hermachte, selten erhalten. Die Gültigkeit der Marken wurde auch erst wochenweise „aufgerufen“ und stets verfielen sie nach dem aufgedruckten Gültigkeitsdatum, waren nicht mehr einlösbar. Pech gehabt. Die Nationalsozialisten hatten zudem bereits vor dem Krieg, da wir ja keine Kolonien hatten den Müttern erklärt, dass ein kleines Kind genauso gerne an einer Kartoffel lutschen würde, wie an einer Banane, die es gar nicht kennt. Das war die Erklärung für das Fehlen von Obst und Südfrüchten, die es immerhin bis Kriegsbeginn gab. Als nach der sogenannten Wende 1989 in der gerade noch nicht eingegliederten DDR plötzlich wieder Bananen und Orangen und anstelle des Broilers Schweinshaxe und Lenden auftauchten, schien ja auch dort erst die echte, die kulinarische Freiheit eingekehrt zu sein.

Verhungern konnten in Deutschland während des Kriegs nur die Menschen in den Lagern, von denen man nichts wusste

und Kriegsgefangene Russen. Letztere sah man wie sie sich langsam in ihren Uniformrelikten dahinschleppten, kahlgeschoren, ausgemergelt und dumpf. In der Nähe unserer Wohnung war ein durch eine Mauer abgegrenztes Areal, von vielleicht dreihundert Quadratmetern, mit Schuppen an der Innenmauer, ehemals für Werkzeuge der Siedlungswerk-Genossenschaft, die die Häuser ab 1936 erbaut hatte. In den Schuppen schliefen nachts die etwa hundert russischen Kriegsgefangenen. Tagsüber waren sie für Aufräumarbeiten in Trümmerhäusern, im Ausbessern von Straßen eingesetzt. Sie waren von nur wenigen älteren, bewaffneten Soldaten bewacht, aber relativ so frei, dass sie sich zwischen unseren Häusern bewegen konnten. Flucht oder ein sich Verstecken, wäre für sie sinnlos gewesen, in dem zerlumpten Zustand, in dem sie waren, abgesehen davon, dass ein Fluchtversuch meist mit dem Tod bestraft wurde. Diese Russen bettelten dann um ein Stück trockenes Brot und wollten dafür kleine Spielsachen aus Spänen, die sie aus altem Holz schnitzten, geben. Das jedoch allenfalls bis 1943. Dann sah man keine russischen Kriegsgefangenen mehr.

Im Sommer 1944, stand ich im Haus meiner Tante in der Altstadt, am Fenster des zweiten Obergeschosses und sah hinunter auf die Straße und auf Brandruinen. Neben mir der Verehrer meiner damals sechzehnjährigen Cousine, die BDM-Führerin war, ein ehemaliger Nachbarsjunge jetzt Waffen-SS-Mann, der sicher noch keine zwanzig war. Unten räumte ein Trupp von sogenannten Russenweibern, zwangsverschleppten Russinnen oder Polinnen, zerlumpt, müde, Trümmer aus abgebrannten Nachbarhäusern weg. Sie bewegten sich nur

mühsam und langsam, was den von mir an sich bewunderten SS-Mann laut vor sich hin sagen ließ, dass da mal richtig SS hineingehörte in dieses langsame Pack. Ich könnte noch heute diese Szene zeichnen. Damals dachte ich mir wenig dabei. Russenweiber, da macht man das so. Und später erfuhr man wie viele dieser verschleppten Frauen und Mädchen umkamen, verhungerten oder erschlagen wurden. Auch der SS-Mann fiel noch im Krieg, an dessen Endsieg er sicher glaubte.

Ab Januar 1945 konnte man sehen, dass das Kriegsglück, das sich bereits seit 1942 gewendet hatte, Deutschland wohl ganz verlassen würde. Anstelle des Endsiegs hoffte man immer mehr auf das Ende. Zu sagen wagte dies auch zu dieser Zeit niemand. Es hätte tödlich sein können. Wir Kinder sahen das nicht so, weil wir jegliches Geschehen für selbstverständlich hielten, auch den kommenden Endsieg, Schon 1944, am 21. Juli, war ich in einem Zeltlager des Jungvolks, als wir bei strömendem Regen antreten mussten und man uns Pimpfen sagte, dass gestern ein schreckliches Attentat auf unseren Führer verübt worden sei. Der Führer, Hitler, habe das Attentat aber überlebt und die feigen Täter seien bereits erschossen. Wir Kinder verstanden gar nicht, warum man unseren Führer umbringen wollte. Nach dem Krieg, kurz vor dem Abitur 1952, hat uns dann der Deutsch- und Geschichtslehrer, der als alter Weltkriegssoldat noch in Majorsuniform, mit Orden geschmückt, während des Kriegs Unterricht gehalten hatte, die Unzulässigkeit des Attentats, das mit einem Bruch des Fahneneids einher ging, erklärt. Aber selbst ab Januar 1945 wollte man nicht, dass es den Alliierten endlich gelänge Hitler zu beseitigen, was die eigene Niederlage bedeutet hätte, sondern

es sollte aufhören. Aufhören mit dem Krieg, den Gefallenen, den Fliegerangriffen. Nur aufhören. Die anderen, die Engländer und die Amerikaner sollten endlich aufhören. Dann könnte man vielleicht sogar den Iwan, Russland besiegen und der ganze Krieg hätte ein Ende. Man wollte, wenigstens die kleinen Leute aus dem Volk, die, die ich kannte und zu denen wir gehörten, dass der Krieg zu Ende gehe. Dass damit Hitler weg müsse, das dachte niemand oder niemand wagte es zu sagen. Aber der Krieg hörte nicht auf.

Im Januar 1945, nach dem großen, vernichtenden Bombenangriff auf Nürnberg, musste die Mutter mit uns Kindern wieder aufs Land. Evakuierung. Andere Kinder meiner Schulklasse in Nürnberg kamen in die Kinderlandverschickung. Einen Schulunterricht gab es seit März 1945 auch auf dem Land nirgends mehr. Wir Kinder gingen mit den Bauern auf die Felder. Tiefflieger hatte man auf dem Feld erst ab März und im April zu fürchten. Man sprach wenigstens davon, obwohl es in unserem Dorf und den benachbarten nie einen Angriff auf Feldarbeiter gegeben hatte. Wir Kinder fanden dieses Leben nicht belastend. Es gab neue Freunde und kein Sitzen im Keller mehr. Bald ahnten selbst wir, dass der Krieg zu Ende gehen werde. Man sprach nicht mit uns darüber, weil wir Kinder waren, auch wenn wir, wenn man es brauchte, fast selbstverständlich wie Erwachsene behandelt wurden. So stand in den letzten Kriegswochen das Fahrrad meiner Mutter noch im Keller unserer Wohnung in Nürnberg. Dieses Fahrrad sollte ich holen und fuhr, zwölfjährig, alleine, mit einem der Personenzüge, die zu dieser Zeit wegen der Tiefflieger nur noch nachts fahren, nach Nürnberg, um in der nächsten Nacht das

Fahrrad mit der Bahn aufs Land zu bringen. Es war ja alles noch ordentlich – heute würde ich sagen sehr deutsch - geregelt, weshalb ich selbstverständlich eine Fahrkarte, eine Fahrradkarte mit einem braunen Anhänger aus kräftigerem Papier, mit Namen und Bestimmungsort ausgefüllt, mit einem Drähtchen am Lenker festgemacht hatte. Am Bahnsteig ging es hektisch zu: Menschen rannten hin und her und versuchten in dem völlig überfüllten Zug einen Platz, auch nur zum Stehen zu finden. Fahrräder mussten in den Gepäckwagen, von dem sie am Ziel wieder abgeholt werden sollten. Man reichte sie dem Bahnpersonal, Schaffner oder was sie waren, einfach nach oben, etwa einen Meter hoch, was ich auch tat. Sofort, und bei zwei weiteren Versuchen nochmals, warf man mein Fahrrad wortlos wieder auf den Bahnsteig zurück. Ich wusste nicht warum bis ich merkte, dass jeder, der ein Fahrrad zu den Männern im Gepäckwagen hoch reichte, einige Zigaretten dazu gab. Mit meinem Hosengürtel machte ich dann das Fahrrad zwischen den Trittbrettern zweier Wagen, sogenannten Bayernwagen, fest und blieb selbst auf einem Trittbrett sitzen. Dies störte niemand. An meinem Zielbahnhof hielt der Zug. Ich musste das Fahrrad, weil der Bahnsteig auf der anderen Zugseite war, die Böschung hinunterwerfen und hinterher springen. Das Fahrrad brachte ich Zwölfeinhalbjähriger dann ins Dorf.

An einem Nachmittag, Ende März 1945, sahen wir Kinder wie amerikanische Jagdflugzeuge, die über dem Dorf kreisten und auf einen seit Tagen mit zerstörter Lokomotive stehenden Güterzug feuerten, einen etwas tief fliegenden deutschen Düsenjäger abschossen. Das war uns unverständlich, weil wir glaubten, dass gegen eine der neuesten deutschen Waffen

niemand ankäme. Seit Tagen bemerkte man das Näherrücken der Front. Nur in der Nacht, wegen der Tiefflieger, rollten Kolonnen von Lastwagen durch die Dörfer. An einem Spätabend blieb eine Kolonne, die zwei Panzerabwehrkanonen mitführte, in unserem Dorf. Fahrzeuge und Kanonen wurden in Scheunen und unter Obstbäume gebracht und mit Stroh und Reisig getarnt. Die Soldaten quartierten sich einfach, ohne Formalitäten wie Einquartierungsbefehl, bei den Bauern im Dorf ein. Nach zwei Tagen zogen sie mit dem Tross wieder ab. Sie zögen jetzt alle nach Süden, in die „Festung Alpenland“, wo irgendjemand sein blaues Wunder erleben würde, sagten die Soldaten.

Seit knapp zwei Wochen schon sagte man in der Molkerei wo die Evakuierten ihre Milch holen mussten „Grüß Gott“ und nicht mehr „Heil Hitler.“ In den drei letzten Tagen vor der Besetzung durch die Amerikaner, wurde ich, auf ein absichtliches „Heil Hitler“ hin, in der Molkerei strafend und entsetzt angesehen. Die Leute, meist Alt-BDM-Frauen, die noch vor kurzem am Führer und seinem Endsieg nicht die geringsten Zweifel aufkommen ließen, begannen schon jetzt unter erheblichem Gedächtnisschwund in Bezug auf ihre jüngste Vergangenheit zu leiden.

Ein Ereignis werde ich nie vergessen: Etwa zwei Tage bevor die Amerikaner im Dorf einrückten, war ich mit anderen Kindern, auch Mädchen waren dabei, am Bahndamm nahe des Bahnhofs. Da sahen wir wie die Gleise entlang ein Soldat von einem anderen geführt, getrieben wurde. Es war ein Bürschchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren, kaum älter als ich selber, der mit Handschellen gefesselt, von Schwelle zu Schwelle in

Richtung Gunzenhausen, 15 Kilometer entfernt, wo zu dieser Zeit noch die Front war, mehr stolperte und taumelte als er lief. Wir waren keine drei Meter entfernt und sahen, vielleicht erstmals, wie die nackte Angst aus den Augen blicken konnte, wie der Atem des Jungen schnell und hörbar ging. Zwei Schritte hinter ihm schritt, auch von Schwelle zu Schwelle aber kraftvoll, ein Feldgendarm mit dem halbovalen Schild, vorne über der Brust. Wir hatten Angst für den Jungen. Was mit solchen Leuten, die immer Vaterlandsverräter, Feiglinge, Deserteure genannt wurden, geschieht, hatten wir in den letzten Tagen zu oft gehört.

Und wohl noch am gleichen Tag, bevor die Front den Ort tatsächlich erreichte, ging nachts plötzlich eine Unruhe durch das Dorf. Die Bauern fuhren mit großen Heuwagen zu den Bahngleisen, wo seit etwa zwei Wochen ein Güterzug stand, nachdem Tiefflieger die Lokomotive, beschossen hatten, die noch einige Dampfwolken ausstieß und stehen blieb. Was mit Führer und Heizer geschah, weiß ich nicht. Nachdem dieser Zug auf freier Strecke stand, wurde er weiterhin täglich von Tieffliegern beschossen. Zu diesem Zug fuhren also nachts die Bauern und kehrten mit den Wagen, voll beladenen mit Pappkartons, ins Dorf zurück. Die Waggons seien aufgemacht worden, hieß es. In den Pappkartons, waren Konservendosen mit Rind- oder Schweinefleisch. Meine Mutter lieh sich vom Bauern einen Schubkarren und schob diesen mit uns zwei Buben zu dem Zug, wo ältere Männer einfach Kisten und Schachteln aus den Waggons warfen. Etwa zehn Heuwagengespanne standen neben dem Bahndamm und Leute luden unentwegt die Kartons auf. Meine Mutter nahm eine Schachtel, lud sie auf den Schubkarren

und wir fuhren damit den Weg von knapp einem halben Kilometer wieder zurück. Der Nachbarbauer, der die dritte Fuhre, hoch bepackt im Heuwagen von zwei Ochsen gezogen, vom Zug heimfuhr und uns überholte, sagte: „I gön'n's ich“ (Ich gönne es euch). Fast die ganze Nacht waren die Bauern unterwegs und holten und holten. Am andern Morgen gegen neun Uhr, fuhren zwei Autos, Kübelwagen, mit einigen SS-Männern besetzt, beim Bürgermeister vor: „Wenn nicht binnen zwei Stunden alles was in der Nacht aus dem Zug geplündert worden sei zurückgebracht würde, würden diejenigen der Dorfbewohner, bei denen man etwas fände, erschossen“. Sie fuhren wieder weg und wollten nach der gesetzten Frist wiederkommen. Der Bauer, der uns die Schachtel mit den Dosen gegönnt hatte, der mutigste von allen, hatte es dann auf sich genommen, alles was das Dorf in vielen, vielen Heuwagenfuhren vom Zug geholt hatte, zurückzubringen. Meine Mutter hatte ihm auch die Schachtel mit den Schweinefleischdosen gebracht, damit er sie mitnähme. Auf einem von einem Ochsen gezogenen Mistwagen, dessen Seitenbretter umgeklappt waren, so dass eine Pritsche entstand, fuhr der Bauer dann an uns vorbei. Auf der Pritsche des Wagens standen etwa fünf einzelne Konservendosen und ein Karton mit Schweinefleischdosen, der, den meine Mutter zurückgebracht hatte. Das war nach Meinung der Bauern alles was das Dorf in der Nacht aus dem Zug geholt hatte. Die SS-Männer sind aber nicht mehr zurückgekommen. Die Bauern hatten sich nach einiger Zeit sehr abfällig über Schweine- und Rindfleischkonserven geäußert.

Das Kriegsende mit dem Einmarsch der Amerikaner erlebten wir auf dem Dorf. Alle deutschen Soldaten waren, soweit wir wussten abgezogen. Ich stand mit einigen Erwachsenen, alten Männern, auf dem Hügel über dem Dorf und sah als erster vier Panzer, die mit hoher Geschwindigkeit auf der unasphaltierten Landstraße, weshalb es staubte, rasch auf den Ort zufuhren. Wir rannten alle in die Häuser hinunter, als heftiges Maschinengewehrfeuer von den Panzern kam. Man hat sicher nicht auf uns direkt geschossen, aber es war sehr laut. Alle Leute, Mutter, Bruder, die Bauern, saßen im Keller, bis das Gewehrfeuer aufhörte. Ich ging wieder als erster hinaus und sah wie der tapfere Konservendosen-Bauer, ein weißes Tuch an einem Stock schwenkend, auf den Ortseingang zuing. Kurz darauf sah ich die ersten Panzer und Geländewagen mit amerikanischen Soldaten in den Ort einfahren. Die Soldaten trugen drillichartige Uniformen, hatten gebräunte Gesichter und trugen Helme. Ich hatte nie einen Neger gesehen, dachte dies wären welche und rannte zurück in den Keller, wo sich meine Mutter offenbar sehr fürchtete, als ich sagte, dass es lauter Neger seien. Ich hatte damals nicht begriffen warum, auch nicht, was meine Mutter dann erzählte, warum sie sich seit Tagen nicht mehr gewaschen hatte. Erst später erfuhr ich, dass die Reichspropaganda berichtete, dass nicht nur Russen sondern auch Amerikaner und besonders die Neger, Frauen vergewaltigen würden. In dem Dorf wurde keine Frau vergewaltigt, nicht nur weil die von mir so gesehenen Neger keine waren.

Am Abend hatte ein amerikanischer Soldat von der Bäuerin Eier verlangt, einen ganzen Stahlhelm voll bekommen

und sich in die Pfanne schlagen lassen. Wir hatten nie so viele Eier gesehen, geschweige von der Bäuerin welche bekommen. Die Amerikaner hatten an der Stiege zum Obergeschoß des Bauernhauses, einen großen Karton mit „eisernen Rationen“ offen stehen gelassen. In den Rationspäckchen waren Dosenwurst, Kekse, Butter Chlortabletten zur Desinfektion von Wasser und Zigaretten. Die Soldaten sahen ganz bewusst weg, als ich mit einem Griff zwei Päckchen mitgehen ließ. Nach zwei Tagen waren die amerikanischen Soldaten wieder weggefahren, es war ja noch Krieg und vor wenigen Tagen hatte man etwas von der „Festung Alpenland“ geschwafelt.

Ganz so unblutig verlaufen wie ich dachte, war unsere Besetzung allerdings nicht: Als nämlich die ersten Maschinengewehrsalven über das Dorf krachten, rannten drei deutsche Soldaten, von denen niemand wusste woher sie kamen, direkt auf den Ortseingang zu, vor dem die Panzer standen, die dann auf sie zielten und einen oder zwei, wie man sagte, schwer verwundeten. Diese Soldaten wollten eigentlich nur die Brücke über die Altmühl erreichen, um ins Nachbardorf zu kommen. Warum das, wusste auch niemand. Die Brücke übrigens, eine Holzbrücke, die über die Altmühl führte, hatten Pioniere einen Tag zuvor gesprengt, um dem Feind den Flussübergang unmöglich zu machen. Die Amerikaner fuhren dann mit ihren Jeeps zehn Meter oberhalb der im Wasser liegenden Brückenreste durch die 20 Zentimeter tiefe Altmühl.

Nun war auch die im Krieg fast als selbstverständlich hingenommene Pression und Bedrohung der Menschen durch den Parteiapparat und Gestapo zu Ende. Es war ja der

Landbevölkerung, den Einheimischen, keineswegs schlecht gegangen, niemand hungerte. Die Opfer, die auch sie bringen mussten, bestanden in den zweitgeborenen Brüdern, die meist gleich zur Wehrmacht eingezogen wurden und als einfache Soldaten fielen. Der Bauer als Hofbesitzer war häufig, nicht immer, unabhkömmlich als wichtiger Teil des Reichsnährstandes. Aber einfach Tiere, Schweine oder Schafe zu schlachten, wenn das Fleisch ausging, das konnten auch die Bauern nicht. Schwarzschlachten eines Schweins etwa oder eines Kalbs konnte im Reich mit dem Tode bestraft werden, wie auch das Stehlen von Lebensmitteln, soweit dies nicht ein Parteigenosse in höherem Auftrag tat. Man war schnell bei der Hand oder beim Beil, wenn es um Vergehen gegen das Volksgut ging, sowohl am Land als auch in der Stadt.

So konnte man – was ich beispielhaft erwähne - einen Seitenein- oder -ausgang des Justizpalasts von Nürnberg während des Krieges einsehen. Dort warteten Menschen, auch eine Tante von mir, mit einem wie ich heute meine, wohligem Schaudern, auf eine Frau, die „einen Pelzmantel getragen hat, als man sie heraus, zum Auto, führte!“ Sie wurde zur Enthauptung gefahren, weil sie als Dienstverpflichtete Feldpostpäckchen gestohlen haben soll. Für ein solches Verbrechen gehörte man geköpft. Selbstverständlich. Sofort! Ich muss das betonen, weil man dachte, im Land habe die Mordjustiz ein Ende – vom Marinerichter und späteren Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, Filbinger, wusste man noch nichts.

In diesen Tagen bestand ein zwar anarchischer aber unkriegerischer Zustand im Dorf. Der Bürgermeister, ein Bauer

und Parteigenosse bis zum Einmarsch der Amerikaner, blieb auch dann noch Bürgermeister. Von irgendwo her musste er Weisungen oder Ähnliches bekommen haben, weil er und die Dörfler glaubten, dass er die an sich minimale Verwaltung des Ortes fortführen müsste. Es tat ihm niemand etwas zu Leide oder forderte seine Absetzung, weil er Parteigenosse gewesen war. Im Gegenteil, ein älterer Herr, Vater einer der evakuierten Frauen, beklagte sich in einem kurzen Gespräch auf der Straße, dass immer wenn er zum Bürgermeister ginge, um jemanden denunzieren zu können, was er wörtlich so sagte, säße doch dessen halbwüchsiger Bub mit in der Stube und könne alles hören.

Dann gab es während des Kriegs und kurz danach, noch eine Gruppe von Personen im Dorf: Die hierher geschleppten Polinnen und Polen. Man nannte sie nicht Zwangsarbeiter, weil man weder die Umstände wissen wollte unter denen sie hierher kamen, noch fand man überhaupt etwas dabei. Man brauchte doch Arbeiter, Knechte und Mägde, weil die Deutschen Männer an der Front waren. Im Allgemeinen hatten diese Fremdarbeiter während des Krieges ein relativ freies Leben. Sie hatten mehr zu essen als die evakuierten Städter, weil sie, in der Regel wenigstens, am Tisch ihres Bauern mitaßen, was sie nach Anweisung der Partei zwar nicht sollten. Sie trugen irgendwelche alten Kleider, ohne ein Kennzeichen und sahen aus wie eben Bauernknechte und Mägde. Abends trafen sie sich auf der Straße und redeten polnisch untereinander. Jeder konnte aber- zumindest im bäuerlichen Dialekt - perfekt deutsch. Auch der Bauer, bei dem wir waren, hatte einen solchen Polen, der, wie er erzählte, ein ganz junger Lehrer in Polen war. Dieser

Pole, Paul, schlief in einer winzigen Kammer neben dem Stall und er arbeitete vom Morgengrauen bis in die Nacht, wie jeder Knecht. Er war ja auch für den eigentlichen Knecht, den jüngeren Bruder des Bauern, der zum Militär eingezogen war - der Bauer selbst war unabhkömmlich, u k, dem Hof zugeteilt worden. Der Bruder des Bauern war zu der Zeit, als wir ins Dorf kamen, längst in Russland gefallen.

Die meisten Polinnen und Polen wurden alleine auf die Felder geschickt. Nie ist einer aus dem Dorf geflohen. So lange sie für die Bauern schufteten war alles in Ordnung. Es gab aber in Treuchtlingen eine zentrale Stelle, ein Lager, das eine Art Aufsicht über diese „Fremdarbeiter“ hatte. Hatte ein Pole mit seinem Bauern Ärger oder Streit, wozu es genug Gelegenheit gab, denn als gleichwertige Menschen wurden die Polen nicht angesehen, kam er für einige Tage ins Lager. Besonders die Polinnen, wenn sie schwanger wurden, von einem anderen Polen oder von wem auch immer, kamen sie ins Lager und nach einiger Zeit ohne Schwangerschaft wieder zurück. In meinem Beisein sagte einmal eine Bäuerin zu einer anderen, dass sie Schwierigkeiten mit Domka, ihrer Polin habe: „Na dann kommt's halt nach Treichtling [Treuchtlingen] ins Lager und werd g'haut und dann geht's scho wieder“. Man wusste also sehr gut was in Treuchtlingen geschieht. Offiziell und so genau wollte man es sich aber auch nicht vorstellen, es wohl nicht wissen. Den Bauern war es recht. Einige Wochen vor Kriegsende, wurde ein Jugoslawe als zusätzlicher Knecht zum Bauern gebracht. Er konnte kein Wort deutsch, krümmte sich nur zusammen, stöhnte in seiner Kammer fast Tag und Nacht und weigerte sich mit Gesten, irgend ein Werkzeug, eine

Mistgabel, eine Hacke oder sonst etwas in die Hand zu nehmen. Der Bauer verständigte nach zwei Tagen den Bürgermeister, dieser das Lager in Treuchtlingen und der Jugoslawe wurde abgeholt, zu Fuß von einem Wachmann, auch mit dem Hinweis, dass er sicher wieder käme. Nach einer Woche kam der Jugoslawe wieder, geschwollen im Gesicht und mit einigen blauen Flecken am Körper. Er griff sofort nach einer Mistgabel, lief in den Stall und arbeitete wie ein Besessener, dann auch auf dem Feld. Nach drei Wochen wurde er, ohne einen ersichtlichen Grund wieder abgeholt und kam nicht mehr zurück. Dafür kam eine junge Polin, Anni, als Magd auf den Hof.

Am Tag nach dem Einmarsch der Amerikaner waren fast alle Polen im Dorf betrunken, auch Paul, der „Jetzt bin ich der Bauer“ schrie und sich in seine Kammer legte und am Tag schlief. Am nächsten Tag aber half er dem Bauern im Stall, ging jedoch nicht mit aufs Feld. Die Bäuerin sagte dann, dass der Paul schon wieder mit der Anni im Bett liege, was Paul und Anni mehrmals am Tag taten. Nach zwei bis drei Wochen waren alle Polen aus dem Dorf verschwunden. Im größeren Nachbardorf, wo eine kleine Einheit von Amerikanern mit mehreren Last- und Geländewagen, in der Schule ihr Lager eingerichtet hatte, tauchten dann einige Polen in einer dunkelblauen Uniform, mit DP, displaced person, auf dem Rücken, auf und waren dort als Hilfskräfte tätig.

Im Ort waren noch mehrere Familien aus der Stadt, Mütter mit Kindern, bei irgendeinem Bauern zwangseinquartiert. Doch diese „Evakuierten aus der Stadt“ waren jetzt nur noch geduldet. Keine Partei, keine Nazis übten mehr Druck aus. Sie

waren weniger als die Knechte oder Mägde, bis vor einigen Tagen Polen und Polinnen. Deshalb wollten die meisten zurück in ihre Stadt. Aber, „was ist mit unseren Wohnungen in der Stadt?“, fragten die Evakuierten. Standen sie überhaupt noch? Waren sie geplündert? Hier im Dorf, am großen Pfarrhaus, in das nie Evakuierte oder Flüchtlinge eingewiesen wurden, in dem eher verstohlen die Pfarrfrau mit drei Kindern wohnte, die wir, die Evakuierten, nie zu sehen bekamen, hing plötzlich, seit dem Einmarsch der Amerikaner, ein Schild in handgeschriebenen Druckbuchstaben: „Dwelling of the Reverend“. Der Pfarrer selbst war Soldat oder sonst etwas, die Gemeinde war zuvor vom Pfarrer des Nachbarorts, der in SA-Uniform, mit Schaftstiefeln, auf dem Fahrrad kam, versorgt worden.

Zwei der Mütter aus dem Dorf wollten nun nach Nürnberg in die Stadt und nachsehen, ob noch etwas außer kahlen Mauern steht. Auch meine Mutter sagte: „Man muss nach der Wohnung sehen“. „Man“, das war ich, zwölf Jahre und acht Monate alt. Mit den beiden Frauen, die ich kaum kannte, wurde ich von meiner Mutter losgeschickt nach Nürnberg, sechzig Kilometer zu Fuß. Wir hatten einen kleinen vierrädrigen Handwagen, den ich ziehen musste. Auf Feldwegen liefen wir bis zur Landstraße, die damals die direkte Verbindung München-Berlin war, von der fast einzigen Autobahn, dem Stolz der Nation abgesehen. Alle zwei, drei Kilometer ging es um eine Panzersperre aus gefällten Fichten, oder, wo die Amerikaner mit dem Panzer nicht einfach hindurch gefahren waren, an den Resten dieser angeblich unüberwindlichen Hindernisse vorbei. Es war Ende April oder Anfang Mai 1945 und der Krieg noch keineswegs offiziell beendet. Das Reich hatte noch nicht kapituliert, auch wenn

Hitler sich schon erschossen hatte. In Nürnberg, trennten wir uns. Ich erreichte das Haus, das noch stand, in dem unsere Wohnung war. In die eigene Wohnung im ersten Stockwerk des Hauses, ließ man mich aber nicht hinein, als ich mit dem Schlüssel aufsperrn wollte. Fremde Leute, die ein paar Straßen weiter gewohnt hatten, in gleichen Häuserblöcken wie diesem, in denen jetzt amerikanische Soldaten Quartier genommen hatten, waren in der Wohnung. Die Leute waren nicht unfreundlich, aber bestimmt, weil ein gut Zwölfjähriger wenig Eindruck auf sie machte. Nach etwa drei Wochen waren sie verschwunden, wie man uns sagte, als deren Wohnung wieder frei war, weil, wie es hieß, die Amerikaner in die unzerstörte bisherige SS Kaserne im Süden Nürnbergs verlegt wurden.

Weil ich nicht in die eigene Wohnung konnte, ging ich in die darunter liegende der Frau Böhm, in der Robert, deren Stiefsohn, ein Jahr älter als ich, war. Er hatte in der Wohnung bleiben müssen, während seine Stiefmutter mit Töchterchen vor den Fliegerangriffen und der näher rückenden Front, nach Bayreuth zu Verwandten geflüchtet war. Bei Robert war ich willkommen. Zu essen hatten wir Konserven, Wehrmatskonserven, hatten genug Zigaretten und rauchten auch manchmal in den Ehebetten, in denen wir schliefen. Stundenweise gab es, ganz unvorhergesehen, Strom, das hieß, man konnte Licht machen, ohne Verdunkelung und konnte Radio hören - es stand ein Volksempfänger im Schlafzimmer - wo wir die helle, glockenartige Musik oder Ansage von Radio Moskau hörten. Wahrscheinlich war es der achte Mai, der Tag der deutschen Kapitulation, wo man stets, aber nur nachts, Jubel, Marschmusik und die Internationale hören konnte. Wasser

holten wir aus einem Brunnen, etwa einen Kilometer entfernt, was eigentlich etwas Alltägliches war. Aus den Wasserleitungen kam in der zerbombten Stadt nichts. Die Badewanne war voll von Papier, von Flugblättern, die mit einem Einhundert-Reichsmarkschein bedruckt waren und einen rot umrandenden Text enthielten, auf dem stand: „Ich bin Hitlers Arschewisch, keiner nimmt mich an“. Sicher hat niemand den Sinn dieses Texts verstanden, allenfalls das Wort Arschewisch und für diesen Zweck gedeutet. Woher sollten die Menschen wissen, dass das Deutsche Geld, die Reichsmark, im Ausland als Zahlungsmittel gar nicht mehr angenommen wurde. Wer kam denn ins Ausland? Wer konnte dort einkaufen und kam wieder zurück? Absolut niemand.

Ich denke heute, dass die für die Kriegspropaganda zuständigen Werbefachleute der Amerikaner keinen blassen Schimmer davon hatten wie ein Volk, der Feind, die Deutschen lebten. Es gab kein Leben außerhalb der eigenen Grenzen. Niemand dachte daran, vielleicht nach dem dann gewonnenen Krieg, im besiegten Ausland mit Devisen zu bezahlen, Geld umzutauschen und was damit zusammenhängen mag. Dies alles war außerhalb der Vorstellungswelt. Zudem war Geld doch im Land etwas wert, weil selbst noch nach Kriegsende niemand, selbst auf einen Bezugsschein, ohne Geld etwas kaufen konnte. Mieten, Verkehrsmittel, kosteten Geld, Reichsmark! Doch auch die deutschen Stellen waren während des Kriegs bei ihrer Vorstellung vom Feind, nicht besser als die Alliierten mit ihren für das Volk unverständlichen Flugblättern. So kam es nachts, wenn feindliche Bomberverbände auf die Stadt zukamen, zum plötzlichen Verstummen des Radios. Der Feind sollte, etwa

durch Anpeilen von Sendern, keine Orientierungsmöglichkeit haben und sich womöglich verfliegen. Waren die Flugzeuge unserer Stadt dann doch näher, erklang plötzlich aus dem zuvor stummen Radio: „Achtung Meistersinger, Achtung Meistersinger, Sirenenwarte: Notstromaggregate anwerfen und Fliegeralarm auslösen.“ So wurde einmal die Bevölkerung im Empfangsbereich des Senders im Unklaren darüber gelassen, wo der Feind im Flugzeug saß und vor allem konnten die Flugzeugbesatzungen, falls sie die Nachricht abhörten, nicht ahnen, dass sie auf Nürnberg zuflogen, weil sie noch nie etwas von den „Meistersingern von Nürnberg“ gehört hatten. All diese Überlegungen hatten wir nicht mehr, als wir Buben in den Ehebetten lagen und Eckstein oder schon die ersten Lucky Strike rauchten.

Nach einigen Tagen kam eine der Frauen, mit denen ich vom Land gekommen war, die die Adresse unserer Wohnung kannte, und beorderte mich für den nächsten Morgen zum Abmarsch an eine bestimmte Stelle in der Stadt, von wo aus wir den Rückweg ins Dorf, wieder zu Fuß, antraten. Meine Mutter blieb mit uns Kindern noch mehrere Wochen beim Bauern, bei dem sie als Magd war, schon wegen des Essens für uns. Einige Male, im Abstand von Wochen, als Notbrücken für die gesprengten Eisenbahnbrücken errichtet waren und Züge fahren konnten, fuhren wir nach Nürnberg und zurück. Es gab weder Personenzüge noch einen Fahrplan. Man erfuhr aber, dass Güterzüge, von Dampfloks gezogen, mit Kohlen und Holz beladenen, auch mit leeren Waggons, die Strecke München Nürnberg in völlig unbekanntem Zeiträumen befuhren. Man muss, sagte man, an den Bahnhof nach Treuchtlingen gehen,

warten bis ein Zug hält und dann schnell Trittbretter, Puffer oder Bremserhäuschen entern und einfach mitfahren. Meist suchten etwa zehn bis zwanzig Menschen, auf diese Weise fortzukommen. Die Züge wurden stets südlich um Nürnberg nach Fürth umgeleitet, da Haupt- und Rangierbahnhof, von Bomben zerstört und nicht anfahrbar waren.

Dies sind meine Erinnerungen an die Kindheit, die letztlich mit dem Dritten Reich zu Ende ging. Ich habe später diejenigen anderer Menschen gelesen, die meist zwei oder drei Jahre älter waren als ich und damit bereits zur Flakhelfergeneration zählten. Sie hatten schon, wenn sie aus ihrer Jugend berichteten, eine andere Sichtweise wie ich und meine Gleichaltrigen. Ein oder zwei Jahre konnten damals einen ganzen, neuen Lebensabschnitt bedeuten. Oft wurden über Nacht Kinder zu ernstern, entschlossenen oder angsterfüllten Erwachsenen, die die Gefahr erkannten, die sie bedrohte. Und junge Soldaten, wenn sie die Granaten oder Gewehrsalven halb zerfetzt hatten, schrien nach ihren Müttern wie die Kinder. Ich habe beim wiederholten Durchlesen und Korrigieren dieser Erinnerungen sehr vieles an Einzelheiten, die mir einmal wichtig erschienen, weil sie die Zeit besonders zeigten, wieder aus dem Text gestrichen. Aber was ich geschrieben habe, habe ich damals erlebt und nicht nachträglich erfunden, wie das bereits Gleichaltrige taten. Natürlich ist dies alles unbedeutend aus der Sicht jetziger und einiger schon wieder überalterter Historiker. Für sie zählen nur „herausragende“, historische Persönlichkeiten und damals Erwachsene sowieso. Die Masse Volk, ob zivil oder Soldaten, die Armen schlechthin, die die meisten Toten und Krüppel zu beklagen hatte, war völlig uninteressant und störte

allenfalls bei der historischen „Aufarbeitung“ der jüngeren Vergangenheit. Und schließlich vergessen die Menschen zu schnell, vor allem das, was sie vergessen wollen. Wie ist das mit dem Gedächtnis?

Nachkriegszeit

In den ersten Wochen nach Kriegsende gab es das, was man Anarchie nennt. Es bestand kein Chaos, kein Durcheinander unterschiedlicher Regierungs- oder Lebensformen, sondern nichts. Niemand war, zumindest nach außen hin, jemandem Rechenschaft schuldig. Keine Polizei, keine SS, keine Partei, die eine Bedrohung gewesen wären. Für viele, beileibe nicht für alle, bedeutete dies ein Aufatmen, eine nie gekannte Freiheit. Für manche bedeutete die Anarchie Faustrecht und rücksichtsloses Durchsetzen der eigenen Interessen. Meistens ging es ja um die Versorgung, ums Essen. Organisieren hieß das. Von einem Kampf ums Überleben konnte aber, verglichen mit den Zuständen, die in den Lagern der Nazis herrschten, was so langsam durchsickerte, nicht die Rede sein. Ein eigenartiger Umgangston herrschte unter den Menschen in der Stadt. Standesunterschiede schienen sich, allerdings nur für sehr kurze Zeit, zu verwischen. Ein vielleicht Sechzehnjähriger ging zu einem alten Mann: „Kumpel, hast du mal Feuer?“ Nach drei vier Wochen etwa gab es wieder Lebensmittelmarken, auf denen nur Hakenkreuz und Adler auf den Papierchen fehlten. Manchmal waren diese Zeichen nur überdruckt, geschwärzt worden. Das was darauf stand, etwa wie viel Brot oder Fett – in wenigen Gramm – gab es meist sowieso nicht. Auch gab es eine eher verharmlosende Terminologie und eine Lässigkeit gegenüber vorher so hehren Begriffen wie Stolz, Ehre und Ehrlichkeit. Es gab keine Anklage aus dem Volk gegen Amerikaner oder Engländer, weil sie die Städte zerstört hatten. Auch wenn die Nazis die Fliegerangriffe feige Terrorangriffe gegen die Zivilbevölkerung genannt hatten, so wie Historiker fünfzig Jahre

später von militärisch unnötigen Aktionen redeten. Nie hätte man einen Amerikaner auch nur scheel angesehen, weil sein Land unseres, das vordem feindliche, in Schutt und Asche gelegt hatte. Es war Krieg gewesen. „Diesmal hatten eben die anderen Glück und wir verloren.“ Jeder versuchte von den Amerikanern irgendetwas, oft nur Zigarettenkippen, zu „ergattern“. Die einfachen Leute fragten nicht nach Schuld und sie wandten sich nie in irgendeiner Form von Stolz ab, etwas zu nehmen. Vielleicht gab es die Mittelschicht, die ich auch kannte, die Theologen mit ihren Söhnen, den ehemaligen Jungvolkführern, die Prediger, die Sekretäre, höhere Beamte und die, die sich besser dünkten als das einfache Volk. War ihnen ihr Besitz geblieben, so kannten sie meistens nicht die Not, die das Volk schlechthin erfuhr. Sie hatten oft stille Reserven in ihren Kellern und die besten Kontakte zu den Bauern am Land, etwas später auch zu ihren amerikanischen Verwandten, die Carepakete schickten.

Dass die Amerikaner, die USA, auf Hiroshima und Nagasaki am 6. und 9. August 1945 je eine Atombombe abgeworfen hatten, dabei 92.000 Menschen sofort, weitere 130.000 später starben, von den noch weiteren Folgen nicht zu reden und Japan in diesem Krieg daraufhin kapitulierte, das wurde, wenn überhaupt, drei Monate nach der eigenen Kapitulation, nur am Rande zur Kenntnis genommen. „Was gehen uns die Japsen an, die immer so tapfer waren und jetzt doch kapituliert haben?“

Nach Nürnberg kehrten wir im Herbst 1945, endgültig zurück. In unserer Wohnung waren schon die sogenannten

„ausgebombten“ Verwandten: der jüngere Bruder meiner Mutter mit Frau und zwei Kindern, die Frau des älteren Bruders mit zwei Kindern, meine Cousine mit Mann und zwei Kindern, so dass wir insgesamt zu vierzehnt in der 42 Quadratmeter großen Wohnung mehr hausten als wohnten. Nach zwei Monaten kam noch der ältere Bruder der Mutter aus dem Feld. Mein Vater war in französischer Gefangenschaft, aus der wir im Oktober 1945 das erste Lebenszeichen erhielten. Die Parteigenossen wie Blockwart und Ortsgruppenleiter gab es nicht mehr, wohl aber die Männer, die diese Posten bekleidet hatten, die, sofern ihre Häuser noch standen, in diesen unbehelligt lebten, weil sie nur „kleine Nazis“ waren. Ansonsten war das Leben nicht viel anders als bisher. Natürlich waren wir froh den Krieg überhaupt überlebt zu haben, nachts ohne Angst vor dem nächsten Fliegerangriff einschlafen zu können, froh, dass die Verdunkelung weg war, es wieder stundenweise Strom gab, auch bald Wasser.

Wie schnell es in unserer nächsten Umgebung keine Nazis mehr gab, konnte ich unmittelbar miterleben. Anscheinend war der einzige Nazi im Stadtviertel derjenige, der seine Familie und sich umbrachte, als die Amerikaner einmarschierten. Er war Verwaltungsangestellter und Freizeitkünstler. Sein Sohn war in meiner Volksschulklasse, ein ruhiger und beim Lehrer sehr beliebter Schüler. Seine jüngere Schwester ein schlankes Mädchen mit blonden Zöpfen, hatte ich gelegentlich gesehen, da die Familie nicht weit entfernt wohnte. In der Schule war er vom dem Lehrer, der uns Stalingrad erklärte, immer als leuchtendes Beispiel vorgeführt worden. Die Kunstpostkarte eines Ölgemäldes wurde in der Klasse herumgegeben und alle durften

sie bestaunen. Das Ölgemälde zeigte eine Friesin mit ihren beiden Kindern. Diese waren wirklich nur als der Schulkamerad und seine Schwester zu erkennen, die Friesin war die Mutter. Die drei standen auf einem Deich, dahinter sah man das Meer und ein riesiges Schlachtschiff. Uns Kindern wurde dann erklärt; dass die blauäugigen Kinder dem germanischen Aussehen entsprechen. Diese Kinder und seine Frau hat der Maler dann beim Einmarsch der Amerikaner vergiftet, sie auf den Boden seines Wohnzimmers gelegt, mit einer Hakenkreuzfahne zugedeckt und sich selbst daneben erschossen. Eine Nachbarin, die die Familie vermisste, sah nach einigen Tagen nach und fand sie. Dieses Ereignis hatte sich dann ganz rasch in den benachbarten Häusern herumgesprochen. Man war betroffen aber verständnislos.

Es gab also keine Nazis mehr. Die meisten Ehemaligen, waren nur durch einen unglücklichen Zufall, oft ohne es zu wissen, in die Partei, die NSDAP eingetreten, sagten sie. Manche schon 1933 und hatten dies zwölf Jahre lang gar nicht bemerkt, sagten sie. Mitgliedsbeiträge, nun ja, wer hätte auf so etwas geachtet? Deutsche Männer, die die deutsche Ehre und die Treue zum Führer bis zuletzt hochgehalten hatten und darauf stolz waren, waren jetzt ebenso stolz darauf, dass sie nur als „Mitläufer“ von der Spruchkammer, die die Fragebogen auswertete und die Betroffenen anhörte, eingestuft wurden. Keiner bekannte sich zu seiner früheren Gesinnung oder gab auch nur zu, sich geirrt, sich nach jetziger Sicht falsch verhalten zu haben. Es mag grotesk klingen, wenn der größte Judenhasser, der, der sogar den Nazis zu viel wurde, Julius Streicher, auf dem Weg zum Galgen, der einzige war, der seine Taten für

Deutschland und für Hitler noch rühmte. Alle anderen im ersten Kriegsverbrecherprozess in Nürnberg Verurteilten, sahen sich nur als unschuldige Opfer, die nichts gewusst oder nur auf Befehl gehandelt hatten.

Viele Menschen hatten sich sehr rasch an das neue Leben angepasst, wollten oder mussten einfach überleben. Man war vorsichtig, kannte keine Vergangenheit, vor allem keine Nazis und hatte an etwas anderes zu denken. Als die amerikanischen Soldaten ihre Küchenabfälle immer an einer bestimmten Stelle am Waldrand bei der Stadt abluden, konnte man den Doktor neben dem ehemaligen Arbeiter, gespannt auf das nächste Fahrzeug mit dem Haufen, den man nach Essbarem durchwühlen konnte, warten sehen. Über Politik wurde nicht geredet, denn darin misstraute noch jeder jedem. Spruchkammern, zur „Entnazifizierung“, was mir damals schon und später immer wie Entlausung vorkam, gab es noch nicht. Jeder hätte der Nazi oder sein Denunziant sein können. Von unserer Familie hatte niemand an diesen Aktionen teilgenommen, auch wenn wir hungerten. Die Stadt selbst war verwüstet. Viele Häuserruinen starrten mit leeren Fensterhöhlen in den Himmel, Schutt füllte die Straßen und wurde kaum beseitigt. Das, was man später Trümmerfrauen nannte, gab es noch nicht. Keine Straßenbahn fuhr und der Eisenbahnverkehr beschränkte sich auf Gütertransporte, meist für die Besatzungsmächte, was schon geschildert wurde.

Einige Wochen nach Kriegsende mussten kleinere Parteimitglieder, deren Mitgliedschaft allgemein bekannt war, meist Beamte in irgendeiner Funktion, Aufräumarbeiten leisten.

Sie waren nicht Gefangene, waren nicht sichtbar bewacht und gingen abends nach Hause zu ihren Familien. Wie dies organisiert war, wer sie dazu verpflichtet hatte und wer kontrollierte ob sie anwesend waren oder nicht, konnte ich nicht herausfinden. Es wurde, später, nicht gerne darüber geredet. Als die ersten Straßenbahnen wieder fuhren, überfüllt, mit Trauben von Menschen an den Türen hängend, stellte ein späterer Kirchenvorstand unserer Gemeinde mit einem langen Eisen die Weichen an den Gleisen. Ein daneben stehender, mir unbekannter Mann, sagte laut und theatralisch: „Der Herr Justizobersekretär stellt die Weichen!“ Auch mussten Männer Trümmer räumen und wurden von denen, die nicht betroffen waren, oft höhnisch verlacht. Man erzählte, dass man aus den Reihen dieser Männer, die in einer Kette einen Stein an den anderen Mann weiterreichten, ein Gemurmel höre. Beim genauen Hinhören vernehme man: „Bitte, Herr Doktor, danke, Herr Doktor.“ Es war ein Witz, mit großem Wahrheitsgehalt.

Auch in unserer nächsten Umgebung hatte doch niemand den Hitler gewollt oder früher gewählt. Frau Heinze, stolz auf zwei ihrer Töchter, die BDM-Führerinnen waren, und die viel vom Führer geredet hatte, war zum allgemeinen Erstaunen plötzlich gar keine Deutsche gewesen, sondern Dänin. Tatsächlich kam nach einigen Monaten ein Mann, ihr Bruder, in einer fremden Uniform. Angeblich ein Dänischer Marineoffizier. Der schon erwähnte Prediger der evangelischen Vereinigung, die nicht unmittelbar der Kirche unterstand, denn er nannte einmal Herrn Brüner, den Leiter des Gebetskreises, zu dem mich sein Sohn gebracht hatte, „einen billigen Angestellten der Kirche“, was den frommen Herrn sehr kränkte, war auch der Meinung,

dass alle Nazis aufgehängt gehörten. Das wiederum kränkte die anderen Nachbarn, die alle in der Partei, also Nazis und später im Kirchenvorstand waren, sehr. Doch hielt die Kränkung durch den Prediger, der die Nazis gleich nach dem Krieg aufhängen wollte, nicht lange an. Die Kirchen füllten sich rascher wieder, auch mit denen, die sich bis vor kurzem „Deutsche Christen“ nannten. Man sagte einfach „Grüß Gott“ statt Heil Hitler und war mit sich im Reinen.

Nur in einem Reihenhaus der unmittelbar benachbarten Eigenheime, wohnte etwa ab August oder September 1945, eine Familie, die „Guten Tag“ statt „Grüß Gott“ sagte und mit der die unmittelbaren Nachbarn nicht redeten. Diese neue Familie hatte „die armen Frühs“ aus dem Haus verdrängt. Der Mann dieser jetzt im Haus lebenden Familie, sei Kommunist, sagte man. Als ich neugierig nachfragte, erfuhr ich, dass das Haus, das bis dahin die armen Frühs bewohnten, bis 1939 einer Familie Nothmann gehört hatte. Frau Nothmann war die Schwester des Kommunisten, der nun mit Frau, zwei Kindern und der alten Mutter in dem Haus wohnte, das wie einige dieser Eigenheime, den Krieg mehr oder weniger unbeschadet überdauert hatte.

Die armen Frühs hatten, von allen Nachbarn bedauert, aus dem Haus wieder ausziehen müssen. Jetzt kam aus den offenen Fenstern des Hauses kindliches Geklimper auf einem Klavier. Es war ein Blüthner, mit Flügeltastatur und einem schönen, vollen Klang, was ich erst genau wusste, als es 1953 mein eigenes wurde. Ich war, wie ich noch berichten werde, schon 1950 bei Frau Nothmann in Stockholm, wo ich auch einen der inzwischen erwachsenen Söhne, der bereits Soldat in der schwedischen

Armee war, kennenlernte. Frau Nothmann kam nach dem Krieg, 1953, kurzzeitig und erstmals aus Schweden zurück, um dieses, ihr Haus in Deutschland zu verkaufen. Ihr Bruder war zu diesem Zeitpunkt längst wieder ausgezogen. Die früheren Nachbarn aus dem Jahr 1939, mieden jeden Kontakt mit dieser Frau. Ihr gar zu helfen, fiel niemand ein. Frau Nothmann hatte sich dann mit meinen Eltern angefreundet. Für einen Fotoapparat, ein Vorkriegsmodell, Rolleicord, das wir besaßen, das Frau Nothmann gerne wollte, bekam ich ihr Klavier.

Dieses Klavier, Familie Nothmanns Klavier, hatte 1939, Monate vor dem Krieg, im Hause bleiben müssen. Darauf bestand Herr Früh, als er, der Parteigenosse, das Haus zu einem von der Partei festgesetzten Spottpreis übernahm. Und das Klavier musste ihm unentgeltlich übergeben werden, weil er sonst, wenn er es nicht bekäme, Herrn Nothmann bei der Gestapo anzeigen werde und er wisse ja als Jude, was ihm dann passiert. Die Familie Nothmann überließ Familie Früh Klavier und Haus und musste in eine ihr zugewiesene Judenwohnung ziehen. Frau Nothmann hatte dann, nach gefährlichen Bittgängen erreicht, ein Visum für sich als Begleitung ihrer betagten Mutter zu bekommen. Die Mutter sollte, was dann auch zustande kam, auch wenn es nur ein Vorwand war, ihren ältesten Sohn, der seit Jahren in Schweden wohnte, besuchen. Die beiden Kinder, acht und zehnjährig, die ja Halbjuden waren, hatten ein Visum zum Besuch dieses Onkels in Schweden bekommen und konnten, allerdings alleine, von Berlin aus reisen. Frau Nothmann weigerte sich dann in Schweden, wieder mit ihrer Mutter nach Deutschland zurückzukehren. Herr Nothmann, der Ehemann und Vater, der Jude, bekam kein Visum für Schweden.

Es hat ihm nichts genützt, dass er im ersten Weltkrieg Deutscher Offizier war und verwundet aus dem Feld zurückkam, mit dem EK I. Er ist 1942 mit einem Transport von Juden nach Polen gebracht und dort ermordet worden.

Ich will noch ein kleines Ereignis von 1954 im Hause Nothmann erwähnen, einen Faschingsball. Frau Nothmann, die letztmals wieder kurzzeitig aus Schweden gekommen war, hatte mir ihr fast leeres Haus, das ja verkauft werden sollte, in dem nur ihr Bett und einige kärgliche Möbel standen, für einen kleinen Hausball, weil Fasching war, Karneval hieß es bei uns nicht, angeboten. Einige Mitstudenten und Studentinnen kamen, Bowle wurde in einem Eimer zubereitet, einige Luftschlangen und viele leere Zimmer und kuschelige Ecken gab es vom Keller bis zum Dachboden. Frau Nothmann, damals etwa 55jährig, machte mit. Es war ein harmloses Vergnügen. Wir Jungen waren alle Medizinstudenten, wie auch die Mädchen Medizinstudentinnen waren. Eine dieser Studentinnen hat auch später einen Kollegen geheiratet, keinen vom Faschingsball. Es war unter uns Studenten an der Universität immer ein bisschen Gemunkel um diese Studentin, oder mehr um ihren Vater. „Der arme Mann“ war einer der wenigen, die offenbar nach dem Krieg, selbst nach fast neun Jahren, nicht wieder in ihre alte Stellung kamen. Er musste, wenn auch nicht schlecht tuschelte man, sein Leben als Weinhändler fristen. Zur Zeit des Faschingsballs hatte ich mich aber nicht dafür interessiert. Erst Jahrzehnte später las ich, dass er beisitzender Richter am Volksgerichtshof in Nürnberg war. In der „Süddeutschen Zeitung“ erschien, etwa 1999, ein längerer Artikel über ihn. Er hatte, zusammen mit dem Richter Rothaug, einen Juden, Leo

Katzenberger, wegen Rassenschande zum Tode verurteilt und eine junge Frau, die angeblich das Verhältnis mit dem Juden hatte, zu mehrjährigem Zuchthaus. Der Jude und die junge Frau waren, wie sich nach dem Krieg zeigte, was aber schon während des Prozesses hätte klar sein müssen, völlig unschuldig, außer, dass der Jude eben Jude war. Der Jude, wurde 1942 aufgrund eines Verstoßes gegen die Nürnberger Rassengesetze hingerichtet. Dem Herrn Volksrichter ist Zeit seines Lebens kein Wort des Bedauerns über die Lippen gekommen, wie die Süddeutsche Zeitung ausführte. Er habe korrekt und nach dem Gesetz gehandelt, sagte er. Der Jude blieb tot, Herr Nothmann tot in Polen und der Volksrichter wurde wieder Jurist mit Pension und musste dann nicht mehr mit Wein handeln.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit hatten wir, wie gesagt, Lebensmittelmarken bekommen, mussten in Schlangen anstehen wenn es überhaupt etwas gab, bezahlten wie vorher mit Reichsmark und „organisierten“, denn alleine mit den Lebensmittelzuteilungen, die es zudem oft nicht gab, hätte man verhungern müssen. Zum Organisieren gehörte für uns ab etwa Ende 1945 „das Hamstern“ auf dem Land. Und, um aufs Land zu kommen, um zu hamstern, wie man das Eintauschen von verbliebenen Habseligkeiten gegen Nahrungsmittel nannte, versuchte man an den Ausfallsstraßen der Stadt die ersten Lastkraftwagen, die mit Holzgas fuhren, zu erreichen. Einige der Fahrer dieser Wagen nahmen nämlich wie man wusste, Hamsterer auf der Ladepritsche der Autos mit. Die Fahrer erwarteten einen kleinen Obolus: Zwei, drei Zigaretten wenigstens. Das Hamstern im fränkischen Umland bestand ja darin, dass man den Bauern, die immer mehr zu essen hatten als

die Städter, einmal die letzten Habseligkeiten, die der Krieg verschont hatte, von einem Kochtopf über ein Bild bis zum Klavier, das man bringen könnte, gegen Lebensmittel anbot. Es gab auch Leute, die regelrecht ein Geschäft aus dem Hamstern machten. Der Lebensgefährte einer Schulfreundin meiner Mutter, – Lebensgefährte hieß es damals noch nicht für einen verheirateten Mann mit dem eine Frau zusammenlebte – hatte das gesamte Seilerwarenlager seiner Mutter auf dem Land über den Krieg gerettet. Von ihm konnte man Zugseile für Ochsen, Kälberstricke, Hängematten, auch Streichhölzer, für einen bestimmten Betrag bekommen. Dieser Betrag war aber in Naturalien festgesetzt, also in Eiern, Schmalz oder Geräuchertem. Meine Mutter und andere Leute machten bei diesem Geschäft gerne mit, denn, und das war das Geschäft, was man beim Bauern über den Preis des Seilerwarenhändlers hinaus herausholte, war der Profit, der einem gehörte. Also, wenn man für ein Leitseil ein halbes Pfund (250 g) geräuchertes Fleisch und vier Eier beim Händler abzuliefern hatte und bekam vom Bauern 300 Gramm Fleisch und fünf Eier, hatte man 50 Gramm Fleisch und ein Ei an Gewinn erzielt, den man behielt. Diese Geschäftsart betrieb der Seiler, neben anderen Geschäften, bis zur Währungsreform 1948, nach der es bald und überraschend, immer mehr Lebensmittel gab. Man kann nicht sagen, dass dieser Händler der typische Nachkriegskriminelle der Mittelschicht war. An die wirklich großen Ratten wie Industrielle oder höchste Beamte reichte er nicht heran. Zudem hatte er schon vor dem Krieg sein großes Geschäft gemacht: Er produzierte, zusammen mit seiner Lebensgefährtin eben, der Schulfreundin meiner Mutter, weshalb ich die Geschichte kenne, Mineralwasser in einem kellerartigen Raum und hatte ein

kleines, motorisiertes Dreirad, mit dem er ununterbrochen, fahrend, abfüllend und ladend, Mineralwasser an die SA bei den Reichsparteitagen lieferte. Das übrige Jahr war für ihn nur zum Aufrechterhalten des Betriebs durch Belieferung einiger Gaststätten nötig. Alle seine Nachkriegsgeschäfte waren uns jedoch nicht bekannt.

Es gab den sogenannten Schwarzen Markt, auf dem der Preis in Reichsmark eher den Tauschwert bestimmte. Man konnte auch kaufen, wenn man Geld wie die professionellen Schwarzhändler hatte. So kostete eine einzige amerikanische Zigarette bis zu fünf Reichsmark, die Packung also um 100 Mark. Zu dieser Zeit verdiente mein Vater als Beamter, unter 400 Reichsmark im Monat, wovon Miete, Straßenbahn, und Schulgeld für mich, bezahlt werden mussten. Ein Vermögen auf einer Bank kannten wir nicht. Selbst das Sparbuch derer, die vor dem Krieg auf einen Volkswagen oder ein Häuschen gespart hatten, wäre bei wenigen Schwarzmarktgeschäften abgeräumt gewesen. Es war die Zeit, in der der sechzehnjähriger Predigersohn mit Taschen voll Geld, plötzlich ein Auto fuhr, und in der der wirklich berühmte Komiker Karl Valentin in München verhungerte, weil ihm niemand für seine selbstgeschnitzten Holzkochlöffel, die er anbot, etwas zu essen geben wollte. Man lachte, hielt dies für einen seiner berühmten Witze.

1947 bei einer Bibelfreizeit in Oberbayern, an der ich als Mitglied der Gemeindejugend teilnehmen durfte, erhielt ich von meiner Mutter eine Karte mit der Nachricht, dass sie Gott für die Gnade danke, auf einem Brachfeld neben den Häusern einen

Haufen alter Kartoffeln gefunden zu haben. Nachts hatte sie jemand, der offenbar nicht die Not der sonst am Verhungern lebenden Menschen kannte, dort abgeladen. Der Sohn des Predigers, der mit in der Freizeit war, erzählte allen, dass ihnen zu Hause sehr viel Butterschmalz ranzig geworden sei und sie es wegwerfen mussten. Als mein Vater im Sommer 1946 wirklich wohlgenährt aus französischer Gefangenschaft heimkam, war er nach drei Wochen dürr und schlank wie wir alle.

Wenn ich heute an die Zeit nach dem Kriegsende zurückdenke und ich kann mich sehr scharf daran erinnern, muss nicht bei zweifelhaften Historikern nachlesen, dann muss ich sagen, dass das Ärmelaufkrepeln, Neuanfangen, Zupacken, wie es jetzt von der Nachkriegs- und Adenauerzeit heißt, ein absolutes Märchen ist. Es gab keinen Neuanfang: Es war die ungeschminkte, nicht einmal flach übertünchte Fortsetzung der Nazizeit. Dabei gilt dies nicht nur für meine unmittelbare Umgebung, sondern für das gesamte Volk. Etwas anderes zu behaupten, es vielleicht etwas anders sehen zu können, ist eine Lüge. Gewiss ist Lüge kein Argument in der Geschichtsschreibung oder der Politik, aber für bestimmte Darstellungen gibt es keinen anderen Begriff. Freilich könnte man locker und gelassen, so Lausbubengeschichten wie von Ludwig Thoma, vielleicht mit etwas gefährlicherem, schaurigem Hintergrund schreiben, nicht mehr als einmal darüber nachzudenken wert. Ich kann und konnte das nicht. Ein Neuanfang wie nach einem schweren Gewitter, für das niemand etwas konnte? Ich musste mich selbst fragen: Was war mit den Menschen geschehen? Wo war der Feldgendarm, der wahrscheinlich das junge Bürschchen zum Feldgericht und zum

Aufknüpfen an den nächsten Baum führte? Vielleicht hatte er drei Tage später seine Pflicht nicht mehr erfüllen müssen? Wo waren die Leute, die die Polen im Lager in Treuchtlingen schlugen? Wo waren die SA- und SS-Männer, die die Juden fortgeschafft hatten? Ja, wo waren die Juden?

Nach letzteren fragte sowieso niemand. Nach zwei, drei Wochen sickerte für mich wenigstens so durch, dass es ein KZ gegeben hatte. Ich hörte immer mehr von KZ und fand heraus, dass dies Konzentrationslager hieß. Dass Dachau, in dem der Mann der Tante Margaret war, sogar das ersten Konzentrationslager war, begriff ich erst allmählich, denn ich wusste nur, dass dieser Mann eben in Dachau war. Mit den Gräueln der KZ brachte ich dies noch nicht in Verbindung. Meine Mutter habe ich nicht gefragt, was da war.

Was mich jetzt, im Jahr 2012, fast peinlich berührt, ist eine Aussage von Helmut Schmidt, dem ehemaligen SPD-Bundeskanzler. Er sagt in einer Gesprächsaufzeichnung (Helmut Schmidt, Fritz Stern. Unser Jahrhundert. Ein Gespräch. C. H. Beck, München 2012 S. 84) „Das Wort Dachau habe ich zum ersten Mal nach dem Krieg gehört. Auch das Wort Auschwitz habe ich erst nach dem Krieg gehört“. Sein Gesprächspartner, Stern, hat darauf auch gesagt: „Das erste nimmt mich einfach wunder“. Ich will eigentlich gar nichts dazu sagen, denn ich, der vielleicht Achtjährige, hatte immerhin von Dachau gehört und dass ich nicht darüber reden sollte. Und der gleichzeitig etwa 25jährige, politisch angeblich interessierte Helmut Schmidt, bereits im Offiziersrang bei der Wehrmacht, hat nie das Wort Dachau gehört? Er hat auch mit 21 Jahren, bei der Wehrmacht

eingezogen, von der „Reichskristallnacht“ und vom Brand der Synagogen nichts mitbekommen, wie er sagt. Ich schätze Helmut Schmidt als Politiker und Mensch sehr, nicht weil ich bis heute der SPD sehr nahestehe, aber verstehen kann ich manche seiner Ansichten und Erklärungen nicht. Denn nach dem Krieg hatte doch jeder der Erwachsenen, aus welchen Kreisen auch immer, eine Ausrede oder Erklärung für die Gräueltaten der vergangenen Zeit, vor allem dafür, dass er nichts aktiv dagegen tun konnte. Nur, dass jemand offensichtlich schlafwandelnd diese Zeit durchleben konnte, das ist zumindest eigenartig.

Ich erlebte nur, dass wenn nur irgendwie und irgendwo die Rede darauf kam, auf Konzentrationslager, man das sofort wieder wegschieben wollte und es hieß dann: „Ach Gott, das waren doch nur Kriminelle, Asoziale und Zigeuner, die da drinnen waren. Die gehörten da auch rein“. Kriminelle, die man nicht geköpft hatte wie die Feldpostmörderin? Dass man Deutsche, Offiziere, in Flossenbürg erschossen oder erhängt hatte, das hörte man. Na ja, das waren doch solche vom Attentat auf Hitler, ist ja verständlich. Dass es Wilhelm Canaris, Hans Oster und Dietrich Bonhoeffer waren wusste man nicht, interessierte nicht. War das überhaupt ein KZ? Und dass Zigeuner in ein Konzentrationslager gehören, ist doch verständlich? Heute muss ich sagen, dass ich mich zwar für die Deutschen damals schäme, aber wie ist es damit, dass noch 2010 Vertreter der Sinti und Roma im Europaparlament und vor deutschen Gerichten darum kämpfen müssen, überhaupt als Verfolgte der Nazis angesehen zu werden? Zigeuner. Sinti und Roma kannte man im Dritten Reich und in den Jahren danach gar nicht, man kannte nur Zigeuner. Und „diese Zigeuner waren

die Asozialen, die Nichtsesshaften und die Gewohnheitsverbrecher. Sie waren doch zu Recht im Konzentrationslager, was hätte man mit ihnen sonst machen sollen?“ Ich war im Herbst 2011 in Flossenbürg, in der KZ-Gedenkstätte. Es stehen vom ehemaligen Lager nur ganz wenige Bauten. In der ehemaligen Wäscherei wurde eine Ausstellung zur Geschichte des Lagers und zum Gedenken an die Opfer errichtet. Das große Areal des Lagers, dessen Grenzen man errahnen kann, ist mit Wohnhäusern überbaut, die, wie es ganz offiziell heißt, für die vielen Flüchtlinge und die Heimatvertriebenen errichtet wurden, die aus den Ostgebieten kamen, aus Ostpreußen, Schlesien, dem Sudetenland. „Man musste ja diese Menschen irgendwo unterbringen“, weshalb man eben ab 1957! also zwölf Jahre nach Kriegsende und der „Vertreibung“, das ehemalige Lager, schön am Hang gelegen, überbaute. Dies geschah von höchsten Stellen ganz bewusst, weil man nichts mehr von den alten Geschichten wissen wollte. Für Heimatvertriebene musste man plötzlich bauen! Guareschi hat in Don Camillo und Peppone, in einer kleinen Geschichte geschrieben, dass man über den Gebeinen der Toten kein Haus baut. Ja dort, bei den Italienern. In Flossenbürg treibt man Schüler, die auch in der Oberpfalz Teenager heißen, mit ihren Lehrern in die Gedenkstätte, damit die Geschichte nicht in Vergessenheit gerät. Es geht dabei laut und lustig zu und in das Gästebuch zum Gedenken an die schreckliche Zeit schreiben die Jungen dann „ich liebe Coca Cola, Bier und Zigaretten.“ Am U-Bahnhof Wittenbergplatz in Berlin steht eine Tafel auf der die ehemaligen Konzentrationslager der Nazizeit aufgeführt sind. Erst seit wenigen Jahren ist, wie man an der neuen Schrift sieht, Flossenbürg hinzugefügt worden. 2012 habe ich im

Internet von einem alten Polnischen Juden gelesen, dass er in Auschwitz, Birkenau und noch einem Lager war, wo es furchtbar war. Am Schlimmsten sei es aber in Flossenbürg gewesen, wo er mit seinem Vater war, den man dort vor seinen Augen erschlug.

Ich werde noch oft von der schrecklichen Zeit berichten müssen, die irgendwann begann, vielleicht schon mit dem Entstehen der Menschheit, im Altertum, dem Mittelalter, der Neuzeit, der Nazizeit und der Zeit, in der wir sind. Von der Schande, die wir, die Deutschen über uns brachten, die nicht geringer wird, wenn auch andere Völker, wieder andere vernichteten, werde ich noch oft reden. Wir, die Deutschen, haben die Schande, die nicht erst 1945 erkennbar wurde verdrängt, die Ärmel hochgekremgelt und da weitergemacht, wo wir aufgehört hatten.

Gewiss hatte man 1945 an etwas anderes zu denken als an die sogenannte Aufarbeitung unserer Geschichte. Wir waren ja die Überlebenden, egal aus welcher sozialen Schicht, mit welcher Vergangenheit wir kamen. Es gab für die meisten, beileibe nicht für alle die Frage: Woher bekommt man etwas zu essen? Leben die Männer, die Väter und Söhne, die im Krieg waren, noch? Sind sie in Gefangenschaft geraten und wo? Die englische oder die amerikanische Gefangenschaft soll ja nicht so schlimm sein wie die französische oder gar die russische? Schlimm, schlimm. Was konnten unsere Männer für den Krieg? Sagte man. Was macht man mit den Obdachlosen, den Ausgebombten? Woher bekommen sie Wohnungen? Wie sollte es überhaupt weitergehen? „Wir sind besiegt. Freilich. Wissen

wir. Na und? Können wir etwas dafür? Der Hitler! Die Nazis!“ Und dann zeigte einer auf den anderen. Wo waren sie plötzlich, die Nazis? Wo waren die Horden von den Reichsparteitagen, von den Gau- und Kreisleitungen?

„Nein, ich war nur dabei, weil ich nicht anders konnte, aber andere hätten das nicht müssen“. So ging das gegenseitige Aufeinanderdeuten los und das Heer der bisher unbekanntem Widerstandskämpfer wuchs. Natürlich haben viele Menschen in Deutschland, wahrscheinlich die meisten, nach dem Krieg, innerhalb eines Tages ihre Gesinnung, falls sie jemals eine hatten, gewechselt wie ein schmutziges Hemd gegen ein sauberes. Viele hatten vergessen sich wenigstens zu waschen. Manche wollten absichtlich nur ein anderes Hemd über die schmutzige Haut der Vergangenheit ziehen. Sie hatten sich wohl gefühlt. Man sah, dass es ganz gut geht, so mit dem Dahinleben, dem Vergessen der eigenen Geschichte – reden wir nicht mehr darüber – und erinnern wir uns an die Untaten der anderen. Nach dem günstigen Spruchkammerbescheid waren die einen wieder weisungsbefugt, die anderen, die schon vorher nur getan hatten, was man ihnen befahl, was sie eben tun mussten, taten es jetzt wieder und warteten, dass sich was tut. Rührig war man nur, vom Hunger getrieben, wenn man etwas zum Essen, zum Heizen, zum Anziehen organisieren musste. Im Rechnungsprüfungsamt der Stadtkasse prüfte der alte Parteigenosse wieder die Rechnungen, „weil diese Sozis zu blöd waren, das zu machen“. Nebenher betreute er sobald das ging, eine Jugendabteilung des 1. FCN, des berühmten Nürnberger Fußballclubs, eben des Clubs. Der Junggeselle, der homosexuell war, was alle wussten, außer dem Führer natürlich, gewann

immer neue Freunde. Ich weiß das von ihm, den ich erst kennenlernte, als ich längst verheiratet war und ihn später im Pflegealtersheim besuchte, wo er sich, auch nach einem Schlaganfall, immer noch seiner erhaltenen Manneskraft rühmte. Man schimpfte über den Morgenthauplan, der die Deutschen, sie demütigend, zur Agrarnation machen wollte. Man hörte von der Demontage der deutschen Schwerindustrie und entsetzte sich, weil man das Glück durch den bald folgenden Aufbau moderner Anlagen nicht ahnte. Einmal gab es im „Konsum“, der offiziell Geg, Großeinkaufsgenossenschaft hieß, auf Lebensmittelmarken, nur für einige Stunden, graugrüne amerikanische Konservendosen mit etwa einem Kilo „Noodlesoup with chicken“, was uns wie ein Weihnachtsgeschenk vorkam. Dann empörte man sich, dass die amerikanischen Unmenschen uns Hühnerfutter zum Essen schicken, was sie Maisgrieß nennen. Zugegeben, nur mit Wasser gekocht, ohne Salz, ohne einen Hauch von Fett, war dies nicht zu vergleichen mit dem Armeleuteessen der Italiener, das Polenta hieß, das aber niemand kannte. Es gab einen Wirtschaftsrat, in dem ein gewisser Ludwig Erhard, ein Fürther, als bedeutendes Mitglied saß. Dieser Wirtschaftsrat, erst für die amerikanische und die britische, die Bizone, nach Einbeziehung der französischen Besatzungszone für die Trizone zuständig, sorgte für das westliche Deutschland. Furchtbar, hieß es, sei es in der Sowjetzone, wo es den Menschen am schlechtesten ging. Was hätte man auch von den Russen erwarten sollen? „Da hatte der Adolf schon Recht, als er von den Untermenschen redete. Erst die Frauen vergewaltigen, dann einen Wasserhahn in die bloße Wand einschlagen und Sabotage schreien, wenn kein Wasser kommt. Klar, dass die mit den Deutschen nicht anders

umgehen können. Churchill hat ja gesagt, dass wir das falsche Schwein geschlachtet hatten. Hätten sie auf uns gehört, wenigstens als Rudolf Hess, der Stellvertreter des Führers 1941 über England, oder war es Schottland, ist ja egal, mit dem Fallschirm absprang. Da hätten wir den Iwan noch besiegen können, sogar noch wenn die Amis und die Tommys 1945 einfach mit uns weitermarschiert wären nach Osten, hätten wir es gepackt. So aber, kein Wunder, dass es den Menschen in der Sowjetzone schlecht geht“. Meine Mutter hat dann, ab 1948, als es bei uns schon besser war, Essenspakete nach Halle an der Saale an den Bruder ihrer vor fast 30 Jahren verstorbenen Mutter, geschickt.

Während meiner Schulzeit, vor dem Abitur, gab es schon die Bundesrepublik und Adenauer. Wir Schüler, alle etwa 14 Jahre alt, manche älter, waren damals sicher keine Kinder mehr; zu viel hatten wir unfreiwillig erlebt. Aber von Lehrern, letztlich von allen Erwachsenen, wurden wir wieder oder noch als Kinder behandelt. Das einzige was fehlte, war die Indoktrination (natürlich kannte man diesen Ausdruck nicht) durch Jungvolk, BDM, eben durch die Nationalsozialisten. Man versuchte aber uns wieder Zucht und Ordnung, die im Krieg verloren gingen, beizubringen. Es war wichtig, nicht freihändig Fahrrad zu fahren, vor dem 18. Lebensjahr nicht zu rauchen, sich zu waschen und die Alten zu ehren. Die Erwachsenen trugen wieder eine Gesinnung vor sich her, dachten je nach sozialem Stand, dass man doch gar nichts anders machen konnte, weil es erst die Arbeitslosigkeit, dann den Krieg gab, dass man sicher einiges anders gemacht hätte als Hitler, wenn man gekonnt hätte, „obwohl, im Prinzip nicht alles schlecht war, nun ja, das weiß

man ja, und hat es sich nicht bewahrheitet wer an unserem Unglück schuld war? Aber darüber soll man gar nicht reden. Man hätte als echt deutsch Denkender, Hitler, der ja immer noch auf die Wunderwaffen wartete und wahrscheinlich sabotiert wurde, wenn überhaupt, wie am 20. Juli 44, früher, als der Krieg noch zu gewinnen war, irgendwie beseitigen müssen.“

Einer meiner Mitabiturienten schrieb später im Erinnerungsbuch einiger Schüler, an dem ich auch beteiligt war, „dass seine Eltern bestimmt keine Nazis“ waren. Sein Vater durfte Hitler persönlich die von ihm konstruierte Teilwunderwaffe vorführen, den kleinen, unbemannten „Goliath-Panzer“, der, auf sie losgesteuert, russische Panzer zerstörte und wurde vom Führer belobigt. Dazu musste man doch kein Nazi sein, denn, man kann das natürlich auch so sehen, sage jetzt ich, dass dies „eigentlich Widerstand gegen Hitler“ war. Wir verloren den Krieg doch trotzdem. Und was hätte ein Ingenieur machen sollen, im Krieg, wo man auch leben musste? Hätte der Ingenieur Hitler bei der Gelegenheit einer Vorführung, in die Luft sprengen sollen? Das hat sich der Ingenieur zwar nach dem Krieg gefragt, wie sein Sohn berichtete. Aber Selbstmordattentäter gab es damals doch nicht, der Islam gehörte noch nicht zu Deutschland wie Christen- und Judentum (Worte des ehemaligen Deutschen Bundespräsidenten Wulff). Hätte er wenigstens Hitler die Meinung gesagt! Der wäre wohl so beeindruckt gewesen wie der Chinesische Staatspräsident, als ihn die Deutsche Kanzlerin Merkel zur Einhaltung der Menschenrechte in China aufforderte. Haben nicht Günter Grass und andere geäußert, dass es ein Wunder war, wie Hitler gegen so viel Widerstand erst hoch- und dann

fast nicht umkommen konnte? Vielleicht hätte man die Sache vom Goliath-Panzer gar nicht erzählen sollen, dann wäre es auch nicht notwendig gewesen zu sagen, dass die Eltern keine Nazis waren. Aber war man nicht ein bisschen stolz, dem Führer persönlich etwas vorgeführt zu haben?

Dieses kleine und mittlere Volk, von dem ich hauptsächlich rede, war doch so unschuldig und unbeteiligt an allem Unglück, wurde gesagt. „Da ging es höchstens bis zum Ortsgruppenleiter, manchmal gerade noch so bis zum Kreisleiter der NSDAP, die alle zwangsweise dabei sein mussten und, wie wir halt wissen, und was noch alles, worüber man nicht zu reden braucht, und überhaupt, weil es ja über denen bereits die Gauleiter wie Julius Streicher und welche im Sudetenland und alles echte Deutsche gab; hohe Offiziere mit Fahneneid, Generäle, die schon im Kaiserreich dienten und halfen die Weimarer Republik zugrunde zu richten, auch ein von Hindenburg war ja gezwungen durch das Gesetz, Hitler die Macht zu übergeben. Hätte er, wozu es allerdings eines Intellekts bedurft hätte, Courage gehabt und Hitler nicht an die Macht gelassen, wären doch dessen Horden und Schlägertrupps aufmarschiert, wie später doch am Brandenburger Tor in Berlin am 30. Januar 1933. – ich konnte dies wegen meines damaligen Alters von einigen Monaten, nicht verhindern – Dann hätten diese Horden doch, die kein kleiner Teil unseres Volkes waren und allseits bejubelt wurden, wer weiß was gemacht? Wobei wir wieder bei den niederen Chargen sind, die nichts dafür konnten“.

Über die Zeit nach Kriegsende, den Beginn der Deutschen Bundesrepublik im Westen, die für Deutschland vielleicht

weniger Schande bedeutet als das Dritte Reich, muss ich weiter aus der Sicht des Zeitzeugen, der nicht aus der sich etabliert gebenden Gesellschaft kam, berichten. Dass viele Leute, auf die Professor Gallettis Metapher zutrifft, politisch in christlichen Parteien auf gar nicht niedriger Ebene eine Rolle spielen, will ich nur als Aperçu anfügen.

Als ab Sommer 1945 die bis dahin bestehende Anarchie langsam zu Ende ging, besann man sich auf eine bisherige Gewohnheit: Man denunzierte: Nicht mehr bei der Gestapo, sondern bei der Militärregierung. In unserem Wohnhaus waren alle früheren Bewohner, soweit sie nicht Männer in Kriegsgefangenschaft waren, zurück. Unsere direkte Flurnachbarin war mit ihren beiden Kindern aus dem Bayrischen Wald in die Wohnung zurückgekommen, in die bereits ein junger Mann mit Frau und zwei kleinen Kindern eingezogen war. Angeblich sei der Mann im Konzentrationslager gewesen, was man sich aber nicht näher zu erfragen getraute. Die Familien arrangierten sich, benutzen gemeinsam die Küche und das Bad, hatten je ein Zimmer zum Wohnen und Schlafen. Man räumte gemeinsam den Keller, der aufgebrochen und durchwühlt worden auf. Als die Flurnachbarin mit einer Anzeige drohte, denn sie vermutete zu Recht, dass die eigenen Hausbewohner den Einbruch bewerkstelligt hatten, fuhr plötzlich ein Auto mit amerikanischen Soldaten und einem deutschen Hilfspolizisten vor und man fand in dem zuvor aufgeräumten Keller mit einem Griff zwei Jagdgewehre. Zu der Zeit, als ich das Kriegsende erlebte und das Haus wieder verließ, war der Keller verschlossen, wie alle. Als wir vom Land wieder in unsere Wohnung zurückkamen, war das mit dem Kelleraufbruch schon

geschehen. Am Abend, nach dem man die Gewehre gefunden hatte, holte man die Nachbarin ab und brachten sie ins Gefängnis. Von dort kam sie nach einigen Wochen zurück, wurde aber im Frühjahr 1946 in einem Prozess wegen verbotenen Waffenbesitzes, - die Alliierten hatten ein Gesetz erlassen, nachdem jeglicher Waffenbesitz bestraft wird – zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, die sie im Frauengefängnis Aichach absitzen musste. Ich durfte, von meiner Mutter streng ermahnt, nicht darüber reden, was der Stiefsohn von Frau Böhm, mit dem ich den 8. Mai 1945 erlebte, mir später erzählte, wer den Keller aufgebrochen hatte, aus Neid, weil der Mann der Nachbarin so viel aus dem besetzten Frankreich geschickt hatte, wer zunächst die Gewehre mitnahm und wiederbrachte. Ich habe an anderer Stelle ausführlich darüber geschrieben. Man kann jetzt natürlich diese Geschichte als die „Na ja -Episode, Krieg ist Krieg und mein Gott, was es nicht alles gibt“, ansehen, aber sie war eine typische deutsche Geschichte. Ein deutsches Gericht, ein deutscher Richter, hat die Frau zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Da hat man nicht gefragt, wie seltsam die Umstände waren. Aber da hat die deutsche Justiz gebuckelt, bei den Amerikanern, denen dies wahrscheinlich egal war. Die meisten Richter waren Parteigenossen gewesen, aber dann ja entnazifiziert worden, weil sie wahrscheinlich im Widerstand waren, wie sie sich bescheinigten. Nie hat es in einem Berufsstand mehr ehemalige Nazis gegeben, als bei den Juristen. 2012 habe ich in der SZ gelesen, dass: „nach 1945 erfolgte nicht eine einzige strafrechtliche Verurteilung eines Richters vom OLG München wegen eines Rechtsprechungsakts im Nationalsozialismus“. „Und die wenigen Richter, die unter den Nazis opponierten und sofort aus dem Dienst entfernt wurden,

wurden nach 1945 weder geehrt noch wieder eingestellt.“ Und kein Stand konnte mit Recht und Gesetzen so umgehen und sie so zurechtbiegen, dass man sich gegenseitig nur Pflichterfüllung, Lauterkeit und wo nötig Widerstand gegen Hitler bescheinigte. Man konnte der größte Nazi gewesen sein und nun tat man alles, um den Amerikanern, die ja eigentlich ganz nette Kerle waren, zu gefallen. Eine Mitschülerin meiner damals siebzehnjährigen Cousine, hatte nur wenige Monate nach Kriegsende bereits einen GI, einen jungen amerikanischen Soldaten zum Freund. Ihr Vater fand das prima und hatte immer Zigaretten. Ich wunderte mich nur, wie rasch er die SA-Uniform, in der ich ihn eigentlich nur kannte, ausgezogen hatte.

Als meine alte Schule 1946 wieder eröffnet wurde fehlte, außer dem sehr alten Rektor und dem Religionslehrer, keiner der früheren Lehrer. Und als ich wieder in der Schulbank saß, sowieso nur einige Stunden, an einigen Tagen, hatte sich nichts aber überhaupt nichts, an der Schule geändert. Die oberen Stockwerke des Schulhauses waren unbenutzbar. Der Unterricht fand für die einzelnen Klassen tag- und stundenweise von morgens bis abends statt. Eine Zentralheizung gab es nicht mehr. In jedem Zimmer stand ein kleiner Ofen, in den der alte Heizer in regelmäßigen Abständen Holz oder Briketts nachlegte, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen. Heizmaterial sollten die Schüler von zu Hause mitbringen, was sie auch meistens taten. Einmal bat ein Lehrer sehr leise zu sein, weil wir in einem Trauerhause wären. Die etwa vierzehnjährige Tochter des Heizers sei in der Nacht im Schulhaus, in der Heizerwohnung, gestorben. Tuberkulose, Schwindsucht, sagte der Lehrer.

Der Unterrichtsbetrieb in der Schule nahm, von den räumlich bedingten Zeitumständen abgesehen, seinen Fortgang dort wo er Ende 1944 im Krieg, aufgehört hatte. Der Konrektor, klein von schwächlicher Gestalt, der bis zum Schluss 1944 in der Wehrmachtsuniform eines Majors unterrichtete, war nun in Zivil. In den ersten Tagen nach Wiedereröffnung der Schule eilte er durch die noch begehbaren Gänge des Hauses, in einer Jackettasche, außen, den Titel gut lesbar, steckte die Zeitschrift „Christ und Welt“. Vielleicht war er deshalb Konrektor geworden. Er kontrollierte in den Pausen die Schülerpissoirs und ohrfeigte diejenigen, die er beim Rauchen ertappte. Diese waren alle im Krieg entweder schon an der Front oder wenigstens Flakhelfer gewesen. Damals hatten sie die Zigaretten ganz ordnungsgemäß zugeteilt bekommen, um durchzuhalten, die Tapferen. Jetzt bekamen sie die Ohrfeigen von einem, der vor kurzem noch ihr Vorgesetzter war oder hätte sein können. Es ging dabei dem ehemaligen Major nicht darum die vordem für den Führer und das Vaterland kämpfenden Jungen vor einem gesundheitlichen Schaden zu bewahren, da niemand dachte, dass Rauchen schaden könnte. Es ging darum die Ordnung, die Disziplin zu wahren. Jugendliche unter achtzehn Jahren durften nicht rauchen. In der Öffentlichkeit nicht, auf einem Schulklo schon gar nicht. Der Major wurde etwa drei Jahre nach unserem Abitur, zum Direktor einer anderen Schule in Nürnberg befördert und bekam das Bundesverdienstkreuz. Ob er sich durch das Ohrfeigen der Kriegsteilnehmer auf dem Schülerpissoir um die Republik verdient gemacht hatte, wusste man nicht. Wodurch sonst macht sich ein Lehrer verdient?

Auch unser schon genannter evangelischer Gebetskreis bei Herrn Brünner, sammelte sich ab Anfang 1946 wieder. Wir sprachen über den Heiland und beteten laut, auch ich, dem Vorbild meiner ehemaligen Jungvolkfürer folgend, die, was mich sehr beeindruckte, „dem Herrn dafür dankten, dass er unsere Sünden hinaufgetragen hatte an das Holz“. Es war übrigens fast alles beeindruckend, was die beiden Jungzug- und Oberjungzugführer, die gerade ein Theologiestudium begannen, so von sich gaben. Sie sprachen „von Meiser“, dem Landesbischof und etwas später „von Dietzfelbinger“, seinem Nachfolger, die beide oft gleicher Meinung zu diesem oder jenem theologischen Problem seien wie sie selbst. Ob es daran lag, dass sie, wie ihre Mutter herunterschnurrend erzählte, fünf Sprachen, Latein, Griechisch, Hebräisch, Englisch, Französisch beherrschten, weiß ich nicht. Einmal spielte der Jüngere der beiden, an einem sogenannten Familienabend im Hause Brünner, wo Frau Brünner und ihre Schwester zuvor in schepperndem Sopran von der Bekehrung eines Zigeunerjungen gesungen hatten, die Mondscheinsonate von Beethoven auf dem Klavier. Es war zwar nur der erste, der langsame Satz, der zudem noch langsamer als gefordert vorgetragen wurde, so dass alle verzweifelt zur Decke blickten. Der Künstler war von seiner „Widergabe der Mondscheinsonate“, wie er es nannte, überwältigt. Beim nächsten Gebetstreffen meinte aber Herr Brünner, dass es ja ganz schön war, was er so spielte, es sei aber doch nicht so die richtige Musik für einen Kreis junger und fröhlicher Christen. „Wir Christen“ sagte er wörtlich, „sollten doch fröhlich und bekennend daherkommen, hörbar und nicht so leise und duckmäuserisch wie die Amerikaner, die man auf ihren Gummisohlen gar nicht beim Gehen hört.“ Ich glaube nicht, dass

Herr Brüner ein Nazi war, aber er war wohl in zwölf Jahren Hitlerzeit zu der Überzeugung gelangt, dass der Heiland genagelte Knobelbecher an den Füßen hatte.

Für mich war die Zugehörigkeit zum Gebetskreis und zur evangelischen Jugend der Kirche von Vorteil, denn ich durfte in der vom Hunger geplagten Nachkriegszeit drei Mal an einer sogenannten Bibelfreizeit teilnehmen und war dann wenigstens für jeweils eine oder zwei Wochen essensmäßig versorgt. Auf einer alten Burg im Fränkischen Land gab es kein üppiges Essen, auf einem Schloss in Oberbayern war es besser und hervorragend 1947 auf der Insel Mainau. Um dorthin zu kommen, brauchte man einen Reisepass, der von Französischen Grenzsoldaten genau kontrolliert wurde. Die Insel Mainau war sozusagen exterritoriales Schweden. Von zwei schwedischen Schwestern und badischen Köche versorgt, war es paradiesisch. Ins Schloss auf der Insel durften wir nicht. Sekretäre des CVJM, des Christlichen Vereins Junger Männer erzählten mehrmals täglich von der Liebe des Herrn Jesus zu uns, führten den Beweis, dass es Gott gibt, denn dies stand nicht nur in der Bibel, sondern war durch die vielen Wunder des Herrn offensichtlich. Viel gelacht wurde über die Vorstellung sogenannter Wissenschaftler, die behaupteten, dass die Erde und die Gestirne dadurch entstanden seien, dass sich etwas um eine Achse drehte, aber man nicht sagen konnte, wer drehte. Wir wussten es: Gott! Über die Schöpfungsgeschichte in der Bibel wurde nicht gesprochen. Ein Thema aber stand immer im Vordergrund von allem: die Selbstbefleckung, die Onanie, wobei man dieses Wort jedoch nicht gebrauchte. Wahrscheinlich war ja eine solche Freizeit nur zu einmaliger Teilnahme vorgesehen, aber ich war

dreimal dabei. Und immer ging es unter regelrechtem Geheule der Jugendwarte nur darum, dass es eine furchtbare Sünde sei, seinen Körper selbst zu beflecken. Nur Jesus könne uns von dieser Sünde befreien, wenn wir nur fest an ihn glaubten, zu ihm beteten und er uns erlöse. Und so waren wir alle Sünder und manche weinten, weil sie den Heiland so enttäuscht hatten. Wie ich es einige Jahre später empfand und wie ich es heute sehe, war das für pubertierende Jungen eine abscheuliche Gehirnwäsche durch die neuzeitlichen Jünger Jesu. Die offizielle Kirche wusste darüber Bescheid und war schließlich der Ideengeber. Dass ich bis zum Beginn meines Studiums täglich in der Bibel und in einem Lösungsbuch gelesen habe, bis in meine ersten Berufsjahre gläubiger Christ war, war wohl eine der schrecklichen Folgen dieser christlichen Gehirnwäsche. Und die frommen Männer, die die Gehirnwäsche betrieben, waren wirkliche, wenn auch dumme Schweine.

Aber kann man so über fromme, gläubige Menschen reden? Kann und darf man sie jetzt auf einmal Schweine nennen? Gewiss, das kann ich, muss ich sogar. Denn wenn man ein und dieselbe Zeit mit den darin vorkommenden Geschehnissen, aus der Sicht unsicherer, verängstigter Pubertierender mit der endlich erwachsen Gewordener, die keiner Indoktrination mehr unterliegen vergleicht, kann man zu keinem anderen Urteil kommen. Denn während ich über die letzten Kriegsjahre und vielleicht die nächsten wenigen Jahre, die man nur als Nachkriegszeit bezeichnen kann, eher aus sehr jugendlicher Perspektive, deshalb keineswegs zusammenphantasiert, aber passiv, von Erwachsenen gelenkt, berichte, muss ich die Folgejahre als durchaus

eigenverantwortlich sehen. Dass auch diese Zeit letztlich für mich furchtbar war, ist aber nicht unbeeinflussbaren Mächten zuzuschreiben, sondern dem eigenen Unvermögen die Realität von Wunschvorstellungen und Selbstüberschätzung zu trennen. Daher fühle ich mich durchaus für die Geschehnisse im Laufe meines beruflichen und privaten Lebens für verantwortlich, besonders für die, die ich ungeschehen machen möchte, selbst wenn es keinen abrupten Übergang vom Gläubigen zum Ungläubigen gab.

Bei meinem Abitur war Religion, wieder und noch, schriftliches Prüfungsfach. Die Mehrzahl der Schüler in der Klasse war, wie ich, evangelisch-lutherischer Konfession. Der Religionsunterricht beschränkte sich im Wesentlichen auf das auswendig Hersagen von Kirchenliedern, das Erklären des Katechismus und zuletzt die Durcharbeitung eines Heftes mit Themen, die irgendeine Kirchenleitung oder eine andere fromme Einrichtung ausgewählt hatten. Als es um die Erschaffung der Erde ging, musste auch das biblische Weltbild ein wenig korrigiert werden. Der Religionslehrer, Pfarrer Hochleitner, wand sich in Erklärungsversuchen und in der Erfindung von Metaphern. Es sei eben so vieles bildlich gemeint und schließlich erweise sich die Bibel doch als wahr, wenn man beispielsweise die Deutungen der Sintflut betrachte. Es schmerzte ihn geradezu, die Sonne als Mittelpunkt des Weltalls zu sehen, was sie sowieso nicht war und ist. Er müsse dies aber laut Lehrplan so erklären. Dabei schielte er nach der Türe, ging mitten in die Klasse und sagte leise: „Und nach neuesten Forschungen ist es nicht ganz sicher, ob sich nicht doch die Sonne um die Erde dreht“. Die Behandlung der Ethik - das Wort

wurde erstmals benutzt und erklärt - bestand in der Auslegung der zehn Gebote. Unser Mathematiklehrer hatte in einer anderen Klasse vor vier Jahren einen Jungen erwischt, der auf ein Blatt Papier, das er seinem Banknachbarn gab, einen Penis gezeichnet hatte, mit der Erklärung: „Das ist deiner!“ Der Zeichner und der Nachbar wurden zum Direktor gerufen und beide wurden sofort von der Schule verwiesen. Der Zeichner, der nur eine etwas einfache Mutter ohne Beziehungen hatte, - sein Vater war im Krieg gefallen - wurde an keiner anderen höheren Schule in Nürnberg mehr aufgenommen. Er war damals, 1948, fünfzehn Jahre alt. Keine höhere Schule, wegen seines ethischen Fehlverhaltens. Später wurde er Kaufmann, wo man vielleicht keine Ethik braucht.

Über den Krieg und seine Gräueltaten wurde auch im Religionsunterricht nicht gesprochen. 1949 gab es eine Veranstaltung für uns sechzehn- bis achtzehnjährige Schüler. Man führte uns, die Protestanten, in eine benachbarte Mädchenschule, wohin noch altersgleiche Klassen anderer Schulen kamen, jedoch keine Mädchen. Beileibe nicht! Wohin man die Katholiken führte und ob es für sie eine gleichartige Veranstaltung gab, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. In einigen Vorträgen, mit anschließender Diskussion, wurde über den Krieg, den Zwiespalt, in dem die Kirche zwischen Loyalität zum Staat und dem Widerstand, den sie nach eigener Meinung geleistet habe, leben musste, gesprochen. Ein Pfarrer Kreußel hielt die Vorträge. Und hier kam erstmals „die Judenfrage“ auf. Warum konnten diese Untaten, von denen man immer mehr hörte, ohne dass man das Ausmaß kannte, überhaupt geschehen? Pfarrer Kreußel wusste die Antwort: Es war das Aussehen der

Juden! Er schilderte wie vor dem Krieg eine Kompanie von italienischen Soldaten, - die Italiener waren ja mit uns Deutschen eng befreundet, - zu einem offiziellen Besuch hier in der Stadt war und bei ihrem Marsch durch die Straßen von den Leuten als unsere Verbündeten bejubelt werden sollte. Ich hatte nie zuvor davon gehört, aber der Pfarrer wusste mehr: Als nämlich die Italiener vorbeizogen, habe eine Frau laut gerufen: „Das sind ja lauter Juden!“ Das war die Erklärung dafür, dass es in Deutschland eine Judenverfolgung gegeben hatte und in anderen Ländern wie Italien und Frankreich nicht, was zwar nicht richtig war, aber so hingestellt wurde. Die Italiener und sicher auch die Franzosen sähen ja ziemlich jüdisch aus, sagte der Pfarrer. Das bekamen wir zur Erklärung der Judenverfolgung. Es fiel kein Wort, auch nicht in der Diskussion, über die Opfer, die Morde, die Massenvernichtung und die Menschenverachtung. Kein Wort des Eingestehens einer riesigen eigenen Schuld. Kein Wort der Reue, kein Wort des Mitleids. Nur Erklärungsversuche, warum es eben so kam, dass es dieses Vorgehen gegen die Juden gab. Damals hatten weder ich noch die anderen Schüler, die Ungeheuerlichkeit dieser offiziellen Veranstaltung, dieser Erklärungen, so recht begriffen. Ich selbst hatte zwar inzwischen so viel gesehen und gehört, dass ich nicht einfach eine Geschichte so anhören konnte, aber, ich hatte ein riesiges Handicap: Ich war gläubiger Christ, vielleicht sogar einer der wenigen in der Schulklasse, die sich als Christen, nicht nur als Religionszugehörige, fühlten. Jahre später konnte ich es mir nicht verzeihen, damals, bei den Erklärungen über die Juden, nicht aufgeschrien zu haben. Damals aber war ein Pfarrer für mich eine Autorität. Einer, von dem ich annahm, dass er glaube, so wie ich selbst, und sei es an die Vergebung einer Schuld.

Doch wer hätte hier wem vergeben können? Dass es hier nichts zu vergeben gab, dass durch eine christliche Vergebung eine millionenfache Mordtat, auch nicht ein einziger Mord zu vergeben war, das bedachte ich nicht. Die letztlich makabre Veranstaltung, wie ich heute meine, war wirklich das einzige Mal, dass im Religionsunterricht, in der Schule überhaupt, von den Juden geredet wurde. In dieser Zeit waren wir schon Bundesrepublik Deutschland mit Konrad Adenauer als Bundeskanzler.

Etwa 1948 war ein neuer Schüler zu uns in die Klasse gekommen, der bald der absolute Klassenprimus wurde. Ihm sagte ich, weil ich gerade wieder über Konzentrationslager gehört oder gelesen hatte, dass ich nicht begreifen könne, wie man einfach Juden hatte hinhängen können, worauf ich zur Antwort bekam, dass es „noch viel zu wenige waren“. Wir führten dann einen leisen Disput, weil ich ihn nicht verstehen konnte. In den späteren Jahren entstand aber eine Freundschaft zwischen uns, die bis zu seinem Tod anhielt. Ich hatte nach dem fünfzigjährigen Abiturtreffen von dieser Freundschaft, die sich erst nach der Schulzeit richtig entwickelte, den erstaunten anderen Ehemaligen erzählt. Sie wussten nur, was richtig war, dass der Primus zwei Tage vor seinem Tode noch bei mir war. Während der Schulzeit hatten wir uns nur einige Male außerhalb des Schulgebäudes getroffen, zusammen gemalt und Versteinerungen gesammelt, wovon die anderen Mitschüler nichts wussten.

Als wir beide schon studierten, hatte mir der Primus einen Teil seiner Geschichte erzählt: Er sei der Sohn eines Nürnberger

Apothekers, eines jetzt noch überzeugten und begeisterten Nationalsozialisten. Die Mutter des Primus war aus Pommern. Es war selbstverständlich, dass der Junge nicht in eine gewöhnliche Schule sondern in die NAPOLA, die Nationalpolitische Erziehungsanstalt, kam. Dort wurden sie, Kinder, im Geist der Deutschen, der Nazis erzogen. Öfters seien SS-Leute in die Schule gekommen und hatten von der Front, vom Kampf gegen die Bolschewiken, aber auch aus den Lagern, in denen die Juden waren berichtet. Die Kinder hätten sich gebogen vor Lachen, was man alles mit den Juden habe machen können. Dass man sie wie Bären tanzen lassen, springen und singen lassen, sie verprügeln und sogar erschießen konnte, weil es genug von ihnen gab. Das habe die Kinder zum Jauchzen gebracht. Ein Jude sei für sie ein minderwertiges Ding gewesen. Ein Schuldgefühl, Mitleid oder Skrupel hätte es weder bei den Erziehern noch bei den Kindern, auch nicht im Ansatz gegeben. Und nach dem Krieg hätte man den Beweis erlebt: Deutschland war vernichtet, doch das Judentum nicht ausgerottet worden. Er, der Primus, war etwas älter als die anderen Schüler meiner Klasse und war damals, als der Krieg zu Ende ging, bereits fünfzehn Jahre alt. Er kam, von seiner pommerschen Mutter abgeschoben, 1948 zu seinem Vater, den sie in Nürnberg ausfindig gemacht hatte. Die Schwester des Vaters, eine bucklige Tante, nahm den Jungen auf. Der Primus ist später Architekt geworden, hat im Ausland mit bekannten jüdischen Architekten, die er bei Oscar Niemeyer kennenlernte, gearbeitet und die Menschen getroffen, die früher verachtet waren. Der Primus hatte den Intellekt, die Geschichte zu begreifen. Er war kein Antisemit mehr. Er war Intellektueller.

Vielleicht 40 Jahre später, in der Rückschau, so hatte ich einmal gemeint, als die ersten und ärgsten Wirren einige Monate nach Kriegsende, vorüber waren, hätte ein Erwachen, ein allmähliches Begreifen der Furchtbarkeit der Ereignisse begonnen. Aber nichts davon war allgemein zu verspüren. Man sagte laut; „Nie wieder Krieg!“ leise: „Außer vielleicht gegen die Russen“. Dass wir bereits wieder einen Zustand im alltäglichen Leben hatten, den man später den Kalten Krieg nannte, empfand man beinahe als normal. Wenn auch nicht geschossen und bombardiert wurde, wenigstens bei uns nicht – die übrige Welt interessierte nur am Rande – so war es selbstverständlich, dass man irgendeinen Feind haben musste. „Der Erbfeind Frankreich“ ließ in seiner Besatzungszone, in Baden und linksrheinischen Gebieten, durch schlechtere Lebensmittelzuteilung, gemessen an der in der amerikanischen und der britischen Zone, der Bevölkerung die alte Animosität spüren. Es gab die erste Berlinblockade durch die Sowjetunion und man fand es originell wie man den Russen mit den Rosinenbomben zur Durchbrechung der Blockade ein Schnippchen schlagen konnte. In den Wochenschauen sah man fröhlich winkende Berliner Kinder. In den Kirchen, den evangelischen wenigstens, wurde am Ende des Gottesdienstes stets „Verleih uns Frieden gnädiglich, o Herr in diesen Zeiten“ gesungen.

Gewiss gab es nach der sogenannten Stunde Null, dem Kriegsende, Politiker, die oft aus dem Exil geholt wurden, die dann mit der jeweiligen Besatzungsmacht in den Zonen oder den überlebenden Ländern wie Bayern – das ehemalige Preußen gab es nicht mehr, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz zum

Beispiel, noch nicht – mit weitsichtigen Generälen, Vertretern der Siegermächte, wenigstens eine geordnete Verwaltung zur notdürftigen Versorgung der Menschen aufbauten. Sie wurden später eher als Handlanger der Alliierten diffamiert, während die alten Nazis allmählich oder rasch wieder hoch krochen.

Und in der Schule, 1946 bis 1952, hätte man sich mit den Gräueln der Nationalsozialisten, Konzentrationslagern, dem Widerstand gegen Hitler, ja gegen das eigene Land, beschäftigen sollen? In den Lehrplänen war dies nicht vorgesehen. Aktuelle, erlebte Geschichte, kann nicht gelehrt werden. Geschichte braucht Zeit, sonst ist sie keine. Im Geschichtsunterricht, kamen wir, trotz vieler Anläufe, immer nur bis Bismarck, nicht einmal bis Wilhelm II. Die späteren Zeitzeugen waren ja gerade dabei die vergangene Zeit einfach zu verschweigen und Zeitzeugen kann man sowieso erst befragen, wenn die Zeit aus der sie berichten sollen, in Vergessenheit zu geraten droht oder es opportun ist, sich mit ihr zu beschäftigen. Der Hiatus, das Nichts zwischen tatsächlichem Erleben und späterer Erfindung und Beschönigung, bleibt ein solcher. Nichts wird durch Kontinuität an die späteren Generationen weitergegeben. Und hat nicht der große Bayerische Politiker Franz Josef Strauss gesagt, „dass ein Volk, das nach dem Krieg solche Leistungen vollbracht hat, es verdient, einmal nichts mehr von Auschwitz zu hören!“? Auf Franz Josef Strauss trifft die Metapher Gallettis absolut zu, auch wenn er inzwischen tot ist. Und wenn vielleicht jemand meint, dass man das doch von einem so hoch angesehenen Landesvater nicht sagen könne, zumindest nicht so und überhaupt, dann frage ich was jemand ist, der einen Satz über Auschwitz sagt wie Strauss? Nur ein Schwein?

Ebenfalls etwa 1948, in der Zeit, in der ich im Bibelkreis war, wurde ich, zusammen mit den zwei ehemaligen Jungvolkführern, den Söhnen des schon genannten Theologen, beim Oberkirchenrat Schieder eingeladen. Wir saßen in einem Arbeitszimmer und sprachen über irgendwelche Themen zur Jugendarbeit in der Kirche. Warum ich dabei sein musste oder durfte, war mir nicht recht klar. Der Oberkirchenrat leitete das Gespräch freundlich und souverän und man ging wieder nach Hause. Die Theologensöhne sagten dann, dass ich jetzt einen Widerstandskämpfer, ein Mitglied der bekennenden Kirche gesehen habe. Vielleicht war ich wegen meiner Aktivitäten in der Gemeinde oder wegen der Jugendarbeit im Flüchtlingslager, mit zum Oberkirchenrat genommen worden. Schon seit über einem Jahr war ich in das Flüchtlingslager gegangen, das man in der alten Landwirtschaftsschule und einigen Baracken eingerichtet hatte. Dort lebten oder hausten eher, zwei Jahre nach Kriegsende, Flüchtlinge, die in den Trecks aus Schlesien oder Ostpreußen gekommen waren. Für die Kinder hatte man Schulräume hergerichtet und auch Unterricht gehalten. In einem dieser Räume durfte ich an einem Nachmittag in der Woche eine Jungschar, altersmäßig ein Ableger der Pimpfe aus der Nazizeit, nur jetzt als kirchlich geförderte Gemeindegemeinschaft, gründen und unterhalten. In dem Gebetskreis hatte man mich und noch einen Jungen, keinen Theologen- oder Predigersohn, die ja zu Höherem bestimmt waren, mit gehefteten Bibelauszügen aus dem Johannes- oder dem Lukasevangelium, kastenweise ausgerüstet. Diese, auf der Vorderseite auch bebilderten Evangelien, waren eine Spende einer methodistischen Gemeinde in USA. Ob man annahm, dass die Deutschen nur deshalb Hitler

anheim fielen, weil sie nicht genug Bibeln hatten, ist nicht gewiss. Es bestand unter den Flüchtlingen kein Hunger nach diesen Evangelien, nur echter Hunger. Man riss uns deshalb die Heftchen nicht aus der Hand, sondern verjagte uns, die jungen, gutgläubigen Missionare, die sicher nur Flüchtlinge sehen wollten. Ich kann aus heutiger Sicht sagen, dass die Naivität vieler religiös ausgerichteter Amerikaner, die sich bis jetzt erhalten hat, kein Segen für die Menschheit ist. Man ist gläubig, in der Weise wie es die momentane Zugehörigkeit zu Methodisten, Baptisten, Christian Science, Mormonen, Scientology usw. fordert, ist sich sicher, dass Abtreibung und die Lehre von Darwin, die sie nicht kennen, Satanswerk seien und dass der Hunger in einem Flüchtlingslager nie so groß gewesen sein kann als der nach Gottes Wort, wie es in Heftchen, Wachturm oder sonstigen Pamphleten steht.

Dass die Kirche, wenigstens die offizielle, der ich selbst angehörte, ein Gegner Hitlers war, war mir unbekannt. Jeden Sonntag, hatte man während des Krieges für den Führer im Gottesdienst gebetet. Natürlich war mir später klar, dass ich als zehn- bis dreizehnjähriger Junge nichts von einem Kirchenkampf hätte bemerken können. Es hatte diesen wohl gegeben. Aber die Spuren dieses Kampfes waren sehr diskret, auch nach dem Krieg. Gewiss war bekannt geworden, dass manche kirchliche Einrichtung, wie Bethel, sich gegen die Euthanasie der ihr anvertrauten, geistig oder körperlich behinderten Kinder stellte, was ich schon gesagt habe. Und mehr als fünfzig Jahre nach dem Krieg erzählte im Kreis der Abiturienten einer, dessen Vater 1933 als Diakon durch die Kirche aus dem Dienst als Krankenpfleger gefeuert worden war,

dass gerade dort, in Rummelsberg, wo er arbeitete, keines der Kinder zur Vernichtung abgeholt worden sei, wie in Neuendettelsau, einer Hochburg der Diakonie in Franken. Dort habe man den Leiter, der die Einrichtung während des Krieges führte, später sehr verehrt, ihm ein Denkmal gesetzt. Auch Dietzfelbinger, von dem die Theologensöhne jovial sprachen, war eine Zeit lang nach dem Krieg Rektor der Einrichtung. Von dort hatte man die Kinder während des Kriegs eben abgeholt. Es hat also Unterschiede im Kampf gegen die Euthanasie gegeben.

Von Kirchenkampf, Widerstand gegen das Naziregime, Judenverfolgung - von letzterer am wenigsten - wollte man bis in die fünfziger Jahre, nichts hören, gleich nach dem Krieg schon gar nicht. Das deutsche Schicksal, der Krieg, der verlorene Krieg, beschäftigte alle viel zu sehr. Man hatte nichts gewusst, von dem, was da angeblich geschehen war. So dachte der überwiegende Teil des Volkes, der sich zumindest gewehrt hätte, wenn er das alles gewusst hätte, sagte man. Außerdem konnte man ja doch nichts machen: „Die vom zwanzigsten Juli sind gleich erschossen worden. Da sieht man es“. Das war die Meinung im Volk. Und während meiner Schulzeit, in der Schule? Ich kann mich nicht erinnern, dass wir im Unterricht über die „Weiße Rose“ und die Geschwister Scholl gesprochen hätten. Erst Jahre später, 1953, im Studium in Erlangen, hatte man den Sektionsdiener Eichenmüller, der Leichenmüller genannt wurde, weil er die Leichen für den Präparierkurs auflegte, schauernd angesehen, weil er, wie man tuschelte, die kopflose Leiche der Sophie Scholl zur weiteren Verwendung überstellt bekommen habe. Das war damals noch ein interessanter Aspekt. Ob er der Wahrheit entsprach und wie

grausig und makaber sie gewesen wäre, danach fragte niemand. Von Elser und seinem Attentatsversuch 1939, hatte ich nie ein Wort gehört. Ja, Bürgerbräukeller in München 1939, da war doch was, aber was? Hitler soll da, vielleicht auch woanders, mit der Pistole an die Decke geschossen haben. Dass es einen ehemaligen Oberbürgermeister von Nürnberg (1914-1918) gab, Otto Geßler, der 1955 starb und 1944/45 wegen seiner Zugehörigkeit zu einer Widerstandsgruppe im KZ war, konnte ich nach vielen Jahren in einem Lexikon lesen. In der Schule fiel dieser Name nie. Und bis heute spricht man allenfalls vom nationalsozialistischen Oberbürgermeister Liebel und dem Gauleiter Holz, die während der Verteidigung Nürnbergs gegen die Amerikaner getötet wurden.

Dass es im Krieg einen kommunistischen Widerstand, die Rote Kapelle gab, das wusste man lange nicht. Dieser eher bürgerliche, nicht weltrevolutionäre Widerstand, der das Regime nie gefährdete, wurde entdeckt und seine Mitglieder oder die, die man dafür hielt, umgebracht. Einige überlebten und diese wurden, nachdem sie aus dem KZ befreit waren, wieder und weiter bespitzelt. Von denselben Gestapoleuten, die sie im Krieg verfolgt hatten! Die Gestapoleute hatten wieder ihre früheren Posten in der neuen Bundesrepublik erhalten oder behalten. Von Adenauer, dem Auswärtigen Amt und anderen Einrichtungen der Nachkriegszeit, wurden sie gedeckt, sie hörten die Telefone dieser Kommunisten, bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts ab! Hatte sich wirklich so viel nach dem Krieg geändert? Agierten nicht nur die gleichen sondern dieselben Figuren wie im „Tausendjährigen Reich“, das die Nazis als ihre

Zukunft gesehen hatten? Dieselben Figuren, nicht die gleichen: Nur, der Kampf fand auf einem anderen Schachbrett statt.

Bei der Rückschau in die damalige Zeit, erst recht bei der Erfahrung in den letzten Jahren, in denen man „wegen der scheiß paar Judde (es war in einer anderen Stadt, mit einem anderen Dialekt) aufschreit, aber nichts zum Unrecht sagt, das uns Polacken und Tschechen angetan haben“, dann denke ich, dass das Reich wirklich eintausend Jahre gewährt haben muss, so sehr haben zwölf Nazijahre einem Gutteil des Volkes das Hirn verändert. Oder hatte sich gar nichts verändert? Mir scheint es so. Es mag auch sein, dass meine heutige Einschätzung der Zeit wie ich sie damals empfand, sehr subjektiv ist. Jedoch denke ich, dass maximal ein Prozent der deutschen Bevölkerung unmittelbar nach dem Krieg, ohne selbst „Dreck am Stecken zu haben“, willens war das Land neu aufzubauen. Die Masse, mehr als 99 Prozent der Menschen, wollten unter allenfalls etwas geänderten Namen, ohne oder mit anderem Parteibuch, auch nur der Obrigkeit wie bisher gehorchend weitermachen. Letztere waren sowieso und wie immer ohne irgendeinen Einfluss auf das öffentliche Leben. Zu der anderen Masse zählten sämtliche Akademiker aller Fakultäten, sogenannte Intellektuelle und alles was man später den Mittelstand nannte. Dass auch Nazis wie Hermann Josef Abs, der zwar nie in der NSDAP aber einer der größte Arisierer ehemaliger jüdischer Firmen war, bereits im Mai 1945 die Briten in Finanzfragen beriet – als Vorstand der Deutschen Bank war er im April 1945 abgesetzt worden, bearbeitete trotz Verbots insgeheim mit anderen als Vorstand die Bankgeschäfte über die deutsche Kapitulation hinaus weiter – schon in der Stunde Null wieder und noch wirkten, heißt ja

nicht, dass sie integer waren. Dass beispielsweise Abs wie Adenauer Ritter vom Heiligen Grab zu Jerusalem waren, mag zwar Lauterkeit bescheinigen, aber nicht menschlichen Anstand.

Langsam sickerte durch, dass sich die mit Erlaubnis der Alliierten gegründete Bundesrepublik, mit alten Nazis bestückt hatte und bestückte. Konrad Adenauer, der erste Kanzler, holte sich Globke, den Kommentator der Nürnberger Rassengesetze von 1935, als Staatssekretär ins Kanzleramt. Adenauer erklärte das so, dass er Leute brauche, „die von früher was verstehen“. Alte Wehrmachtsgeneräle wie Gerhard Graf von Schwerin wurden schon 1950 Berater in technischen Fragen der Sicherheit und sollten den Aufbau westdeutscher Streitkräfte vorbereiten, Theodor Blank wurde zum Beauftragten des Bundeskanzlers für die mit der Vermehrung der alliierten Truppen zusammenhängenden Fragen, in sein Amt, das dann offiziell „Amt Blank“ hieß, berufen. Das Bundesministerium der Verteidigung wurde später daraus. Die ersten Soldaten der Bundeswehr, auch Offiziere und Unteroffiziere, waren die, die in der Wehrmacht gedient hatten. Eine Ehrenerklärung für die Soldaten der Wehrmacht durch den damaligen Oberbefehlshaber der NATO-Streitkräfte, Dwight D. Eisenhower gegenüber Bundeskanzler Konrad Adenauer, hatte dies ermöglicht. 1950 war es auch als Folge des Kalten Krieges, der seit 1947 weltweit zwischen dem Westen und dem Osten bestand, zu einer heißen Auseinandersetzung, dem Koreakrieg gekommen. Man musste sich noch nicht über eine von Philipp Reemtsma 1995 initiierte Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht in Russland und auf dem Balkan Gedanken machen. Ich weiß noch, wie ich 1955 vor dem Radio stehend eine Bundestagsdebatte verfolgte,

in der Konrad Adenauer den SPD Vorsitzenden Kurt Schumacher von der unbedingten Notwendigkeit einer Bundeswehr zu überzeugen versuchte. Da ich damals noch gläubiger Christ war, war ich natürlich ganz der Meinung und Argumentation Adenauers. Ich konnte nicht verstehen wie ein Mann wie Schumacher versuchte Adenauer durch seine Argumente gegen eine Wiederbewaffnung Deutschlands von dieser abzubringen. Aber Schumacher wusste anscheinend so wenig wie ich, was der alte Fuchs, wie man ihn nannte, längst ausgekungelt hatte. Dass die Deutsche Bundesrepublik in ihrem dritthöchsten Politiker, - der Kanzler kam im Rang erst nach dem Bundespräsidenten und nach dem Präsidenten des Bundestags - nicht gerade einen honorigen Mann hatte, getraute man sich damals nicht mal zu denken. Doch der frühere Student mehrerer Katholischer Verbindungen, Jurist, dann in der Zentrumspartei enorm Karriere machend, Präsident des Preußischen Staatsrates und Oberbürgermeister von Köln, war wohl der am meisten mit allen Wassern gewaschene Politiker. Er hatte vor und nach der Machtübernahme Hitlers, sich den Nationalsozialisten nahezu angeboten, etwa auf seine Verdienste durch seine Förderung der Nazijugend durch Bereitstellung von Sportplätzen hingewiesen und von diesen, den Nationalsozialisten, eine sehr stattliche Pension zugesprochen bekommen, die er bis zum Kriegsende erhielt! Er kam nicht wie Reichstagsabgeordnete anderer, nicht christlicher oder deutschnationaler Parteien ins Konzentrationslager. Gewiss, die Nazis hatten ihn auch inhaftiert: Zwei Tage lang nach dem Röhm Putsch und wenige Wochen nach dem 20. Juli, als man frühere Politiker suchte, jedoch nur die des Widerstands verdächtigen verfolgte, auch tötete. Adenauer konnte damals aus

einem, wie ein Biograph schrieb, „fidelen Gefängnis“ fliehen. Als die Wahl des Bundeskanzlers 1949 anstand, hatte er vorher bei den Alliierten durchgesetzt – vorausgegangene Blockade und Luftbrücke hin oder her, - dass Westberlin nicht zur neuen Bundesrepublik gezählt werden sollte, wodurch die Stimmen der Westberliner Abgeordneten bei der Wahl in Bonn, nicht gezählt wurden. Sonst wäre durch die SPD Mehrheit Berlins, Kurt Schumacher und nicht er gewählt worden. Er hatte als Bundeshauptstadt Bonn anstelle von Frankfurt am Main durchgesetzt, sehr früh einen antikommunistischen und antisowjetischen Kurs der Deutschen und der westlichen Alliierten forciert. Den neuen Staat Israel hat er später mit 3.45 Milliarden DM in Form deutscher Warenlieferungen als eine gewisse Wiedergutmachung für Überlebende des Holocaust unterstützt. Eine zuvor mit seinem Berater Hermann Josef Abs, seinem ersten Bankier, abgesprochene und von beiden als ausreichend angesehene Wiedergutmachung, ein Krankenhaus in Israel, für zehn Millionen DM zu spenden, hatte er doch verworfen. Vielleicht hätte die Welt dann darüber doch aufgeheult. Warum er dem Paraguayanischen Diktator Alfredo Strössner für die Auslieferung des KZ-Arztes Dr. Josef Mengele, der sich angeblich bis in die Fünfzigerjahre immer wieder relativ frei in Westdeutschland bewegen konnte, auch zehn Millionen Mark angeboten hatte, was Strössner abgelehnt habe, weiß man nicht. Adenauer taktierte und changierte, so gegen den Rat von Ludwig Erhard 1957, die gesetzliche Rentenversicherung auf eine Umlagefinanzierung umzustellen. Über die Warnung Ludwig Erhards setzte er sich mit dem Hinweis, dass die Leute immer Kinder kriegen, hinweg. Über so manchen Rat seiner Minister hat er sich hinweggesetzt, was zum Rücktritt seines

Innenministers Gustav Heinemann von der Deutschen Partei, der später als SPD Mann Deutscher Bundespräsident wurde, führte. Vor diesem hatte er geheim gehalten, dass er schon 1949 auf die deutsche Wiederbewaffnung drängte, wovon selbst die Alliierten nicht erbaut waren, was er jedoch als Forderung der westlichen Alliierten darstellte. Wie ich jetzt erst (2011) gelesen habe, was auch die Öffentlichkeit Jahre später erfuhr, hatte er schon 1957 ein Projekt genehmigt, das, zusammen mit Frankreich und Italien, eine Atombombe entwickeln sollte. Dadurch dass Charles de Gaulles eine eigene für Frankreich wollte, wurde das dann hinfällig. Sein Verteidigungsminister, der zweite nach Theodor Blank, wurde Franz Josef Strauss, der immerhin eine atomare Bewaffnung der Bundeswehr forderte, mit der Begründung: „Eine Atombombe ist so viel wert wie eine Brigade und viel billiger“. Wie niedlich macht sich jetzt ein Ausstieg aus der Atomenergie einer Kanzlerin Merkel aus, die doch nie eine Bombe bauen lassen wollte. Ein Justizminister Adenauers, Thomas Dehler von der FDP, hatte nur eine Amtszeit, weil er im Gegensatz zu CDU, CSU und Deutsche Partei (DP) gegen die Wiedereinführung der Todesstrafe in Westdeutschland war. Nun gut, das war eben die Adenauerzeit, gegen deren „höchst konservativen Mief so vaterlandslose Gesellen wie Günter Grass“, später hetzten. Wie ließ Shakespeare, bei der Trauerrede für den ermordeten Cäsar Antonius sprechen? „Doch Brutus (der Mörder) ist ein ehrenwerter Mann“. Und allen, die heute gegen Adenauer und seine Epigonen den Mund aufzumachen wagen, wird es ergehen wie einstens dann Brutus.

Denn wenn, was die Justiz angeht, schon vor der Adenauerzeit beginnend, dann aber massiv, sind sämtliche Nazirichter und Gestapoleute wieder in den Staatsdienst übernommen worden. SS-Schergen konnten unbehelligt herumlaufen und in hohe Ämter gelangen und diese Tradition hat sich weiter erhalten. Was es heute noch an Justizskandalen gibt, kann man nur mit Nazis in Richterroben, bereits in der zweiten und dritten Nachkriegsgeneration erklären. Im Jahre 2013, in der Süddeutschen Zeitung (SZ Nr. 9, 11. 1. 2013) zu lesen: In einem Prozess gegen einen SS-Unterscharführer des Lagers Auschwitz sagte eine bereits alte Zeugin (sie und ihre Häftlingsnummer sind in dem Zeitungsartikel abgebildet) dass sie persönlich mit ansehen musste, wie dieser, über acht Monate, sich immer wieder Häftlinge aus Reihen herausnahm und an Ort und Stelle erschoss. Man nannte den Mann „Wilhelm Tell von Auschwitz“ wegen einer kaum zu schildernden Gräueltat. Er verließ aber den Prozess als freier Mann – auch vorher war er nicht in Haft – unter anderem deshalb, weil die Zeugin weder Namen der Opfer, noch das genaue Morddatum im jeweiligen Einzelfall angeben konnte. Die Justiz muss schon nach Recht und Gesetz handeln, ganz objektiv.

Ich hatte vom Kriegsende bis etwa 1955, die politischen Konstellationen und Ereignisse allenfalls so mitbekommen, ohne mich aktiv dafür zu interessieren, war in keiner Studentenverbindung, keiner Partei. Ich hatte bestenfalls das Urteilsvermögen, des Durchschnittsbürgers, der in die Fabrik, ins Büro oder ins Geschäft ging. Zwar hatte ich Schillers Wallensteintrilogie, von Gerhard Hauptmann Die Weber und Der Biberpelz gelesen. Unser Klassenprimus, der ehemalige

Napolazögling, gab mir später einmal ein Taschenbuch von einem gewissen Tucholsky, das „Tiger, Panther und Co“ hieß. Es war wunderbar. Sonst wusste ich von Tucholsky und seinem Schicksal nichts. Der Primus sprach auch von Einstein, der die Zeit, den Raum oder irgendetwas gekrümmt haben sollte, der eine Raumzeit gemacht habe. Im Physikunterricht der Schule war davon auch nicht andeutungsweise die Rede. Auch sprach der Primus von Leonardo da Vinci, der ein großer Maler und Konstrukteur gewesen sei. Zu dieser Zeit hatten wir schulisch bereits die „Mittlere Reife“ erlangt, mit der man etwas früher das „Einjährige“ und damit einen Zugang zur Offizierslaufbahn oder in gehobene Beamtenpositionen hatte. Dass ich als Kind Geschichten von Puschkin, ja Thomas Mann gelesen hatte, weil von denen eben etwas im kleinen Bücherregal stand, nützte da wenig, denn ich hatte die Geschichten mit dem Verstand eines neun- oder zehnjährigen Kindes gelesen. In den seltenen, kurzen Unterhaltungen auf dem Pausenhof mit dem Primus, der in der Klasse genau hinter mir saß und von dessen heimlicher Ungläubigkeit ich wusste, war ich eher bestrebt, diesen für Gott und Jesus zu gewinnen. Einmal endete ein leises Streitgespräch damit, dass ich wohl in den Himmel käme, er aber mit Leonardo da Vinci in der Hölle Kohlen schippen müsse. Später, als ich schon studierte, fand ich zwei alte, relativ kleine Bände eines wohl unvollständigen Werks, von etwa 1890 in der Baracke des Studentenwerks der Universität. Ich kaufte und schenkte sie dem früheren Klassenprimus. Der Titel war: „Über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzen-Reich durch natürliche Züchtung usw.“, von einem gewissen Charles Darwin. Auch damals, in meinem zweiten Semester des Medizinstudiums, hatte ich, gläubiger Christ, noch keine Verwendung oder

Verehrung für Darwin und wohl andere Leute ebenfalls nicht, denn sonst hätte es die Bändchen nicht zum Altpapierpreis gegeben.

Noch in der Schule waren Schüler in den Pausen in Grüppchen beisammen gestanden und hatten geflüstert, was sie mit Mädchen gemacht hatten. Mich schauderte, als ich das hörte. Ich wusste da schon von der Sache, dass man Schüler wegen der Peniszeichnung von der Schule verwiesen hatte, was ich nicht wusste war, dass ein Mitschüler, der zwei Jahre vor dem Abitur von irgendwoher in die Klasse kam, den der Klassenlehrer, damit wir es alle mitbekämen fragte was sein Vater sei und der sagte, „Regierungsrat“, bereits selbst Vater eines Kindes war. Nun gut, er war ja schon siebzehn, kann ja passieren. Und so machten wir alle, durch die Kriegsereignisse bedingt, zwischen neunzehn und fast einundzwanzig Jahre alt, Abitur. Ich war nie in der Schule sitzengeblieben, war aber doch, wie die anderen auch, alt und von den Eltern abhängig. Ich begann mein Studium, das ich mit Ferienarbeit finanzieren musste, weil es weder Bafög noch Stipendien gab, dafür Studiengebühren und war froh, bei den Eltern wenigstens wohnen zu dürfen. Für eine Studentenbude oder ein Semester an einer anderen Universität als der, die ich mit täglich einstündiger Fahrt erreichte, hätte es nie geeicht.

Aber warum wählte ich dieses Studium, damals mit den schlechtesten Aussichten für eine spätere Anstellung? Dass ich nach dem Abitur Medizin studierte, lag daran, dass ein wohl schwuler Pädophiler, der im Gebetskreis eine gewichtige Rolle spielte und als hochgebildet galt, auch Medizin studierte. Er

selbst hatte, was ich damals noch nicht wusste, auch in drei Anläufen kein Physikum geschafft und natürlich deshalb auch nach über zehn Semestern kein Examen. Er hatte mich durch sein Auftreten aber derart beeinflusst, dass ich Medizin studieren wollte, obwohl ich eine Abneigung gegen Doktorsbücher mit Menschendarstellungen hatte, an denen man den Brust- und den Bauchraum aufklappen konnte, um die Organe zu zeigen. Selbst im ersten Semester des Studiums hatte ich den Präpariersaal mit den Leichen nie betreten, aus Angst vielleicht aus Übelkeit ohnmächtig zu werden. In meinem zweiten Semester begann ich endlich mit eigenem Nachdenken, fragte den nun im elften Semester „Studierenden“ nach medizinischen Ausdrücken und deren Bedeutung und bekam Ausflüchte und irrationales Geschwafel zu hören. Außerdem habe er „das Physikum längst gemacht, was ich nur vergessen habe, nachdem er mir dies sagte.“ Aber warum ist man so beeinflussbar, so geistig abhängig? Ich will es nachfolgend wenigstens ein bisschen zu erklären versuchen.

Peter Turrini, der Österreichische Theaterautor hat in Bezug auf Thomas Bernhards Roman“ Holzfällen“ geäußert, dass dies ein literarisch hervorragendes Werk sei, aber "Eine menschliche Sauerei“ wie dieser über einen Mäzen, Lampersberg, herzog, der ihn, Bernhard, einen damals unbekanntem Autor auf seinem Tonhof in Maria Saal so in etwa ausgehalten habe, bis dieser sich von ihm, dessen Frau und allen Künstlern, nach zwei Jahren trennte. Gewiss, es hat 1984 einen Prozess darum gegeben, in dem Bernhards Buch“ Holzfällen“ beschlagnahmt wurde, was einem Skandal gleichkam und viele deutschsprachige Autoren, darunter auch Turrini, der mit der

schon genannten „menschlichen Sauerei“, zu Protesten veranlasste. Die Beschlagnahme und das Verbot von „Holzfällen“ wurden zwar bald rückgängig gemacht, aber der Eklat war da. Worum ging es? Der Autor, Bernhard, sitzt nach zwanzig Jahren Kontaktlosigkeit zum früheren Mäzen, anlässlich eines Events, dem Auftreten eines Burgschauspielers, in des Mäzens Wohnung, wohin man ihn, nach der Beerdigung einer Freundin, die sich umgebracht, eingeladen hatte, in einem Ohrensessel und hechelt den stets Betrunkenen sowie die ganze Gesellschaft abfällig durch. Es geht aber vor allem - und das hat Turrini nicht begriffen - um den Autor Bernhard selbst, der fast verzweifelt mit sich selbst hadert, dass er nicht davon loskam die Bindung an Tonhof und Lampersberg so lange ertragen zu haben. Dass er dem Mäzen, der sich letztlich zu seiner eigenen Befriedigung, seiner Glorie Künstler hielt, in Abhängigkeit brachte, früher dankbar war. Das machte Bernhard sozusagen fertig.

Ich kann mich wirklich nicht mit Bernhard vergleichen, aber ich kann ihn verstehen und ich kann auch die gesamten, sich erregenden Künstler, selbst einen brüllenden Lampersberg, nachdem man ihn aufgehetzt hat, verstehen, weil ich weiß, dass sie die wesentliche Aussage in Bernhards Holzfällen überhaupt nicht, allenfalls einige sehr gut, verstanden. Vielleicht ging Turrini „bei Einbruch der Dunkelheit“ so heißt sein späteres Stück, ein Licht auf, denn er beschreibt letztlich den Holzfällen-Stoff erneut und nicht wesentlich anders als Bernhard.

Doch wieso bringe ich dieses Holzfällen? Ich will damit sagen, dass es eigenartige Konstellationen im menschlichen

Leben gibt, die Wege gehen lassen, die man selbst nie freiwillig gegangen wäre und es ist keineswegs so, dass man dann eine Fügung zum Guten herauslesen oder tatsächlich konstatieren kann. Aber ich hatte durch diesen pädophilen „Freund“ – denn seit meinem zwölften Lebensjahr kümmerte er sich sehr um mich, etwas weniger um andere Jungen, auf die er mich eifersüchtig machte – eine weitere Gehirnwäsche, die ja im Gebetskreis begann. Dass Mädchen nur zu sündigen Gedanken verführen, man Mathematik nicht lernen kann – worauf ich keine Mathematikaufgaben mehr machte – dass man nicht so blöd sein muss am Turnunterricht teilzunehmen und er mir ein ärztliches Attest zu Unterrichtsbefreiung besorgte, das war noch das Harmlose an der Sache. Ich wollte dann eben alles so machen wie das große Vorbild und letztlich auch Medizin studieren.

Vielleicht hätte ich Maler werden sollen, nicht gerade auf die Art wie es ein gewisser Hitler versuchte, sondern weil ich, wohl väterlich belastet, ein gewisses Talent zum Zeichnen und Malen hatte. Schon in der Schulzeit interessierte ich mich für die Malerei. Freilich waren die naturalistischen Bilder von Helden und Arbeitern – wie noch jahrzehntelang in der DDR – die Historienmalerei der Nachromantiker und Nazarener, wie Siegfried den Drachen tötet, mein Ideal als Teenager, nach heutiger Lesart. In der Landschaftsmalerei hielt ich einen Franken, Hermann Gradl, nach dem Krieg für einen begnadeten Künstler wegen seiner Fränkischen Landschaften, die mir gefielen. Dass er der Lieblingsmaler Hitlers war, eine Parteikarriere machte, nach seiner Entnazifizierung, als Mitläufer eingestuft, sofort wieder als Akademiedirektor

eingesetzt wurde entsprach dem urdeutschen und nazigeprägten Verhalten der damaligen Zeit, was ich aber nicht wusste. In Akademikerkreisen wurde es modern sich für Paul Klee zu interessieren, die verfemten Maler wie Liebermann, Purrmann, Corinth, Slevogt kamen sehr langsam wieder ins Bewusstsein, weniger zu Ehren, wie es Miró, Braque und anderen erging. Van Gogh wurde geradezu modern, schon weil er angeblich früher nie ein Bild verkauft hatte. Nur mit Picasso tat man sich sehr schwer. Als nach Kriegsende die Maler Bezugsscheine für Ölfarben und andere Malutensilien brauchten, mussten sie bei der Innung oder der Kammer, die diese Bezugsscheine ausstellte, Arbeiten vorlegen, die sich von der bisherigen „Blut- und Bodenmalerei“ unterscheiden sollte. Die Maler sollten „modern“ sein. Da hieß es in den Malerkreisen, man müsse nur irgendetwas unverständlich Gekleckstes vorlegen, eben wie Picasso, um damit modern zu sein, um malen zu dürfen. „Und wenn man einem Affen einen Pinsel in die Hand drückt, könne er sofort einen Picasso malen.“

Ich hatte nun aber ein Medizinstudium, unter welcher Begründung auch immer, begonnen. Einen „inneren Drang“, etwa den, den Menschen helfen zu wollen, eine Berufung, hatte ich nicht. Eigentlich hatte ich nur nach einem Abitur, mit großem Latinum, ein Studium begonnen und sollte mich nun in der gehobenen Welt der Akademiker bewegen. In den ersten Studiensemestern kam unter Studenten immer mehr auf, mit ernstem Gesichtsausdruck über Franz Kafka oder gar über Rainer Maria Rilke zu sprechen. Der Cornet von Rilke, „ach, oh, ach.“ „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“ sei schon im Sturmgepäck fast jedes Landsers im 1. und

im 2. Weltkrieg gewesen, jetzt aber beinahe vergessen, las ich jüngst. 1942/43 vertonte Frank Martin, wie schon ein halbes Dutzend andere vor ihm, dieses Epos. Und so vergessen ist das in einer Nacht geschriebene Werk Rilkes auch wieder nicht. Die Gruppe 47 war in den fünfziger Jahren eine Institution, die allerdings nur Kriege oder Schlachten untereinander ausfocht, für mich als Medizinstudent wie auch für nahezu alle meine Kommilitonen, war sie ohne Bedeutung, da unsere gesamten Professoren, die auch ihre noch jungen Assistenten prägten, nicht nur aus der Nazizeit stammten, sondern ihre alte Gesinnung in ihren Kommentaren, in den Vorlesungen, offen zur Schau trugen. Von Ernest Hemingway wusste man kaum etwas, bevor er für die grandiose Novelle „Der alte Mann und das Meer“ 1954 den Literaturnobelpreis erhielt. Erst in den Sechzigerjahren las ich begeistert „In einem andern Land“, „Fiesta“ und „Wem die Stunde schlägt“. Schriftsteller wie Martin Walser, Max Frisch, Heinrich Böll, waren für mich und die meisten Kommilitonen, kein Begriff. Allenfalls hörten wir von Bert Brecht, lasen ihn aber nicht, schon gar nicht, weil er in der DDR lebte, wenn man das wusste. Von Dürrenmatts „Besuch der alten Dame“, hörte man irgendwann. Hermann Hesse und Thomas Mann kamen wieder zu Ehren, wurden – auch von mir – gelesen und lösten Gerhard Hauptmann in der Gunst der Gebildeten ab. Während des Examssemesters, zwischen den einzelnen Prüfungen, las ich zur Entspannung Kriminalromane von Edgar Wallace wie den „Frosch mit der Maske“. Damals fand ich diese Krimis allenfalls lustig, denn sie erforderten keinerlei geistige Anstrengung und keine Emotion im Gegensatz zu den späteren, die sich durch erfundene Realistik, blutigste und brutalste Szenen auszeichneten. Ob

deshalb Konrad Adenauer so gerne Krimis las, weiß ich nicht. Nach meiner heutigen Ansicht befriedigen diese immer noch blutrünstigen und beliebten Werke, das bürgerliche Verlangen nach dem Schauer, der sonst nur durch Kriege und Vergewaltigung der Menschheit zu erreichen ist.

Als ich dann, so nach meinem zweiten Semester, ernsthaft und befreit zu studieren begann, das „Vorbild“ bereits abgestoßen hatte, besaß ich wohl das allgemeine, durchaus nicht schlechte Abiturwissen, mit eins in Biologie und Latein, schlecht in Mathematik und Physik, wobei ich jedoch im Physikum in Physik eine Eins bekam. Ich hatte sehr viel nachzuholen und muss bis heute dazulernen. Damals, im Präpariersaal der Anatomie, siezte man sich durchwegs, nicht nur weil es einige Ältere, die angeblich noch im Krieg waren, unter den Studenten gab. Nur wenige, wie einer aus einer politisch linken Familie – sein Bruder wurde später als SPD-Mann in irgendeinem Ministerium in Bonn, Staatssekretär, später Präsident des Bundesnachrichtendienstes BND, unter dem die sogenannte Plutoniumaffäre vonstatten ging – duzten jeden anderen Studenten. Es wurden geistreiche Reden an der Leiche geführt, wo erstmals eine gewisse Gruppe, die sich als Verbindungsstudenten zu erkennen gab, auffiel. Sie waren alle besser gekleidet als die anderen und sprachen sehr von oben herab. Grund dazu hatten sie wahrscheinlich. Sie meinten, dass ich hier überhaupt nicht mitreden könne, weil ich selbst in keiner Verbindung sei und wischten mein Argument, dass damit ein Psychiater Geisteskranke nur dann behandeln könne, wenn er selbst geisteskrank sei, elegant hinweg. Aber hier stand schon die spätere Elite, was sie halb wurde, halb zu sein glaubte, am

Seziertisch, bereits fest in die Seilschaften eingebunden. Am Thomastag, im Dezember, sah ich sie dann, Käppi- und Farbentragend, stolz durch die Straßen der früheren Stadt der Reichsparteitage marschieren. Sie hoben ja nicht den Arm und trugen keine braunen Uniformen und unterschieden sich, obwohl sie ein Hort des Antisemitismus waren, doch äußerlich deutlich von der SA.

Um einen gewissen Nachlass bei den Studiengebühren zu bekommen, konnte man sogenannte Fleißprüfungen bei den Professoren der einzelnen Fächer ablegen, was ich bis ins vorletzte Semester vor dem Staatsexamen auch machte, weil es dann erstmals Bafög gab, das sofort nach dem Examen zurückzuzahlen war. Es gab nur wenige der Studenten, die diese Fleißprüfungen nötig hatten, den meisten ging es dazu zu gut. Jeden Tag fuhr ich mit dem öffentlichen Bus fast eine Stunde bis zur Universität. Im Bus traf ich einmal meinen ehemaligen Stammführer vom Jungvolk in der Nazizeit, jetzt Chemiestudent im letzten Semester, der meinte wir sollten uns wie früher duzen, worauf ich nicht einging. Natürlich hatte ich in den Semesterferien meine Arbeit; zunächst in der Brauerei, die damals schon zum Versandhaus Quelle Konzern gehörte, an der Stanze in einem Kabelwerk und später bei Siemens in Nürnberg, wo ich überall gutes Geld bekam. Bei Siemens in Erlangen erklomm damals ein gewisser Herr von Pierer die untersten Stufen seiner Karriereleiter, die bis zum Vorstandsvorsitzenden und bis zum Berater der ersten Bundeskanzlerin führte. Ich konnte jetzt abends in Nürnberg ins Theater gehen: Für 80 Pfennig oder eine Mark bekam man Karten für die Generalprobe, mit dem Studentenausweis auch billigste Karten

für reguläre Vorstellungen. Als ich ein Konzert in Erlangen besuchte - Stehplatz auf der Empore des Konzertsaals im Schloss -, spielte die Pianistin Monique de la Bruchellerie. Was gespielt wurde, weiß ich nicht mehr, nur, als sie nach einigen Zugaben die Klaviervariationen (KV 265) Ah! Vous dirai-je, maman begann, brüllte der Saal vor Lachen auf und wurde erst still, als nach dem „morgen kommt der Weihnachtsmann“ tatsächlich noch etwas kam. Das gebildete Publikum, einschließlich meiner Kollegen, sagte anderntags, dass die Künstlerin ein Kinderlied und dazu eigene Variationen gespielt habe. Dass dies von Mozart war, wussten offenbar wenige. Ich will damit nicht sagen, wie ungebildet die Menschen waren; ich kannte das „Ah! Vous dirai-je, maman“ vom Titel her bestimmt nicht, aber wusste wenigsten vom Hören her, dass dies ein Mozart war.

Nun begann ich sehr zaghaft am Ergebnis der Selbstdarstellung und Selbsteinschätzung einiger Menschen zu zweifeln, denn ich hatte ja einige bittere Erfahrungen gemacht. Einer der neuen Studentenkollegen spielte mir auf dem Klavier in der Wohnung einer Mitstudentin, die er später heiratete, die Waldsteinsonate von Beethoven nach den Noten vor, wie er sagte. Es waren eigentlich nur die vielleicht ersten 30 Takte mit den typisch hämmernden Achteln, sehr langsam und nicht beeindruckend und er fragte dann, ob ein Freund von dem ich erzählte, auch so gut Klavierspielen könne. Als dann dieser bei mir zuhause ans Blüthnerklavier ging und sich ohne besondere Geste einfach hinsetzte und auswendig natürlich, vehement das eher als nicht zu schweres Bravourstück bekannte „Hochzeitstag auf Troidhaugen“ von Edvard Grieg spielte, noch einige Chopin

Etüden und andere kleine Stücke von irgendeinem Komponisten, meinte der Kollege, dass er selbst wohl nicht ganz so gut spielen könne. Ich will damit sagen, dass der Kollege den Typus von Mensch darstellte, der immer noch der Meinung ist, selbst wenn man nur noch eine Hand hat, alleine vierhändig spielen zu können.

Im Studium begann man auf das Physikum zu büffeln, hörte sich gegenseitig ab und besprach die angeblichen Eigenheiten der Professoren bei der Prüfung. So wurden wir gefragt, was bekannt war, was der Vater sei, was bei mir und einer Kollegin mit Schweigen angehört wurde. Beim dritten Mann der Prüfungsgruppe, dessen Vater Arzt war, kam das schon erwartet freundliche, „Ihr Herr Vater ist Arzt?“ Zu dieser Zeit galt noch die Vorstellung, dass die deutsche Medizin wieder in der Welt führend sei, wie vor dem Krieg. Das war sicher ein doppelter Irrtum, denn selbst vor dem Krieg führte Deutschlands Medizin nur, weil sie nichts vom Ausland wusste, kaum ausländische Fachzeitschriften ins Land ließ. Man wunderte sich allenfalls, warum die skandinavischen Länder, voran Schweden, nicht mehr auf Deutsch dafür in Englisch publizierten.

Die Physikumsgruppe, in der ich war, kam als einzige durch, ohne dass einer mit einem sogenannten Schwanz, dem Durchfallen in einem Fach, hängen blieb. Als ich in meinem neunten Semester, abends, nach der Vorlesung nach Hause kam, lag mein Vater sterbend auf dem Fußboden. Herzinfarkt. Gut ein Jahr später konnte ich mein Examen machen. Dass es dann das beste Staatsexamen des ganzen Semesters war, ich eine Woche nach dem Examensabschluss bereits promovieren konnte, weil

meine Doktorarbeit im Jahr vor dem Examen mit Genehmigung des Dekans veröffentlicht war, sei nur erwähnt.

Ein Jahr vor meinem Examen hatte ich heiraten müssen, weil ein Kind unterwegs war. Ich will damit nicht sagen, dass ich das Mädchen ohne Kind nicht geheiratet hätte, immerhin entstand daraus eine 30jährige Ehe, doch bis zur Heirat hätte ich gerne länger gewartet. Wenigstens das Studium sollte erfolgreich beendet sein. Nur, eine Alternative zur Heirat gab es damals nicht. Vielleicht hätte ich „besser aufpassen sollen dass nichts passiert“ Ich muss das sagen, weil man manches heute nicht mehr verstehen kann, wo die „Pille“ selbstverständlich ist. Die gesamte Verwandtschaft, die sich vorher keineswegs über meine Verbindung zu dem Mädchen Sorgen gemacht hatte, war dann entsetzt, als es passiert war. „Er ist doch Medizinstudent, der weiß wie das geht, da muss man sich doch nicht sorgen“, hieß es. Aber man wird heute die Verhältnisse in der Adenauerzeit – obwohl Adenauer hieran zumindest unschuldig ist - nicht mehr verstehen können. Der italienische Film „Bitterer Reis“ mit Silvana Mangano, der 1950 in die Kinos kam, führte fast zu einem Aufruhr, schon wegen des Plakats auf Litfaßsäulen und über den Kinos, auf dem die Mangano seitlich, mit engem Pullover, die Konturen ihrer Brust zeigend, abgebildet war. Unter Männern musste man nur noch „Bitterer Reis“ sagen, um ein verständnisvolles Grinsen hervorzurufen. Eine Frau mit einem auffälligen Busen wurde als „Bitterer Reis“ bezeichnet. In „Nachts auf den Straßen“ zog Hildegard Knef ihren Pullover mit einem Schwung aus, so dass man eine halbe Sekunde ihren nackten Busen sah. Skandal, Skandal. Einen Oswald Kollé der für etwas Aufklärung sorgte, gab es noch nicht. In der etwas

einfachen Bevölkerung war es selbstverständlich, dass man heiraten muss, wenn etwas passiert ist. Da war Heiraten das kleinere Unglück statt ewig zu zahlen. Und Aufklärung über Sexualität gab es kaum. Wenn ich unter den Arbeitern in den Semesterferien sagte, dass ich auch noch Medizin studierte, kam sofort unzweideutiges Gelächter. In der Vorstellung mancher einfacher Leute spielte sich die Medizin zumeist in den unteren Regionen ab. Und was sagt man heute? Doktorspiele, na also.

Es gab eine Vorlesung für uns Medizinstudenten, gehalten vom Ordinarius für Frauenheilkunde, dem Chef der gynäkologischen Klinik, bei der es über Sexualität, mehr aber um Empfängnis und daraus allenfalls ableitbar, um Empfängnisverhütung ging. Eine einzige Abbildung wurde als Dia gezeigt: „Die Häufigkeit der Geburten nach dem Koitus bei Kaninchen“. Es war, eine sogenannte Gauss'sche Verteilungskurve, die zeigen sollte, auf den Menschen übertragen, dass im Menstruationszyklus der Frau, zu jeder Zeit eine Empfängnis möglich sei, am meisten aber nach etwa zwei Wochen. Da kannte man die zehn Jahre später publizierte Knaus-Ogino-Regel noch nicht. Sogenannte fruchtbare und unfruchtbare Tage waren unbekannt. Man konnte in der Gynäkologie alles lernen über Steiß-, Quer- und sonstige Lagen des Kindes vor der Geburt, Kindbettfieber, Frauenkrankheiten, aber über Sexualität sprach man eigentlich nicht; das Thema war tabu. Es gab dann zwar bald den Kinseyreport aus USA, aber das war kein Lehrbuch für Studenten, eher etwas für lüsterne Statistiker.

30 Jahre später, als ich selbst an einem Lehrkrankenhaus der Universität im Staatsexamen Prüfungsvorsitzender war, hatte ich, wie in der Prüfungsordnung vorgeschrieben, als Beisitzer den Röntgenchefarzt nominiert. Der durfte auch, nachdem die Professoren der Hauptfächer geprüft hatten, Fragen stellen. Er hatte bei allen Fachbesprechungen in den letzten Wochen immer etwas lüsterne Bemerkungen gemacht, was wir uns damit erklärten, dass er seit kurzem ein heftiges Verhältnis mit einer seiner Assistentinnen, einer jungen Ärztin hatte. Und dieser Röntgenarzt kündigte seine Prüfungsfragen zu meiner und aller Überraschung damit an, dass endlich einmal Sexualkunde geprüft werden müsse und fragte warum beim Geschlechtsakt die Scheide der Frau so schlüpfrig sei. Lubrifikation, Lubrifikation! wollte er angeblich hören. Ich hatte ihn zum ersten und auch zum letzten Mal als Beisitzer nominiert, auch weil er ein miserabler Röntgenologe war. Aber warum bringe ich die beiden anekdotenhaften Geschehnisse? Eigentlich nur deshalb, um zu zeigen, dass es, schon immer und noch, unter den weißen Kitteln sehr menschlich zugeht.

Zu meiner Examenszeit, im letzten Semester, hatte ich mit Stipendien und Bafög mehr Geld als ich nach dem Examen verdienen konnte. Zwar hatte mir ein Professor der Kinderheilkunde eine Stelle als Medizinalassistent an der Klinik angeboten, die mit 180 Mark im Monat dotiert war, was nicht selbstverständlich war, doch ich musste absagen, weil ich mit meiner Familie mehr brauchte und eine etwas besser bezahlte Stelle in Aussicht hatte. Der Professor konnte das verstehen. Ich wäre sehr gerne an der Universität geblieben, zumal ich schon an einer wissenschaftlichen Arbeit, außer meiner Doktorarbeit,

beteiligt war und wissenschaftlich Arbeiten interessant fand. Damals ahnte ich nicht, dass die Arbeit, die über Lungenkrebs ging, später mein eigentliches Arbeitsgebiet werden sollte.

Ein halbes Jahr vor dem Examen hatten mir Bekannte meiner jungen Frau empfohlen, mich beim Chefarzt des Krankenhauses einer sehr kleinen Stadt – die damals noch existierende Bahnstrecke ist seit 50 Jahren abgebaut, das Krankenhaus seit 45 Jahren geschlossen – um eine Stelle nach dem Examen zu bewerben, sie würden den Chefarzt kennen und würden ihn verständigen. Ich fuhr mit der Bahn zum vereinbarten Vorstellungstermin hin und wurde mit großem Hallo empfangen: „Wie geht es dir, gut dass du dich sehen lässt, natürlich geht das mit der Stelle, wird auch sehr gut bezahlt und wie geht es sonst, was macht der Paukboden, ihr seid doch alle am Thomastag dabei“. Und als ich etwas ungeschickt mich äußerte und doch offensichtlich auch gar nicht in seiner Verbindung war, sogar in gar keiner, dann war äh, äh, fiel dem Chefarzt plötzlich ein, „Sie werden das verstehen, mein Herr“, dass die Stelle schon lange vergeben war, was er nur vergessen hatte. Ich fuhr dann ohne Stellenzusage wieder nachhause.

Im Beruf

Zwei Wochen nach Abschluss des Examens, trat ich meine neue und erste Stelle auf einer Inneren Abteilung an. Eine Woche zuvor war die Promotion mit Besuch bei drei Prüfern, die mehr oder weniger interessiert, einige Fragen zu meiner Arbeit über die Wasser- und Salzausscheidung der Niere, nach Gabe einer neuen Art von Arzneimitteln stellten. Ich war jetzt der Meinung, zumal nach einem sehr guten Examen, dem besten aller Kandidaten, und nach der ganzen vorherigen Büffelei, auf dem Höhepunkt des ärztlichen Wissens zu sein. Dies war nicht nur meine Meinung, sondern die aller frisch Examinierten, allerdings auch ein Irrtum.

Wenn ich nun immer wieder auf den Beruf zurückkomme, so will ich doch keinen Arztroman schreiben. Es geht mehr darum zu beschreiben wie die allgemeine soziale und wirtschaftliche Lage im Land und in der Welt war. Was in dieser Zeit meine Arbeit betrifft muss ich sagen, dass ich von der ersten bis zur letzten Arbeitsstelle, mit Ausnahme fünfjähriger Arbeit an einem theoretischen Institut und an einer öffentlichen Einrichtung als Gutachter, stets unter oder mit Nonnen arbeiten musste. Dass dies absolut kein Segen war, kann ich heute guten Gewissens sagen. In der kurzen Zeit in meiner ersten Stelle, starb Papst Pius XII. Die Glocken läuteten lange. Alle, außer mir weil ich Protestant war, rannten in die Kirche, auch mein Chef, obwohl er Protestant war, um an einer Trauerfeier oder Messe für den Papst teilzunehmen. In den letzten Wochen vor seinem Tod – ich habe es eingangs schon erwähnt - hatte der Papst einen unstillbaren Schluckauf, einen Singultus, wie es medizinisch

heißt. Professor H. von der Universität ging in dieser Zeit kaum von seinem Telefon weg, weil er sicher war, dass man ihn, der von sich annahm auch ein Papst, wenn auch auf einem anderen Gebiet zu sein, unbedingt von Deutschland nach Rom rufen würde. Man tat es nicht. Das Krankenhaus an dem ich im Beruf begann, war städtisch, die Nonnen führten das Pflegepersonal und hatten letztlich das Sagen im Haus, weshalb auch mein Chef Pius XII die Ehre erwies.

Dieser, Pius, war ja der Stellvertreter Gottes auf Erden. Dass er auch die Titelfigur im Drama „Der Stellvertreter“ von Rolf Hochhuth spielen wird, wusste man noch nicht. Erst 1963 wurde das Drama uraufgeführt, also fünf Jahre nach dem Tod des während der Weimarer Zeit als Nuntius des Heiligen Stuhls in Deutschland tätigen Erzbischofs, der Konkordate mit deutschen Ländern, dem Reich, Österreich und anderen Staaten aushandelte und der sogar an der geheim kursierenden Enzyklika „Mit Brennender Sorge“, seines Vorgängers Pius XI, 1937, das Abschlusskapitel verfasste. Da hatte man sich schon mächtig zur Verfolgung katholischer Priester und der Kirche durch Hitlerdeutschland geäußert. Eugenio Pacelli, so hieß Pius XII 1937 noch, hatte der Verteilung der Enzyklika Pius XI erst zugestimmt, nachdem dieser den Kommunismus verurteilt hatte. Ein gewisser McCarthy in den USA, ein moralisches Vorbild mit seiner Kommunistenjagd, hatte erst zwanzig Jahre später damit begonnen. 1939 war dieser Pacelli, der nun Tote, Papst Pius XII geworden. Zum Schutze der Juden in Deutschland, auch in Italien, hat er sich nie geäußert, geschweige denn hinreißen lassen. Auch eine Bitte der katholischen Jüdin und Nonne, Edith Stein, hat da nicht geholfen. Aber er war immer

ein starker Antikommunist und Antibolschewist, und betete dafür, dass die deutschen Katholiken auch Hitler gegenüber standhaft bleiben oder ihn ertragen. Ob er für die Juden wenigstens gebetet hat, weiß ich nicht, warum sollte er und, dass ein Papst Antisemit ist, das ist ja nahezu ausgeschlossen. Ich habe das alles nie ganz begriffen, bis mich eine offizielle Stellungnahme der katholischen Kirche dahingehend belehrte, dass Pius XII nur deshalb nichts gegen die Judenvernichtung gesagt hat, „um nicht das höhere Rechtsgut, die Kirche“, zu gefährden. Ja wenn das so ist; endlich weiß man das. Emil Steinberger, der Schweizer Kabarettist, hat diese Formulierung öfters gebraucht. „Endlich weiß man das“. Was man damals nicht wusste, war, dass der Nachfolger dieses Papstes ein gewisser Angelo Giuseppe Roncalli als Apostolischer Delegat des Vatikans in der Türkei, sich 1936 von den deutschen Bischöfen ein Schreiben erbat, aus dem hervorgehen sollte, dass es sich bei einer Gruppe von Juden, die in der Türkei auf der Flucht festgesetzt war, um deutsche Katholiken handele, die zum Geburtsort des hl. Paulus von Tarsus pilgern wollten. Dieses Schreiben wurde als echt anerkannt und ebnete den vermeintlichen Katholiken den weiteren Weg nach Palästina. Wenn das der Heilige Stuhl gewusst hätte: Ein späterer Papst, der lügt!

Nach nur wenigen Monaten in der ersten Stelle, bekam ich eine voll bezahlte Stelle als Assistenzarzt an einem Kreiskrankenhaus in einem Ort der Oberpfalz, dessen Namen ich nie gehört hatte. So begann ich als Chirurgischer Assistenzarzt, nachdem ich dem Landrat, als oberster Dienstherr des Krankenhauses, durch den Chefarzt vorgestellt war. In der

ärztlichen Versorgung der Bevölkerung war ein gewisser Wandel eingetreten. Die Generation von Ärzten, die während des Krieges ein Medizinstudium begonnen hatte – viele, weil man als Arzt, auch als Unterarzt, noch vor dem Staatsexamen, zwar nicht vom Kriegsdienst, aber vor der vordersten Front verschont blieb – war weitgehend etabliert, das heißt in festen Stellen in Kliniken, vor allem aber in Praxen. Es gab bereits auf den Kongressen Protestaktionen wegen schlechter Bezahlung und fehlender Niederlassungsmöglichkeit für Ärzte. Der Marburger Bund wurde aktiv. Die Kassenärztlichen Vereinigungen machten die Niederlassungsmöglichkeit vom Krankenscheinaufkommen in einem bestimmten Gebiet abhängig, weshalb Praxisinhaber im Quartal bis zu 3000 Scheine im Ofen verfeuerten, nur um keinen Konkurrenten am Ort zu bekommen. Mein Chirurgischer Chef erzählte freimütig, dass er kurz bei Sauerbruch gewesen, also Sauerbruchschüler sei, seine wesentliche Ausbildung habe er aber in Hohenlychen erhalten, einer ehemaligen Tuberkuloseheilstätte, die dann eine der SS-Versuchsanstalten war, an denen stets tödliche Experimente an Menschen durchgeführt wurden. Letzteres sagte er aber nicht. Nur, seinen Chef, Karl Gebhardt, habe man in Nürnberg nach dem Krieg, wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt und aufgehängt. Als Assistent durfte man Haken halten, sterile Gummihandschuhe gab es nur für den Chef, die Assistenten mussten waschbare Stoffhandschuhe tragen. Damals lernte ich, dass chefärztliche Schweißtropfen, die in die offene Bauchhöhle fallen, ungefährlich sind. Im Beisein des Chefarztes durfte man kein Pflaster am Patienten anbringen, nur er durfte das. Als er einmal nach München fahren wollte und nur ich als einziger Assistent am Hause war, meinte er, dass, wenn etwa ein

Unfall mit einer Fraktur, einem Knochenbruch komme, könne ich ja eine Extension mit Drahtung und was so dazu gehört anlegen, ich hätte ja bei ihm gesehen, wie man das macht. Die Patienten und ich blieben aber von solchen Maßnahmen verschont.

Wir hatten am Krankenhaus einen nicht mehr ganz jungen Kaplan, er war Offizier im Krieg gewesen und hatte sich erst nach diesem entschlossen den geistlichen Beruf zu ergreifen, in dem er später Karriere machte. Eines Nachts rang eine Frau nach einer Gallenoperation plötzlich nach Luft und war in Todesangst. Man hatte wie üblich den Kaplan gerufen der sofort zur Stelle war, anschließend mich, den diensthabenden Arzt. Ich versuchte irgendetwas Herzstärkendes zu spritzen, während der Kaplan seine Rituale machte, betete, segnete und tat, was er musste. Ich tat das meine und so waren drei Menschen im Raum. Eine letztlich Sterbende und zwei Arbeiter, von denen der eine nicht wusste, was der andere tat. Ich schon gar nicht, als Lutheraner. Wir waren etwa zur gleichen Zeit alle fertig. Die Frau tot, ich am Ende meiner vergeblichen Bemühung und der Kaplan mit seinen sonoren Worten und seinen rituellen Gesten. Er klappte sein Buch - ein Brevier? - zu und sagte: "Sodala, hammers wieder", (so, jetzt haben wir es wieder) dann wünschten wir einander noch eine gute Nacht. Als ich meinem Chef am andern Tag vom Tod der Frau berichtete, war dieser der Meinung, es handelte sich um einen septischen Infarkt. Es war aber das klassische Bild einer Lungenembolie, was ich auch nicht wusste, nur, dass es den „septischen Infarkt“ des Chefs nicht gab, das wusste ich. Dieser Chefarzt war allgemein

angesehen, auch wenn die Assistenten, die schon länger am Hause waren, von seiner Kunst nicht zu viel hielten.

Es geht jetzt nicht darum miese Verhältnisse, Schwachstellen aufzuzeigen oder gar „das Nest zu beschmutzen“, es geht darum die Zeit verständlich zu machen, wie sie damals war. Man kann diese Zeit nur aus sich selbst verstehen und kann sie nicht mit der heutigen Überheblichkeit und Selbstverständlichkeit messen. Es gab damals den Facharzt für Anästhesie, den Narkosearzt noch nicht. Narkosen machte eine alte Nonne, die Äther oder Chloroform auf eine Mund-Nasen-Maske trüffelte und die nebenher „ihre Sach’ bet’“ hat, ihre Gebete las und vom Operateur angeschrien wurde, wenn der Patient dunkelblau war. In dieser Zeit bewarben sich erstmals Assistenzärzte um Stellen mit dem Hinweis, dass sie ITN (Intubationsnarkosen) beherrschten. Um ihre Kenntnisse anzuwenden, musste allerdings das notwendige Gerät am Hause vorhanden sein.

An dem Haus in der Oberpfalz konnte ich nach einem Jahr an die Innere Abteilung wechseln, was für mich wichtig und entscheidend war, da ich zwar das Gehalt eines Assistenzarztes hatte, auch die übliche Tätigkeit eines Assistenten ausübte, aber noch als Medizinalassistent sozusagen in Ausbildung war. Es war je ein halbes Jahr Innere, Chirurgie und Gynäkologie, und in einem frei wählbaren Fach vorgeschrieben, um die Approbation nach zwei Jahren zu erhalten, also vollgültiger Arzt zu sein. Im Laufe meiner beruflichen Tätigkeit habe ich erlebt, dass die vorgeschriebenen Zeiten für eine Ausbildung nach dem Examen, um die Approbation zu erhalten, nur nach wirtschaftlichen

Gesichtspunkten der Gesamtärzteschaft festgelegt wurden und werden. Die Approbation nach zwei Jahren wie es bei mir war, bekam man später nach einem Jahr, oder auch sofort mit dem Staatsexamen. Je nachdem, welche Leute in den Gremien saßen, welches Wahlvolk in den Kammern mitbestimmte, wie viel oder wie wenig Ärzte man brauchte. Man bestimmte wie Ärzte bezahlt, das heißt ausgenutzt werden und sich gegebenenfalls niederlassen konnten. Funktionäre bestimmten über genügendes oder ungenügendes Wissen.

Vielleicht ist es eine meiner Hinterhältigkeiten, wenn ich das so aufgezählt habe, aber es hat seinen Grund: An der an sich unproblematischen Arbeit auf der Inneren Abteilung war nichts auszusetzen. Man war mehr oder weniger zeitgemäß. Es gab aber noch einen Nebenjob sozusagen, der mir auch die halbjährige Gynäkologiezeit, die man für die Approbation brauchte und worauf diese Zeit angerechnet wurde, einbringen sollte: Der Assistent der Inneren musste nämlich die gynäkologische Belegabteilung mitversorgen. Das bedeutete, der in ihrer Praxis am Ort arbeitenden Gynäkologin, die auch 20 Betten im Krankenhaus mit Patientinnen und Gebärenden belegte, musste bei Operationen im Bauch, selten bei Ausschabungen, bei einem Kaiserschnitt oder bei schwierigen Geburten assistiert werden. Zu Geburten in der Nacht wurde allenfalls der gerade diensthabende Assistent gerufen oder die Hebamme machte das alleine und ganz selten, bei Privatpatientinnen, kam die Gynäkologin. Bei den ersten größeren Operationen, zu denen oft zusätzlich der chirurgische Assistent hinzugezogen wurde, bemerkte ich, dass sich die Frau Doktor oft die eigene Gefäßunterbindung, die sie gerade

vorgenommen hatte wieder abschnitt und es erneut blutete. Meist sagte dann der Assistent, dass er für die Frau Doktor das ganze zu Ende bringe und die Frau Doktor ließ ihn, etwas später auch mich, das machen. Manchmal aber brauchte man die Frau Doktor dringend unter Tags im Krankenhaus und ließ in ihrer Praxis im Ort anrufen, dass sie kommen möge. Da hieß es stets, die Frau Doktor sei im Bad und könne jetzt nicht. Es war eigenartig, was ich zunächst nicht verstand, was man mir aber erklärte, als man Frau Doktor eines Morgens tot im Bad fand. Ob es Absicht war oder ob sie aus Versehen zu viel erwischt hatte, jedenfalls war sie Morphinistin, schwer abhängig, musste sich erst genügend spritzen, um einigermaßen in Schwung zu kommen. Sie war dann, wenn alles nicht zu lange dauerte und sie bald mit dem Auto zurück in die Praxis fahren konnte, ziemlich fit, wie es heute heißt. Nahezu alle wussten, dass die Frau Doktor schwer abhängig war; die Chefärzte am Haus und die anderen Ärzte, der Landrat, das Gesundheitsamt und viele Leute in der Stadt, nur ich zunächst nicht. Aber jetzt musste ich, als der sowieso zuständige Assistent, die gynäkologischen Fälle weiter versorgen. Ich wurde gar nicht gefragt ob ich das will oder kann. Von einer Stunde auf die andere war ich Herr über 20 Belegbetten. Es sollte ja nicht für lange sein, nur bis ein neuer Gynäkologe käme. Jetzt musste ich Frauen, vom Mädchen- bis ins Greisinnenalter, auf Unterleibskrebs oder sonstige Krankheiten untersuchen, nach Aborten (Abgängen) Ausschabungen vornehmen. Einmal kam dabei ein ganzer Fötus heraus, was mich heute noch im Traum verfolgt. Es gab keinen Ultraschall wie heute, kein Tokogramm, Röntgen war tabu, nur tastende Finger und ein Hörrohr. Dann kam der erste Kaiserschnitt, zu dem erst ich die Indikation festlegen musste.

Ich bat meinen chirurgischen Exchef, der ja alles konnte, den Kaiserschnitt mit mir als Assistenz zu machen. Er ging sofort ans Werk, Mutter und Kind überlebten, nur ich wäre vor Angst um die beiden beinahe gestorben. Es war ein solches Gemetzel, dass ich zu den folgenden drei Kaiserschnitten, einen Gynäkologen, den ich kannte, aus der 35 Kilometer entfernten Stadt rief, um mir zu helfen. Ich musste, nachdem ich mich auf mein theoretisches Examenswissen besonnen hatte und mir Bücher besorgte, das tun, was man eigentlich nur einem erfahrenen Gynäkologen anvertrauen sollte. Ich war nicht stolz bei diesen Tätigkeiten, aber man ließ mich nicht aus. Zu jeder Geburt tagsüber und nachts wurde ich geholt, auch wenn ich keinen Dienst hatte. Nie hat jemand gefragt, ob ich das kann oder nicht.

Einmal saß ich im Kreißsaal vor der Gebärenden auf einem Hocker und entwickelte gerade erfolgreich eine Steißblage. Der Kopf war noch nicht geboren, ich hielt den Steiß des Kindes samt den Beinen fest in den Händen und wollte gerade den Kopf herausholen, als es auf mich und den Geburtsgegenstand, das Kind, heftig regnete. Ich wusste nicht was geschehen war, blickte über die Schulter zurück und sah die ältliche Nonne, die sonst den Kreißsaal versorgte, mit einer großen Flasche Weihwasser in der Hand. Sie wollte, falls doch die Geburt nicht gut ausgehe, wenigstens den Steiß taufen, damit das Engelchen dann in den Himmel komme. Es war nicht die erste Steißblage, die ich entwickelt hatte und Mutter und Kind waren dann wohlauf. Es gab danach auch kein Kindbettfieber. Semmelweis, der dieses erstmal beschrieben hatte, musste sich nicht im Grab

umdrehen, die heilsame Wirkung und die Sterilität von Weihwasser war bewiesen.

Dass dieser Zustand, meine Vertretung der verstorbenen Gynäkologin, neun Monate dauern sollte, konnte ich nicht voraussehen. Nach einigen Wochen fuhr ich deshalb, den Mittwochnachmittag hatte ich mir frei erbeten, in die Stadt zur Bezirksärztekammer, um mich zu erkundigen, ob mir die jetzige Tätigkeit bei der notgedrungenen Versorgung der gynäkologischen Patientinnen, auch auf die vorgeschriebene sechsmonatige Zeit im Fach Frauenheilkunde, für die Approbation angerechnet würde. Man musste ja ein Zeugnis des Facharztes über die abgeleistete Zeit vorlegen und meine Fachärztin war tot, ein Nachfolger noch nicht zur Stelle. Der Vorsitzende der Bezirksärztekammer, Herr Dr. v. V., war gerade weggegangen, die Sekretärin versprach ihn zu fragen und mir seine Antwort zu schicken. Die Antwort kam schon nach drei Tagen: „Ja, die Zeit wird angerechnet“. Nach den zwei Jahren am Hause als Assistenzarzt, der auf die Approbation wartete, wollte ich weg. Und vier Wochen bevor ich dann wegging, kam ein neuer Gynäkologe aus Hamburg. In den neun Monaten, die ich alleine die Gynäkologie am Laufen hielt, gab es vier Kaiserschnitte. Der Neue hatte sie in der ersten Woche. An sich war der Hamburger nett und freundlich, zeigte am zweiten Tag die Stelle am Flussufer wohin er sein Haus stellen würde, egal ob Naturschutzgebiet oder nicht, was er auch zustande brachte. Er wollte einfach Geld verdienen, besonders an den nicht seltenen Privatpatientinnen oder privat versicherten Gebärenden und Wöchnerinnen, für die eine Privatrechnung des Arztes gestellt wurde. In meiner bis dahin neunmonatigen Zeit in der

Gynäkologie, hatte dies, die Rechnung zu schreiben, mein ehemaliger chirurgischer Chef als Chef des Hauses besorgt, der die sogenannte Gynäkologie nie betreten und nie eine Patientin gesehen hatte – der eine genannte Kaiserschnitt ausgenommen – und der selbstverständlich das eingehende Honorar für sich behielt.

Ich wollte also weg. Als auf einer Versammlung von Ärzten, eine Stelle für einen Arzt beim Technischen Überwachungsverein angeboten wurde, bewarb ich mich dort, erhielt die Zusage und sollte die Stelle, nach Erhalt meiner Approbation in einigen Wochen antreten. Es sollte eine beamtenartige Stelle sein und in einem Team mit Psychologen habe man Fahrtauglichkeitsuntersuchungen zu machen. Der Leitende Arzt dieser Dienststelle in München, erklärte mir, dass er sich bei seinem Vetter, der in der Nähe des Kreiskrankenhauses eine ärztliche Praxis hatte, erkundigt und von dem erfahren habe, dass ich der Gynäkologe des Krankenhauses sei. Einen Gynäkologen hätten sie bis jetzt nicht in ihren Reihen. Ich habe das richtiggestellt dahingehend, dass ich zwar alle Arztberichte an die Hausärzte geschrieben, aber nie mich als Gynäkologen bezeichnet habe.

Als ich zum festgesetzten Termin die Stelle antrat, hatte ich meine Approbationsurkunde aber nicht. Die Landesärztekammer hatte nach Einreichen aller notwendigen Zeugnisse, die Ausstellung der Approbationsurkunde mit dem Hinweis abgelehnt, dass ich die vorgeschriebene Ausbildungszeit in Gynäkologie nicht habe, die ausbildungsberechtigte Frauenärztin sei während dieser Zeit ja

verstorben. Nach wochenlangem Warten und vielen Anrufen – der neue Arbeitgeber wollte mir schon eine Stelle an der Universitätsfrauenklinik in München verschaffen – bekam ich die Approbationsurkunde, ausnahmsweise, weil man den Brief der Bezirksärztekammer, den ich mit vorgelegt hatte fand, in dem der Vorsitzende meine Zeit als anrechenbar bestätigte, obwohl er dazu gar nicht befugt gewesen sei.

Soweit es meine neue Tätigkeit als Arzt und „Amtlich anerkannter Sachverständiger“ beim TÜV betraf, konnte ich zufrieden sein. Die Zusammenarbeit mit den Psychologen verlief reibungslos, wobei wir die sogenannten Idiotentests bei Personen nach Führerscheinentzug oder auch körperlichen und geistigen Behinderungen durchführten. Mit dem Leiter der Psychologie, Professor Z. von der Universität, verstand ich mich sehr gut, besonders wenn er aushilfsweise für einen Psychologen des Teams einsprang. Wir unterhielten uns über Literatur und Kunst, nie über Psychologie, selten über Medizin. Auf einer Fahrt in ein Jugendgefängnis, wo Professor Z. einen Jungen untersuchen und beurteilen sollte, verunglückte er mit dem Auto tödlich. Nach einem Jahr ging ich vom TÜV wieder weg, weil ich doch lieber Arzt als amtlich anerkannter Sachverständiger sein wollte.

Wenn ich auf die vergangenen ersten drei Berufsjahre zurückblicke, so verliefen sie im Wesentlichen als Arbeiter am Krankenhaus und als Teamarbeiter mit Psychologen, ohne irgendwelche Teilnahme am politischen oder gesellschaftlichen Leben. Ich hatte dafür kaum Interesse, keinen Ehrgeiz und war nicht reich. Dass es Ende der Fünfzigerjahre nochmals eine

Berlinkrise gab, als die Sowjetunion die Westalliierten aus Berlin drängen wollte, dass 1961 die Berliner Mauer errichtet wurde, 1962 die Kubakrise war, dadurch, dass Chruschtschow Atomraketen auf Kuba stationieren wollte, was der westlichen Welt und John F. Kennedy nicht gefiel und ein Atomkrieg drohend bevor stand, berührte mich wenig und ich behauptete, auch die wenigsten Menschen. Politische, außerparlamentarische Demonstrationen, wie heute, gab es nicht. Die Obrigkeit bestimmte und wenn man nicht aufmuckte – wogegen auch? – geschah einem ja nichts.

Meine Arbeit am Kreiskrankenhaus hatte ich wie jeder Assistent verrichtet. Weil wir das nächstgelegene Krankenhaus für das große Hüttenwerk des Flickkonzerns waren, bekamen wir oft sehr schwer Unfallverletzte. Da dachte niemand daran etwas gegen Herrn Flick wegen seiner Nazivergangenheit und wegen der skrupellosen Ausbeutung, ja Misshandlung, von Gefangenen und Fremdarbeitern zu sagen. Allerdings durfte man das selbst 2010 noch nicht, als der Konzern die Hüttenwerke in der Oberpfalz längst wegen Unrentabilität geschlossen hatte. Denn da weigerte sich die Bürgermeisterin des Ortes, wie vom Stadtrat beschlossen, die Flickstraße umzubenennen. Zu der Zeit hatten übrigens bei der Eröffnung einer Ausstellung zur Dokumentation der Schicksale von polnischen Zwangsarbeitern in der Landwirtschaft des Landkreises, schwarz gekleidete NPD-Anhänger, zwei sehr alte Ehemalige aus Polen, die eingeladen waren, ganz öffentlich beschimpft und gefordert, die Polacken sollten hin, wo sie hergekommen seien. Es geschah ihnen aber nichts, den NPD-Anhängern. Wir sahen sie am andern Tag, schwarz gekleidet wie die ehemalige SS, ihre Vorbilder, nur mit

Springerstiefeln statt der blank glänzenden Schaftstiefel, die ich noch gut in Erinnerung habe. Kahlgeschoren und lachend standen sie in einer Gruppe von etwa zehn Mann am Marktplatz der Kreisstadt. Es war schon ein Glück, dass man sie nicht beachtete, denn sie gehörten zum gewohnten Stadtbild, waren frei gewählte Anhänger einer Partei in der Demokratie, nicht frei gewählte Anhänger einer demokratischen Partei.

Aber wer wird sich an solchen Spitzfindigkeiten stoßen. Geachtete Männer wie Flick und andere, die nach dem Krieg wieder Brot und Arbeit gaben, beleidigen? Das macht man doch nicht. Und „nur wegen der paar Polacken, die übrigens bei den Bauern waren und durchgefüttert wurden, während unsere tapferen Soldaten in ihrem Land, in Polen und in der Ukraine, im Kampf mit den Russen, ihr Leben ließen, das macht man doch nicht“. Und man sagte, dass sich da nur eine Journalistin und Lehrerin und ein roter Abgeordneter aus Berlin – was geht den das an? Nur weil er Abgeordneter aus der Oberpfalz war? Die waren das Kamel, das das Gras frisst, das über die Sache gewachsen war – die wollten sich profilieren und hatten eine Berufsschulklasse aufgehetzt, sich mit dem Thema Fremdarbeiter zu befassen. Sie hatten Plakatwände aufgestellt mit Fotografien von den Bauern und den Polen, die auf dem Feld arbeiten mussten. „Dass sie mit 13 Jahren schon aus ihren Hütten in Polen geholt und nach Deutschland gebracht wurden? Na und, wir hatten es im Krieg auch nicht leicht“. Und da war dann die große Fotografie mit der erklärenden Unterschrift, auf der ein 19jähriger Pole vor vielleicht 30 oder 40 Männern und Frauen, lauter Polen, die sich das ansehen mussten, gehenkt an einem Galgen baumelte. Die Unterschrift unter das Bild lautete,

dass die Nachforschungen kein irgendwelches Vergehen des jungen Polen ergaben, er wurde nur als warnendes Beispiel für diese Fremdarbeiter aufgehängt. Sie sollten sehen, die Polen, dass sie nicht zum Spaß hierher geholt wurden. „Aber, man soll sich nicht so haben: Krieg ist Krieg und vielleicht war es auch gut für sie? Zigeuner und Juden hat man vergast, nicht durchgefüttert. Und was wäre gewesen, wenn man sie drüben gelassen hätte?“

Da kann man nur empfehlen in „Wikipedia, der freien Enzyklopädie“ nachzusehen, wo es, auch 2011 noch, unter „Fritz Ries“ heißt, dass er durch Arisierung und Übernahmen zum Beispiel der Gummiwerke in Trzebinia in Westgalizien und von 15 Walzwerken in Lodz, seinen ursprünglichen 120-Mann-Betrieb in Leipzig auf über 10 000 Beschäftigte vergrößern konnte. Als die Rote Armee von Osten her anrückte, ließ er natürlich seine Zwangsarbeiter, von denen er Tausende hatte, zurück, flüchtete mit seinem flüssigen Kapital, das er zusammenraffen konnte, ins Reich, war dann in Westdeutschland, wo er als Vertriebener seine Ansprüche auf seine Unternehmen in den ehemals besetzten Ostgebieten anmeldete und von der Regierung Adenauer anerkannt bekam. Er erhielt eine Entschädigung, mit der er wieder ein Industrieunternehmen (Pegulanwerke) gründete. Er war somit ein tüchtiger Mann und, weil es ja um die zur Zwangsarbeit verschleppten Polen ging, könnte man doch sagen, dass diese hier in der Oberpfalz vielleicht sicherer waren als die in Polen gebliebenen, die dann doch zu Zwangsarbeitern wurden. Überhaupt, was soll das? „Wegen der paar Polen, ob sie nun Bauernknechte oder Zwangsarbeiter in der Industrie waren, so

ein Lamentieren zu machen“. Und „alle Schuld rächt sich auf Erden“ heißt es doch. Da hat sich der arme Fritz Ries, obwohl man gar nicht weiß woran er schuld war, doch tatsächlich mit 70 Jahren erschossen. Seine Werke in Deutschland und Österreich hatten Verluste gemacht, da half nicht mehr, dass er von Helmut Kohl, den er als „Hauspolitiker der eigenen Firma und Proleten, den man freilich nötig habe“, bezeichnete, das Große Bundesverdienstkreuz mit Stern verliehen bekam, dass er diesen und dessen Frau an den Pegulanwerken beteiligt hatte wie auch Franz Josef Strauss und dessen Frau, dass Hanns Martin Schleyer, der dann Arbeitgeberpräsident wurde, sein Bundesbruder war, ja fast alle hohen Posten in Westdeutschland und Österreich mit Bundesbrüdern besetzt waren, er von seinem Schloss in Österreich aus, deutsche FDP- und SPD-Bundestagsabgeordnete als Überläufer zur CDU, für die nächste Kanzlerwahl zu kaufen versuchte und kaufte. Man konnte das im „Spiegel“ 1972 so schön nachlesen, in Wikipedia übrigens heute noch. Und dann, der verdienstvolle Ries: So arm kann man enden. Übrigens jetzt, Ende 2012, hat Bernhard Vogel der CDU Politiker, ehemaliger Ministerpräsident von Rheinland Pfalz und von Thüringen, den o. g. Helmut Kohl für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen. Er, der Kanzler der Einheit, habe zwar auch Fehler gemacht, aber persönlich bereichert habe er sich nie. Die Sache mit den Pegulanwerken, kann schließlich nicht jeder wissen.

Und Friedrich Flick beispielsweise, dem 1963 das Große Bundesverdienstkreuz mit Stern und Schulterband verliehen wurde, der hatte Hunderttausende von Zwangsarbeitern rekrutiert, unter Bedingungen, die sogar Nazibehörden

beanstandeten, hatte auch durch Arisierung und mehr als krumme Geschäfte ein Imperium geschaffen, für den musste sich wegen eines Straßennamens eine Bürgermeisterin einsetzen! „Dass er in Nürnberg als Kriegsverbrecher verurteilt wurde – was an sich schon eine Ungehörigkeit war, na und? Alles wegen der paar Polen oder Russen oder Juden“. Man hat ihnen doch bereits im Jahre 2000, Milliarden als Entschädigungszahlungen für Zwangsarbeiter sozusagen hinten hinein geschoben. Ich habe nachgelesen, will mich aber für die Zahlen nicht verbürgen, dass vorher, von Kriegsende bis etwa 1967, an die 20 Prozesse von Einzelpersonen um Entschädigungen gegen Firmen, bei denen sie Zwangsarbeit leisten mussten, geführt wurden. Einige der Klagen, die nicht abgelehnt wurden, sind von den Erben der inzwischen Verstorbenen fortgeführt worden. Die höchste Einzelsumme um die es ging, die aber nicht bezahlt wurde, war 10 000 DM, meist ging es nur um einige hundert Mark und wenn man bedenkt, die vielen Prozesse! Aber jetzt im Jahr 2000 eben hat man eine Stiftung gegründet, an der sich die Firmen, die Zwangsarbeiter beschäftigten, beteiligen sollten, was zum Beispiel vom Flickkonzern abgelehnt wurde, aus der die noch Überlebenden Einzelleistungen zwischen 2.556 bis 7.669 Euro ausgezahlt bekamen. Ich habe schon einmal gesagt, dass man sich dafür einen noch ganz guten Gebrauchtwagen kaufen konnte. Ob den die alten Leute in Polen oder Russland, wo die Straßen sowieso so schlecht sind, noch fahren können, ist deren Sache. Immerhin für ein paar Jährchen Zwangsarbeit ein Auto, worauf man in der DDR noch Jahrzehnte sparen musste!“ Aber Flick noch mal: Nicht der Alte, ein Erbe, Hans Christian Flick, schenkte der Bundeshauptstadt Berlin mit dem Regierenden Bürgermeister

Wowereit 2008 eine Sammlung moderner Gemälde und, als man ihn auch noch anmotzte, warum die Flickstiftung nichts in den Zwangsarbeiterfonds getan hat, gab er 5 Millionen Euro. Nicht weil sein Vermögen auf mindestens 500 Millionen Euro geschätzt wird, sondern weil er überhaupt was gegeben hat, will ich ihn loben, auch wenn er immer sagt, dass er nichts dafür könne, wie das Geld in der Nazizeit zusammenkam.

Auf all dies komme ich, nur weil ich einmal in der Oberpfalz arbeiten durfte und an den Flickkonzern dachte. Ja, wenn wir damals, so Ende der Fünfzigerjahre, eine Bananenrepublik gewesen wären, was selbst unter Adenauer nicht möglich war, denn damals war es viel zu kalt für Bananen, die Erderwärmung und die Klimakatastrophe noch nicht einmal in Sicht, ja dann wäre es etwas ganz anderes gewesen.

1961 begann ich, auf Empfehlung eines früheren Kollegen aus dem Kreiskrankenhaus, meinen Dienst an einem größeren Krankenhaus in der Stadt als Assistenzarzt. Bei dem Chefarzt dort, sagte mir der Kollege, der mich empfahl, könne man nicht nur die volle Facharztanerkennung für Innere Medizin erwerben, sondern auch gut bezahlte Gutachten machen. Ich hatte immer noch am Sparkassenkredit für mein Gebrauchtauto und für Möbel abzuzahlen. Das Krankenhaus mit dem als katholisch zu erkennenden Namen, gehörte der Caritas, die das Haus aus einer ursprünglichen Militärkaserne umfunktioniert hatte und dafür etwa 30 chronisch Kranke „Displaced Persons“ aus dem Krieg übernehmen mußte. Dass ich zunächst Angst hatte, die Stelle vielleicht gar nicht zu bekommen, erklärte sich bald als unnötig. Die Innere Abteilung hatte 150 Krankenbetten und zusätzlich 25

Betten für die vom Krieg übriggebliebenen ehemaligen Displaced Persons, Männer und Frauen aus Polen, Russland, allen Sowjetstaaten, aus dem Baltikum, aus Asien und Jugoslawien. Alle diese 175 Betten, wenn sie voll Patienten lagen, mussten versorgt werden. Der Chefarzt machte mich mit einem anderen Assistenzarzt bekannt, dem einzigen außer mir, den es noch gab. Man hatte sich zwar sehr um neue Mitarbeiter bemüht, aber mit wenig Erfolg. Der Chefarzt, etwa 43 Jahre alt, war erst seit etwa sechs Jahren, in seiner Stelle, wie man mir erzählte. Er kam aus einem anderen katholischen Hause, hatte bereits einen Vorgänger an dieser Abteilung, der, als er einmal aus dem Urlaub zurückkam, den Schlüssel nicht mehr in die Türe seines Chefarztzimmers brachte. Sein Schlüssel war noch derselbe, aber nicht das Schloss. Auch habe nicht mehr sein Name an der Tür gestanden, sondern ein anderer, der des neuen Chefs. Der alte, der dann wegen des unangekündigten Rauswurfs und der Art desselben prozessierte, verlor den Prozess gegen die Caritas. Kein Wunder in der Stadt. Aber die Caritas schien auch großzügig: Als wir zwei Assistenten, schon mit erheblicher Mühe alle Kranken versorgten, - der Chefarzt machte ein Mal wöchentlich Visite, bei Privatpatienten täglich, seine Privatambulanz und die Röntgenuntersuchungen - hieß es, wir bekämen das Geld der unbesetzten Stellen, wenn wir durchhielten. Als sich der nächste Assistent meldete, sagte man, wir bekämen alle doppeltes Gehalt und als der vierte gekommen war und wir schüchtern fragten, weil wir noch keinen Pfennig mehr bekommen hatten hieß es, wenn es uns nicht passt, könnten wir ja gehen. Es war zudem so, dass die Assistenten der Inneren Abteilung den Nachtdienst für das gesamte Haus, mit Ausnahme der Urologischen Belegabteilung, also für die

chirurgische und die gynäkologische Abteilung, übernehmen mussten, was zu Beginn meiner Tätigkeit, jede zweite Nacht auch Nachtdienst bedeutete. Es fragte damals niemand nach Arbeitszeiten oder gar nach einer Bezahlung für den Nachtdienst, allenfalls konnte man am Nachmittag nach dem Nachtdienst, wenn es die Arbeit erlaubte, etwas früher nachhause. Am Kreiskrankenhaus, meiner früheren Stelle, hatten zwei Assistenten nach ihrem Weggang gegen den Landkreis geklagt und hatten auch, 1962, etwas Geld für abgeleistete Nachtdienste etc. bekommen. Das Gericht hatte aber festgestellt, dass eine wöchentliche Arbeitszeit von 61 Stunden, zu der kein „tätigkeitsloser“ Bereitschaftsdienst zählte, für einen Arzt, zumutbar wäre, nur darüber hinaus müsste eine Extravergütung erfolgen. Ich blieb dann fast sieben Jahre in dieser neuen Stelle am großen, katholischen Krankenhaus.

Politisch war Westdeutschland damals gefestigt, die Berliner Mauer gerade im Entstehen, Willy Brandt von der SPD war Regierender Bürgermeister von Berlin, die NPD tauchte als Partei immer mehr auf, Südvietnam und die USA schlossen einen Freundschaftsvertrag, Südkorea wurde immer mehr ein Industriestaat, schon lange fuhr man nach Italien und ins kommunistische Jugoslawien in den Urlaub, Gastarbeiter kamen vor allem aus Italien und blieben zum Teil im Land, Adenauer, der Fuchs, regierte eisern und taktierend, immer in gewisser Konfrontation zu den „Soffjets“, es war ja Kalter Krieg. Man fuhr lange schon Mercedes, Opel, Ford und VW.

Als Assistenzarzt an der Inneren Abteilung des Krankenhauses hatte ich viel zu lernen, vor allem vom Chefarzt.

Ein Chefarzt einer großen Fachabteilung eines Krankenhauses, mit der Ermächtigung zur vollen Facharztweiterbildung, war eine Institution, eine Koryphäe per se. Ich lernte zweifellos handwerklich nicht wenig, sah ihm beim Röntgen über die Schulter, diktierte meine Arztbriefe, die eine alte Nonne schrieb immer umgehend nach der Entlassung eines Patienten und war eben bemüht mehr und mehr auch die theoretischen Grundlagen des Fachs innere Medizin zu verstehen. Es gab bestimmte Normen oder Therapievorschriften, etwa die, dass ein Patient, der nach einem Herzinfarkt die ersten kritischen Stunden überstanden, der es bis ins Krankenhaus geschafft hatte, sechs Wochen absolute Bettruhe brauche. Warum das so war, nicht nur an diesem Krankenhaus, weiß ich bis heute nicht. Es gab ja keinerlei spezielle Behandlung für einen Herzinfarkt, allenfalls bekamen die Patienten Strophanthin gespritzt, weil dies ein Herzmittel war. Die heilende Maßnahme gegen den „Herzriss“, wie wir den Patienten zu sagen hatten, war die absolute Bettruhe, die auch bei Wasserlassen und Stuhlgang einzuhalten war. Es gab ja Bettpfannen, die man dem Patienten unterschieben konnte. Ich denke, dass dies auch für die Patienten selbst sehr beeindruckend war, denn einmal, als ein Rechtsanwalt einen Herzinfarkt, einschließlich der sechswöchigen Bettruhe gut überstanden hatte und entlassen werden sollte, ging er, angezogen mit einem feinen Anzug, den sein Frau gebracht hatte, im Hause herum, um sich bei dem Stationspersonal und bei der Küche zu bedanken. Dann überkam ihn plötzlich ein Rühren: Er ging in sein Zimmer zurück, zog seinen Anzug aus, legte sich in sein noch nicht frisch gemachtes Bett und klingelte nach dem Krankenpfleger. Der schob ihm die Bettpfanne unter, der Anwalt setzte einen großen Haufen, wurde

abgewischt, zog sich wieder an und ging dann mit seiner Frau, die ihn abgeholt hatte nach Hause.

Es gab noch weitere Krankheiten, die mit bestimmten Regeln für Bettruhe etc. einhergingen, Lungenentzündungen beispielsweise. Immer wieder kam es vor, dass ein Patient oder eine Patientin, beim ersten Aufstehen nach langer Bettruhe, tot umfiel. Es waren die klassischen Lungenembolien nach Thrombosen (Gerinnelbildung in großen Blutgefäßen), die gerade durch die Bettruhe entstanden. Eine heute ganz selbstverständliche Prophylaxe (Vorbeugung) durch gerinnungshemmende Mittel oder auch nur durch Beinbewegung im Bett, kannte man nicht, obwohl es Medikamente, wie Heparin bereits gab. Um uns, das heißt die ganze Abteilung – wir waren inzwischen sechs „Nachgeordnete Ärzte“, nicht gerade viel für 175 Betten, bzw. die darin liegenden Patienten – weiterzubilden oder wenigstens auf dem Laufenden zu halten, gab es täglich eine Besprechung beim Chefarzt, die die Assistenten stehend zu absolvieren hatten. Es wurden die Röntgenbilder, die am Vormittag angefertigt wurden, demonstriert. Meistens wurde sowieso nur am Röntgengerät durchleuchtet und der Befund diktiert. Röntgenaufnahmen auf Filmen gab es nur bei Kontrastbreiuntersuchungen des Magens, des Darms, mit Einläufen, bei Gallen- oder Nierenaufnahmen. Am Thorax, den Brustorganen, durfte nur der Chef Aufnahmen anordnen. Einen eigenen Röntgenologen gab es an diesem Krankenhaus nicht.

Bei unseren mittäglichen Besprechungen kamen nach den Röntgenaufnahmen die EKG, die Elektrokardiogramme dran.

Der Chef hatte ein EKG-Lineal, maß aus und diktierte sofort den Befund, einschließlich der klinischen Diagnose, wie etwa schwerste ST-Streckensenkung als Zeichen einer schweren, koronaren Durchblutungsstörung. Herzinfarktgefahr hieß das für uns. Mich führte die eigene Unsicherheit damals dazu, mir ein Lehrbuch über EKG und ein Auswertelineal zuzulegen und zu benutzen. Als ich einige Zeit später selbständig röntgen musste, kaufte ich mir vier Bände eines amerikanischen Röntgenlehrbuchs mit Atlas, in einer deutschen Übersetzung. Durch Lesen und Nachschlagen wurde ich zwar nicht firm aber wenigstens etwas weniger unsicher. Dass ich Gutachten machen konnte, kam mir und dem Haus sehr gelegen. Eine große Fachabteilung, mit voller Ausbildungsermächtigung durch den Chefarzt, war geradezu verpflichtet, für Gerichte und Versicherungsträger Gutachten zu erstellen, die den medizinischen Laien, den Richtern und Verwaltungsbeamten eine Entscheidungshilfe sein sollten. Damals, bei meinen Gutachten, die ich auch wegen des Honorars dafür machte, habe ich gelernt, einem Auftrag entsprechend zu arbeiten, was selbst dem Chef nicht bekannt war. Ich muss noch sagen, dass der Chef nichts von den an mich auszahlenden Gebühren nahm, was nicht selbstverständlich war, denn der chirurgische Chefarzt am früheren Kreiskrankenhaus ließ etwa die Unfallgutachten von den Assistenten machen, behielt aber das dafür von den Versicherungen bezahlte Honorar ausschließlich für sich.

Der Chef und der ältere Assistent, der die Privatstation betreute, führten die Laparoskopie, die man als Leberspiegelung bezeichnete, an der Abteilung ein. Der Eingriff war, vom diagnostischen Gewinn abgesehen, vor allem deshalb

interessant, als er nach der Gebührenordnung, bei Privatpatienten sehr viel abwarf. Ich habe dann selbst einige hundert dieser Eingriffe oder Untersuchungen an der Abteilung ausgeführt. In einer medizinischen Zeitschrift, die heute nicht mehr existiert, hatte ich von der Bestimmung eines Enzyms der Bauchspeicheldrüse im Dünndarmsaft, den man mittels Sonde gewinnen konnte, gelesen und führte diese Untersuchung an der Abteilung ein. Dass dies ein medizinischer Flop, eine Fehlinterpretation war, erkannte ich nach kurzer Zeit. Ob der Chef tatsächlich davon ausging Entzündungen der Bauchspeicheldrüse damit feststellen zu können, wusste ich nicht. Jedenfalls sagte ich ihm, dass man diese Untersuchung nicht mehr machen sollte, schon um sich nicht zu blamieren. Als ich vier Jahre später von der Abteilung wegging, war diese Untersuchung immer noch sehr in Gebrauch und brachte, zusammen mit den von mir durchgeführten Leberspiegelungen, auch bei den Chefärzten umliegender kleinerer Krankenhäuser, meinem Chef den Ruf eines Spezialisten für Leber- und Bauchspeicheldrüsenkrankheiten ein.

Als ich erst zwei Jahre am Haus war, ging der älteste Assistent weg, um sich als Internist in der Stadt, in einer Praxis, niederzulassen. Ich war vom Alter und von der Zeit der Weiterbildung her, der jüngste Assistent. Mich machte der Chef, ganz offiziell zum Nachfolger für den bisherigen de facto Oberarzt. Ich hatte keinerlei Ambitionen auf diese Stelle, hielt mich dazu überhaupt nicht für geeignet und sagte dies dem Chef, der seine ganz unvorhergesehene Entscheidung bei einer der üblichen Mittagsbesprechungen verkündete. Er wisse was er tue und im Übrigen sei er ja ständig, die Hauptverantwortung

tragend, zu erreichen, war seine Antwort. Es war eine groteske Situation, in der ich mich befand: noch keine Facharztanerkennung, ältere Assistenten, von denen einer, erst kürzlich aus der DDR geflohen war und sich als Fachpharmakologe, an einem Universitätsinstitut ausgebildet bezeichnete, der sich für die Oberarztstelle als wesentlich geeigneter hielt, einer, der wesentlich älter, langjährig als Assistent in Deutschland, Österreich und Argentinien gearbeitet hatte, eine Assistentin, die aus USA kam, alles war eigentlich etwas viel für mich. Ich hätte mich nur entschlossen weigern können, die Stelle anzutreten, aber das wollte ich auch nicht. Ich bin sicher, dass es nicht an mir lag, aber die Abteilung hatte in der Stadt in den letzten Jahren offensichtlich an Ansehen gewonnen, hatte einen gewissen Ruf. Das brachte mehr Patienten, mehr Arbeit, kürzere Verweildauern und eben immer mehr neue Untersuchungsmethoden. Ich bekam ein eigenes Oberarztzimmer und neue Aufgaben, zu denen wieder die Betreuung der Privatstation des Chefs gehörte, musste keinen Nachtdienst mehr machen, hatte jedoch die gesamte Woche über und jedes zweite Wochenende den Hintergrunddienst mit Bereitschaft auch in der Nacht zu übernehmen. Das bedeutete, dass nachts öfters das Telefon klingelte, der diensthabende Arzt eine Auskunft brauchte oder ich ins Krankenhaus kommen musste. Ich konnte auch abends mit meiner Frau weggehen, aber nur dorthin, wo ich telefonisch erreichbar war, was ich stets in der Telefonzentrale des Hauses angeben musste. Ein Notrufsignal in der Tasche oder gar ein Handy, gab es nicht. Eine zusätzliche Vergütung für diese Rufbereitschaft und die sonntägliche Patientenversorgung, gab es nicht, da mein Gehalt wegen der jetzt offiziellen Oberarztposition um etwa 200 Mark

pro Monat aufgestockt wurde. Ich konnte relativ frei arbeiten, hatte auf der getrennten Männer- und Frauenstation einmal in der Woche Oberarztvisite zu machen, Neuzugänge anzusehen und mich um besonders schwere Krankheitsfälle zu kümmern.

Was ich zudem gerne machte, war die Betreuung der „Ausländerstation“. Dort waren Balten, Serben, Kroaten, also Jugoslawen, Russen und Russinnen mit chronischen Krankheiten, wie schwerem Rheuma, auch multipler Sklerose, ein Pole, den man als Fünfzehnjährigen, kurz nach dem Krieg, bei einem Einbruchsdiebstahl überraschte, anschoss und der seitdem vom Bauch an abwärts querschnittsgelähmt war, der alte und blinde, einzige Nachkomme des Russischen Malers Repin, der von diesem noch zwei Zeichnungen hatte, die ihm der Chef großzügig, für nichts abnahm, weil er ja sowieso nichts sehen konnte. Eine Nonne mit einem Stationsmädchen versorgte die 25 Patienten. Ich war eigentlich mehr der Tröster und Ansprechpartner für diese Menschen, die seit Jahren in Zwei- bis Achtbettzimmern, im gleichen Bett lagen und untereinander oft Streit hatten. Einen ehemaligen Major der königlich serbischen Armee, mit dem ich mich oft unterhielt, fand ich eines Morgens benommen vor. Er war ins Zuckerkoma gekommen, ohne dass ich überhaupt wusste, dass er zuckerkrank war. Laboruntersuchungen durften ja nur bei Auffälligkeiten gemacht werden. Ich bekam den Major, trotz meiner Schulweisheit, nicht mehr aus dem Koma.

Ein gesellschaftliches Leben in der Stadt, gab es für mich und die Familie nur bedingt. Einheimische Freunde oder Bekannte, hatten wir nicht. Meine christliche Überzeugung,

mein sogenannter Glaube, bekam in dieser Zeit die ersten Dellen. Da ich mich seit Kriegsende mit dem Schicksal der Juden etwas näher befasst hatte, trat ich der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit bei. Ich war bald mit im Vorstand, da die ganze Gesellschaft im Wesentlichen aus diesem bestand. Vertreter der katholischen Kirche oder der einheimischen katholischen Bevölkerung gab es nicht. Es gab auch keinen Juden in diesem Kreis, obwohl einige Juden wieder in der Stadt waren und kleine Geschäfte, die schon vor der Nazizeit bestanden hatten, betrieben. Die christlichen Mitglieder waren zwei protestantische Gymnasiallehrer mit ihren Familien.

Wir hatten einen Fernseher, einen Schwarzweiß-Apparat, der damals fast ein Monatsgehalt von mir kostete. Ins Kino ging man kaum, aber wenn es möglich war, ins Amerikahaus zu kleinen Konzerten oder ins Theater. In einer der ersten Vorstellungen in der Oper las ich im Programmheft den Namen des Baritons, sah ihn auf der Bühne und erkannte einen Mitschüler aus der Volksschule in Nürnberg. Ich sprach ihn nach der Vorstellung an, wir gingen ins Theaterkaffee und lernten andere Sänger und Musiker kennen. Der Kapellmeister und Korrepetitor kam aus München. Er wurde später Musikdirektor in Würzburg und erzählte oft vom Konzert mit Claudio Arrau am Klavier, das er dirigierte und wie er mit diesem ehrfurchtsvoll danach im Künstlerzimmer ins Gespräch kam, weil es vorher gar keine gemeinsame Probe gegeben hatte. Die Freunde sind alle schon gestorben. Ansonsten war das Leben inner- und außerhalb des Krankenhauses, in der Stadt, schwarz, katholisch, weihrauchgeschwängert. Irgendein Anschluss an die sich sehr elitär und abgehoben gebenden Kreise, kam nie

zustande. Mein Chef war eines Tages Ritter vom Heiligen Grab zu Jerusalem, was ihm einiges an Geld gekostet haben musste. Er durfte oder musste bei allen Prozessionen und kirchlichen Festen im Ornat mitmarschieren und war sonst, wo es etwas darzustellen gab, dabei. Die durchwegs gut katholischen, niedergelassenen Ärzte kamen gelegentlich ins Krankenhaus, um ihre Patienten zu besuchen. Alle Duzfreunde des Chefs. Ich kannte sie und sie mich. Aber dass einer auf meinen Gruß, der eigentlich dem durchwegs älteren Kollegen galt, auch nur die Mine verzogen, geschweige denn ihn erwidert hätte, war ausgeschlossen. Man war Luft für diese Leute, allenfalls bei ihrem Freund Arbeitssklave. Auch in der Stadt, die noch nicht Universitätsstadt war, war man bestenfalls der Franke.

Etwas anders verhielt es sich mit dem Klerus selbst. Der Caritasdirektor, ein Monsignore, wie er immer betonte, sein Stellvertreter und andere Geistliche gaben einem wenigstens die Hand bei der allgemeinen Weihnachtsfeier. Gelegentlich besuchte der Weihbischof das Krankenhaus, was die alten Nonnen beim Ringküssen fast zu Boden warf. Auch die anderen Ärzte und mein Chef mussten küssen. Der Weihbischof wusste um meine ketzerische Herkunft und begrüßte mich jedes Mal mit freundlichem Händeschütteln und wir gingen dann, er als älterer Mann leicht auf mich aufgestützt, in angeregtem Gespräch über völlig unheilige Themen, von allen Umstehenden misstrauisch beäugt, den sehr langen Flur auf und ab. Ich kann sagen, dass ich nie respektlos zu meinem Chef war oder mir irgendwelche Vertraulichkeiten herausgenommen hätte, nicht nur, weil ich immer dachte, auch wenn ich mehr und mehr Lücken in seinem Wissen entdeckte, dass er doch nie Chefarzt

mit voller Weiterbildungsermächtigung hätte werden können, wenn er nicht eine gewisse Qualifikation gehabt hätte. Ob ich „eine gute Kinderstube“ hatte, kann ich nicht beurteilen, aber ich hoffe, dass es ein gewisser natürlicher Anstand war, der mir einen ungekünstelten Umgangston mit Vorgesetzten, auch Nonnen, Geistlichen, Kollegen und vor allem Patienten gegenüber erlaubte. Selbst der Vorgesetzte des Weihbischofs, der Bischof, schickte seine vertraute Nonne, um sich beraten zu lassen. Persönlich hätte er zu meinem Chef kommen müssen, was ihm offenbar nicht gelegen kam. Nur mein Chef meinte, als er in den Urlaub ging, in sein großes Landhaus mit noch viel größerem Land darum herum, im Naturschutzgebiet, dass niemand in die Privatambulanz käme, wenn er nicht im Hause sei. Dass sich viele Patienten nach seiner Urlaubszeit erkundigten, um gerade dann zu kommen, wusste er nicht.

Einen besonderen Patienten hatte ich noch, den ich zuhause, etwas einsam in einem Zimmer liegend, auf Geheiß meines Chefs, oft aufsuchen musste, um ihm, wegen eines unheilbaren Leidens, Spritzen zu verabreichen. Als er verstorben war, hatte er mir, als der einzige Patient während meiner gesamten ärztlichen Tätigkeit bis heute, in seinem Testament einen kleinen Geldbetrag vermacht, den ich auch ausgezahlt bekam. Auch zwei Schallplatten, eine mit Kinderliedern, einer mit der Missa Papae Marcelli, von ihm signiert mit einer Widmung, hatte ich bekommen. Er war ja Geistlicher gewesen, Chef der Domspatzen. Sein Nachfolger, auch ein Geistlicher, Bruder eines Kardinals, des späteren Papstes, hatte als erste Maßnahme die beiden Neffen seines Vorgängers, der eine Wirtschaftsführer des Internats, der andere Deutsch- und

Musiklehrer an der Schule, entlassen, ja gefeuert. Der Musiklehrer, ein guter Katholik, hat sich dann kopfüber von der Donaubrücke auf die Kiesel am Brückenpfeiler gestürzt und war tot. Man durfte in der Stadt, schon gar nicht an unserem Krankenhaus, darüber reden. Ich hatte den alten Domkapellmeister und die beiden Neffen gekannt. Vielleicht war es gut, dass man den Nepotismus, den es ja in der katholischen Kirche nie gab, gleich unterband.

In der gesamten Zeit meiner Oberarztstätigkeit am Hause versuchte ich mich, so gut es ging, selbst weiterzubilden. Bei einem Vortragsabend sprach der berühmte Professor Knaus, der von „Knaus-Ogino“, über die fruchtbaren und unfruchtbaren Tage der Frau. Es war beeindruckend, vor allem wie der Professor auf einen Kollegen schimpfte, der offensichtlich vergessen hatte wer der Lehrer und wer der Schüler sei. In einem Vortrag, in einem Wirtshaussaal in der Stadt, hielt ein Professor aus Erlangen einen Vortrag über eine neue Methode der Thrombosebehandlung mit einem Medikament, das Streptase oder Streptokinase hieß. Es war beeindruckend und ich erlernte diese, auch sehr teure aber wirksame Behandlung, und mein Chef ließ mich an andere Krankenhäuser sozusagen aus, um dort in besonderen Fällen die heute selbstverständliche Therapie einzuleiten. Übrigens hatte der Professor aus Erlangen, der den Vortrag über die damals neue Behandlung hielt, kurz darauf eine Chefarztstelle an einem großen Krankenhaus in Karlsruhe angetreten. Der Agent einer Ärzteversicherung meinte daraufhin, dass es unverständlich sei wie man von Erlangen, damals noch eine Stadt mit unter 100 000 Einwohnern, in so ein kleines Kaff wie Karlsruhe gehe könne. Wir, unsere Stadt an der Donau,

sagte der Versicherungsagent, seinen ein Zentrum, was man am Reichtum der Ärzte sehe. Er habe ja auch die 24 Pelzmäntel der Frau meines Chefs versichert. Ein Pelzmantel dieser Art kostete zu dieser Zeit etwa das Vierfache meines Monatsgehältes, im Minimum. Der Chef meinte damals, man könne die Medizin an unserem Hause wohl als „Donauschule“ bezeichnen. Es gibt heute eine Universität dort, die sich aber nicht Donauschule nennt.

Mit den Assistenzärzten der Abteilung, den älteren und den jüngeren, war gut auszukommen, vielleicht wegen meines Pragmatismus. Dass man damit bei Patienten, auch dem Pflegepersonal, einschließlich der Nonnen, ein gewisses Ansehen besaß, was vom Chef eher scheel als anerkennend betrachtet wurde, erfuhr ich öfters deutlich. Als Hermann Höcherl von der CSU, der Innen- und Landwirtschaftsminister im Kabinett Adenauer von 1961 bis 1969 und zuvor von 1931 bis 32 und von 1935 bis 45 auch Mitglied der NSDAP, die ein gewisser Hitler anführte, den er, Höcherl, wahrscheinlich gar nicht kannte, obwohl er doch Alter Kämpfer war, zu einem Besuch des Krankenhauses kam, war große Aufregung. Dieser Minister, der sagte, dass „auch ein Innenminister nicht ständig mit dem Grundgesetz unter dem Arm herumlaufen könne“, wollte also unser Krankenhaus besuchen. Alle Chefärzte des Hauses hatten sich im Sprechzimmer meines Chefs versammelt und warteten bis er kommt, um ihn gebührend zu empfangen.

Der Wagen des Ministers fuhr durch das große, zurückrollende Tor in den Hof des Krankenhauses. Der Minister stieg aus und stand da, niemand empfing ihn. Ich war gerade

über den Krankenhaushof gegangen und sah die Situation, in der der Minister war, ging zu ihm hin und sagte, dass ich ihn gerne zu den wartenden Chefärzten führen wollte. Dem Minister war es Recht und er ging hinter mir her, zunächst durch einen etwas finsternen Flur, dann vor die Türe des Chefzimmers. Ich klopfte deutlich und laut, die Tür wurde von meinem Chef aufgerissen und er brüllte mich fast an: „Was wollen denn Sie schon wieder, Sie wissen doch, dass wir auf den Höcherl warten!“. Ich sagte: „Hinter mir steht er“ und trat zur Seite. Damit war mein Auftritt mit Chefärzten und diesem Bundesminister aber schon zu Ende.

Eine gewisse Achtung erfuhr ich, als ich mit vollem Namen in der Tageszeitung erwähnt wurde, was mir vielleicht ein gewisser Trost hätte sein können: Im großen historischen Rathaus, in dem schon Kaiser und Könige die Adelligen und die großbürgerlichen Stände empfangen, wurde ich – was einer der feierlichsten Momente meiner Karriere war und was dann eben in der Zeitung zu lesen war – vereidigt. Ich war dann vereidigter, amtlich bestellter Leichenschauer.

An der Krankenpflegeschule des Hauses, Schwesternschule genannt, musste ich für meinen Chef, der ärztlicher Leiter war, Unterricht halten. Es wurden Schwesternschülerinnen, zu denen auch junge Nonnen und Novizinnen gehörten, in zwei- und dreijährigen Kursen, theoretisch unterrichtet. Die meiste Zeit ihrer Ausbildung waren sie eben auf Station als Lehrlinge und Helferinnen der regulären Schwestern. Im Lehrplan war vorgeschrieben, dass auch allgemeine Einrichtungen in der Stadt, wie das Wasserwerk und der Städtische Schlachthof zu besichtigen seien. In letzteren

hatte ich einen Kurs zu führen. Wir sahen wie man einen jungen Bullen mit einem Schussapparat in weniger als einer Sekunde fällte, dann sofort an einem Haken hochzog und ihn auszuweiden begann. Dann ging es zum Schweineschlachten: Die meist jungen Schweine, ich schätze es waren einige Hundert, wurden von irgendwo her auf ein seitlich immer schmaler werdendes Band getrieben. Es waren entsetzliche Schreie, Schreie der größten Todesangst, die von den Schweinen, die schon rochen was ihnen bevorstand, kamen. Wir standen vor dem Band und sahen wie jedes Schwein einen Stromschlag erhielt, mit einem letzten Schrei umfiel, auf dem Band weiterrollte, nach zehn Metern bereits an einem Haken hing, aufgeschlitzt, ausgeweidet wurde und nach weiteren zehn Metern in zwei Hälften an Haken hing. Es roch nach Blut und nach Angstschweiß, Berge von Eingeweiden dampften und ununterbrochen gellten Schreie durch die große Halle. Ich hatte nach einer Minute mehr als genug gesehen, wobei ich a priori keinen Sinn im Schlachthofsbesuch sah und wollte die Schwesternschülerinnen von dem furchtbaren Spektakel wegholen. Die meisten, gewiss alle Nonnen unter ihnen, waren, selbst von mir an den Armen gezogen, nicht von einem Geländer, das vor dem Band angebracht war, wegzubringen. Sie klammerten sich an das Geländer, sahen mit triefendem Mund und stieren, gläsernen Augen auf die lebenden und toten Schweine. Vielleicht hatten sie ihren Orgasmus dabei? Ich denke schon.

An unserem Krankenhaus, dem zweitgrößten der Stadt – an spätere Universitätskliniken dachte niemand – gab es auch eine neurologische und psychiatrische Abteilung. Wir Ärzte der

anderen Abteilungen hatten damals mit dieser nichts zu tun. Irgendwelche Belegärzte versorgten die Patienten, bis eines Tages ein fest angestellter Arzt kam, den ich für den Assistenzarzt eines der Belegärzte hielt. Nachdem ich die Dienstpläne für den Nachtdienst, der alle Abteilungen zu versorgen hatte zusammenstellte, teilte ich auch den neuen Arzt der neurologischen Abteilung zum Dienst ein, weil es hieß, er sei immer am Haus, nicht auch noch in der Praxis der Belegärzte. Er versah auch den Dienst einige Male, ohne dass ich rückschauend sagen kann warum, denn er war als Chefarzt der offiziell neu eingerichteten Abteilung, die nun keine Belegabteilung mehr war, angestellt worden. Ich wusste das nicht und weder mein Chef noch die Krankenhausverwaltung hatten es für nötig gefunden irgendjemand davon in Kenntnis zu setzen. Was ginge das auch einen Pfeifenkopf an, selbst wenn er Dienstpläne machen musste. Der neue Neuropsychiater, selbstverständlich katholisch, kam direkt von einer Universitätsklinik, was sich für die übrigen Krankenhausabteilungen nicht nur vorteilhaft auswirken sollte. In den paar Nachtdiensten, die er machte, kam er zwar mit den Patienten zurecht, aber er verlangte, was als Zumutung aufgefasst wurde, die Krankenblätter der Patienten, Röntgenaufnahmen, Laborbefunde und die Fieberkurven. Dass jemand so pingelig war wie der Neue und dann, nach etwa zwei Wochen noch sagte, er mache keinen Dienst mehr, das war für alle unverständlich. Auch die Chefärzte aller anderen Abteilungen rümpften die Nase, wenn man auf den neuen Chef zu sprechen kam. Sie lachten allenfalls, wieso dieser so blöd sein konnte und Dienst mitgemacht hatte, noch dazu als Chef, wozu er weder verpflichtet war und dass er zudem die Nase in Dinge

steckte, die ihn nichts angingen. Auch hatte der Neue, der Neuropsychiater, kaum dass er hier war, alle Assistenten des Hauses, wozu er eigentlich nicht befugt war, zu einer Besprechung gebeten und gefragt, welche Fachzeitschrift sich jeder für seine Weiterbildung hielt. Niemand hatte eine eigene Fachzeitschrift – mein Chef hatte eine, zu der wir aber keinen Zugriff hatten – ich hatte auch keine, hatte mir aber einige Lehrbücher, wie schon in meinen vorhergehenden Stellen, gekauft und darin nachgelesen. Dass Lehrbücher bei ihrem Erscheinen den neuesten Wissensstand von vor fünf, bestenfalls von vor drei Jahren hatten, wusste ich nicht. Der gynäkologische Chefarzt des Hauses brüstete sich, seit seinem Examen vor mehr als 30 Jahren, kein medizinisches Buch mehr angerührt zu haben. Und dann dieser Neuropsychiater! Ein Urologe am Haus, ein Vetter meines Chefs, was immer betont wurde, plärrte herum, was man ja wusste: „Der Internist weiß alles und kann nichts, der Chirurg kann alles und weiß nichts, und der Neuropsychiater weiß nichts und kann nichts“. Gelächter. Ich muss sagen, dass ich damals beschämt war und zwei Fachzeitschriften abonnierte, von denen eine sehr teuer war, weil sie „ohne Inserate“ auskam. Der herumplärrende Urologe übrigens, war eines Tages einfach nicht mehr da, fort. Man hatte ihn, trotz Vetternschaft, gefeuert. Er hatte einer weltlichen Krankenschwester ein Kind gemacht und seine Frau ließ sich daraufhin von ihm scheiden. Das mit dem Kind wäre dabei gar nicht so schlimm und kein Grund zum Feuern gewesen, aber eine Scheidung, bei einem katholischen Mann, das war zu viel. Mit dem Neuropsychiater bekam ich immer mehr fachlichen, auch privaten Kontakt, wir konsultierten einander.

Wie es nach dem offiziellen Ende meiner Ausbildung zum Facharzt weitergehen sollte, darüber machte ich mir Gedanken. Man hatte mir vor einem halben Jahr eine Praxis mit garantiertem Monatseinkommen, nicht Umsatz wohlgemerkt, von 7000 Mark, angeboten. Der Inhaber der Praxis – der hatte als Kind Hitler auf den Knien gesessen – war beim Skilaufen tödlich verunglückt. Ich lehnte ab, wollte am Krankenhaus bleiben. Ob mein Chef irgendwelche Überlegungen meinerseits ahnte, weiß ich nicht, jedenfalls versicherte er mir, dass ich immer am Haus bleiben könnte und er meinte wörtlich: „Bauen Sie sich doch ein Haus und kaufen Sie sich einen neuen Mercedes, Sie glauben nicht, was das für ein gutes Auto ist.“ Er selbst hatte ja längst ein großes Haus und sich kürzlich einen neuen Mercedes gekauft. Nun gut, ich war eigentlich mit meinem gebrauchten Opelrekord, ganz zufrieden. Das einfachste Modell eines neuen Mercedes hätte immerhin 14 000 Mark gekostet, mein Monatseinkommen, einschließlich aller Gelder durch Gutachten, betrug weniger als 2000 Mark brutto. Das war bei den damaligen Lebenshaltungskosten nicht viel, wenn auch für mich genügend. Ich wollte in einigen Jahren vielleicht selbständig werden, Chefarzt sein, an einem kleinen Krankenhaus, wie das Kreiskrankenhaus, an dem ich früher war. Nicht des Einkommens oder des Ansehens wegen wollte ich Chefarzt werden, sondern, um nicht mehr unsinnigen Weisungen eines ärztlichen Vorgesetzten nachkommen zu müssen. Es war mir aber klar, dass ich in der Oberpfalz als Protestant ein Krankenhaus mit der gleichen Chance bekommen hätte wie die Erlaubnis an der Kaaba von Mekka einen Weinladen zu eröffnen. Die Nachfolge meines Chefs hätte ich niemals bekommen, wäre zudem dann 55 Jahre alt gewesen, wenn er

aufhören sollte. Das alles machte mir wenig Hoffnung, aber da sagte mein Chef, dass er mich an seinen Nebeneinnahmen aus der Privatliquidation beteiligen wollte. Ich bekam im Monat von ihm 100 Mark extra. Das war, als er von Hausbau und Mercedeskauf redete. Dass ich finanziell immer eher bescheiden war, weder große Forderungen noch Erwartungen hatte, mag an meiner Herkunft gelegen haben. Eine eigene, relativ große Mietswohnung, keinen Hunger zu haben, sonntags zur Entlastung meiner immer noch jungen Frau, in einem einfachen Gasthaus zum Essen zu gehen, normale Kleidung in einem Fachgeschäft kaufen zu können; das war genug. Als ich etwa vier Wochen, nach dem großzügigen Angebot des Chefs, 100 Mark monatlich, in die Buchhaltung des Hauses ging, vielleicht wegen meiner Sonderdotierung und ihrer Auszahlung, schob mir ein älterer Buchhalter wortlos, noch den Finger auf seine Lippen legend, ein großes Buch, die Buchhaltung der Nebeneinnahmen der Chefärzte, die über das Haus gehen mussten, hin. Ich las: monatliche! Nebeneinnahmen außer seinem Gehalt hatte mein Chef zwischen 22 000 und 25 000 Mark, der Gynäkologe um 40 000 Mark, vom Chirurgen weiß ich es nicht mehr. Ich fühlte mich daraufhin mit meinen 100 Mark beleidigt, sagte nichts, habe nicht geweint, auch wenn es mir danach zumute war. Aber warum hat ein katholischer Chefarzt mit mäßigen medizinischen Kenntnissen, Ritter vom Heiligen Grab zu Jerusalem, jedes Maß an Anständigkeit verloren? Gewiss, er wäre nichteinmal verpflichtet gewesen mir die 100 Mark zu geben, aber dann wäre ich wenigstens nicht beleidigt worden. Mir zu sagen, ich solle ein Haus bauen, wovon? Einen Mercedes kaufen, wovon? Ich weiß nichteinmal ob dem Chef sein Handeln und seine Ansichten bewusst waren, denn er hatte jede Bodenhaftung

verloren, denn wenn er alles überlegt hätte, wäre er mit seinen 100 Mark wie das Tier des Professors Galletti gewesen, aber, ich denke, er war dafür zu dumm, er war allenfalls ein dummes Tier.

Ich musste weiterarbeiten, denn ich brauchte die Facharztanerkennung noch und der Chef musste mir ja dafür, ein Zeugnis ausstellen. Ich beriet mich mit dem Neurologen, unter Darlegung aller Fakten. Durchhalten bis zur Facharztanerkennung und einstweilen sondieren, meinte er. Es war klar, dass ich in der Gegend nie eine Chefarztstelle bekommen würde. Ich hätte mindestens habilitiert sein müssen, um vielleicht an einer nicht konfessionellen Einrichtung Chefarzt zu werden. Ich dachte an eine beamtete, also unkündbare Oberarztstelle, wie es sie beispielsweise in Nürnberg gab. Aber der Gedanke, auf ein Abstellgleis geschoben zu werden, wenn das Gesicht nicht mehr gefällt, falls man eine solche Stelle überhaupt bekommt, war nicht verlockend. Dann erhielt ich die Anerkennung als Facharzt für Innere Medizin und mein Chef stockte seine Beteiligung auf 200 Mark im Monat auf. Mit dem Neurologen beriet ich, ob und wie ich eine neue Karriere an einer Universität, als Assistenzarzt natürlich, anfangen könnte. Eine eventuelle Habilitation würde doch Jahre in Anspruch nehmen und deshalb müsse man, weil ohne Chef ginge nichts, einen jüngeren Ordinarius aussuchen, der nicht nur selbst eine längere Berufskarriere noch vor sich hätte, sondern auch bereit wäre, wenn es die Voraussetzungen meinerseits auch zuließen, mich zu habilitieren. Der Neurologe kannte aus seiner Universitätszeit einen noch etwas jüngeren Professor, der dort Oberarzt war und der jetzt selbst ein Ordinariat an einer anderen Universität erhalten hatte. Diesen

sollte ich ansprechen, wenn er bald auf einem der medizinischen Kongresse, die alljährlich in der Stadt stattfanden, einen Vortrag halten werde.

Da ich jährlich auf den Kongressen war, kannte ich den Programmablauf und ging, keineswegs selbstbewusst, eher ängstlich auf den als Autorität imponierenden Professor in einer Vortragspause zu und sprach ihn wegen einer Assistenzarztstelle an seiner Klinik an. Meine derzeitige Stellung, meine Werdegang, konnte ich in einem Satz vorbringen und erhielt dann den Rat, mich bei ihm schriftlich um eine Stelle zu bewerben. Das tat ich, legte Lebenslauf und Zeugnisse meiner Bewerbung bei und bekam zwei Wochen, nachdem ich die Bewerbung abgeschickt hatte, den Bescheid: „Ihre Anamnese gefällt mir. Stellen Sie sich am – das Datum weiß ich nicht mehr – zu einem Gespräch in meiner Klink vor.“

Dann erst besprach ich meine Absichten mit meiner Frau. Ihre Antwort war unerwartet und fürchterlich. Die Frau und die zehnjährige Tochter erklärten heulend, schluchzend, nie von dieser Stadt weggehen zu wollen. Frau und Tochter waren mit dem was sie hatten, an Freunden, an dem was man Lebensqualität nennt, zufrieden. Gewiss war es meine Schuld, dass sie sich vernachlässigt fühlen konnten, denn für mich kam – nicht aus irgendwelchen ethischen Überlegungen, sondern als Selbstverständlichkeit – zuerst der Beruf, der ja erst ein einigermaßen normales Leben mit Familie, Wohnung, Essen und Trinken möglich machte. Eine Karriere an sich, war für mich zweitrangig, denn sie sollte nur dazu dienen, irgendwo später – in dieser Stadt war es einfach nicht möglich- die Stelle zu finden

und zu bekommen, in der ich einigermaßen zufrieden arbeiten könnte.

Ich bekam die Zusage für die Stelle und trat sie an einem 1. April an. Mein bisheriger Chef, der Ritter vom Heiligen Grab, war über meinen Weggang nicht traurig. Er habe so etwas schon erwartet, meinte er, als ich ihm meinen Entschluss zu gehen, mitteilte. Zu einem Neuropsychiater, dem Leiter der Landesnervenheilanstalt, mit dem ich ein wohl Aufsehen erregendes Gutachten in einer Strafsache vor dem Landgericht in München erstellte, der ihm sagte, dass man einen Mann wie mich doch nicht hätte gehen lassen, sondern unbedingt hätte halten sollen, meinte er, dass ich ja gar nicht besonders fleißig, eher faul gewesen wäre. Meine Arbeit als bisheriger alleiniger Oberarzt der Abteilung erledigten dann zwei neue Oberärzte. Vielleicht kann man verstehen, dass ich nicht ungern, wenn auch voll Unsicherheit, aus der Stelle weggegangen war.

An der Universität

Der erste Tag meiner Arbeit in der neuen Stelle war so furchtbar, dass ich am liebsten sofort wieder gegangen wäre. Mit meinen 35 Jahren war ich jetzt einer der ältesten Assistenten, nur einige die vor der Habilitation standen oder auf dem Sprung zur Niederlassung waren, waren etwas älter als ich. Die Klinik, die nicht ganz so viele Betten hatte wie die Krankenhausabteilung von der ich kam, war mit sechs habilitierten Oberärzten, also Professoren und Privatdozenten (so viel wie es an der alten Abteilung nach dem Chef an Personal gab) und mit 35 Assistenten oder Medizinalassistenten besetzt. Am selben Tag begann noch ein etwa Gleichaltriger seinen Dienst, der im Gegensatz zu mir, größte Beachtung fand: er kam aus Amerika. Wir beide kamen auf eine Station mit zwei getrennten Bettenbereichen. Es gab ein Stationszimmer, in der eine sehr resolute Stationsschwester, keine Nonne, den Ton angab und zwei Arztzimmer zum Untersuchen und Diktieren von Briefen und Befunden. Der bisherige Stationsarzt, dessen 17-Bettenbereich ich in einigen Tagen ganz übernehmen sollte, nahm mich nach dem obligatorischen Morgenrapport mit auf die mir zugewiesene Station, stellte mich der Stationsschwester vor, die vorher von dem Revirement nichts erfahren hatte, und verschwand, morgens um neun Uhr in sein Labor, wo er, wie ich dann hörte, an seiner Habilitation arbeitet. Er kam um 19 Uhr erstmals wieder aus dem Labor, hatte nach keinem Patienten gesehen und ordnete bei einem dann nach zwei Stunden Sterbenden rasch einige Bluttransfusionen an. Ich war entsetzt und hätte am liebsten zu schreien begonnen, aber warum und worüber? Der Kollege erklärte, dass an der Universität erst die

Wissenschaft käme, bei ihm, da er bereits Alter Herr in einer katholischen Studentenverbindung sei, CVer, auch die Verpflichtung, das Leben um jeden Preis zu erhalten.

Zwei Wochen nach meinem Dienstantritt war Konrad Adenauer verstorben, 91 jähig. Auch er war, wie mein ehemaliger Chef, Ritter vom Heiligen Grab zu Jerusalem. Seinen Nachfolger im Amt des Bundeskanzlers, Ludwig Erhard, den er nie leiden konnte, hatte er bereits weggekegelt, Kurt Georg Kiesinger, NSDAP-Parteigenosse von 1933 bis 1945, - er war Anwalt in Berlin und trat 1940 seinen Dienst im Reichsaußenministerium unter von Ribbentrop mit Verbindung zu Goebbels an - war jetzt CDU-Bundeskanzler. In Rheinland-Pfalz hatte vor einem Jahr ein gewisser Helmut Kohl von der CDU das Amt des Ministerpräsidenten übernommen, der bisherige Generalsekretär der Landes - CDU, Heiner Geißler, wurde Sozialminister. Er war mir, in der Zeit als Generalsekretär als der unflätigste Beschimpfer der Sozialdemokraten aufgefallen. Kohl hat ihn dann später wie eine heiße Kartoffel fallen lassen, obwohl Geißler ihm 1982, auch unter miesen Unterstellungen im Bundestag, gegen Helmut Schmidt zur Kanzlerschaft ohne Wählervotum verholfen hatte. Geißler, der später den politischen Saubermann gab, als Vermittler in Konflikten wie um den Milliardenbahnhof von Stuttgart agierte, hat auch kein Hehl aus den krummen Touren, die notwendig für die Ziele der CDU gewesen seien, gemacht. An den Universitätskliniken spielte, im Gegensatz zu meiner früheren Stelle, die Religion keine auffällige Rolle, wenn auch in einzelnen Kliniken neben weltlichen, noch Nonnen als Pflegekräfte waren. Der Rektor der Universität war

evangelischer Theologieprofessor. Und oberster Dienstherr der Universität war der Ministerpräsident des Landes, ein CDU-Mann, eben jener Helmut Kohl, der später alle meine Ernennungsurkunden, zum Privatdozenten, zum Professor und zum Beamten auf Lebenszeit an der Universität zu unterschreiben hatte, wie es satzungsgemäß zu seinen Aufgaben gehörte. Die Klinik- und Institutsleiter pflegten ihre Kontakte zum Kultusministerium, dem nach Bernhard Vogel, auch eine gewisse Renate Laurin, zum Katholizismus konvertierte ehemalige Protestantin, die später Ministerin (Senatorin) in Berlin und Vorsitzende der katholischen Frauenverbände war, vorstand. Es gab eine Evangelische und eine Katholische Fakultät – auch diese stellte einmal den Rektor – je einen Studentenpfarrer der großen Konfessionen und zudem Klinikgeistliche an der Universität. Wie heute immer noch, fühlte man sich in die christlich-abendländische Kultur eingebunden, diskutierte in akademischen Veranstaltungen, stets mit Vertretern der Kirchen bestückt, die ewigen Werte, die vorbestimmten Schicksale der Menschen und hielt – durch dogmatische und liturgische Beziehungen mit Heiligem Öl versorgt – die Erde, die eine Scheibe zu sein schien, am geschmierten Rotieren.

An der Klink fiel ich zunächst durch meine Naivität auf. Ich erzählte leider, dass ich mit dem Chef abgesprochen hatte, mich habilitieren zu können, wenn alles gut geht, was enorme Heiterkeit auslöste. Der und Habilitation, hieß es; lachhaft. Wenn ich positiv beim Chef auffiel, dann durch handwerkliche Fähigkeiten, wie eine bestimmte Sonde zu legen, einen Darmvorfall zu reponieren, auch einen Patienten mit einer

Magenblutung mit Hilfe von zwölf Bluttransfusionen und zwanzig Plasma- und Elektrolytinfusionen über die Nacht zu bringen, weil der Chirurg, der sich einige Wochen später mit dem Thema „Magenblutungen“ habilitierte, die Nacht hindurch nur diskutierte. Erst sein vorgesetzter Oberarzt, Professor M. nahm dann morgens um sieben Uhr die lebensrettende Operation vor. Wissenschaftlich arbeiten, was ich doch wollte, war mir nicht möglich. An der Universität zählte aber der wissenschaftliche Erfolg weit mehr als praktische Erfahrung. Das heißt keineswegs, dass die Leute dort nichts konnten. Auf dem Gebiet, auf dem sie arbeiteten, waren sie nicht zu schlagen. Auch das fachliche Wissen auf den anderen Gebieten der inneren Medizin war, schon durch die laufende klinikinterne Weiterbildung, immens. Ich konnte da nicht mithalten. Deshalb setzte ich mich als Assistent wieder in die Vorlesung des Chefs, versuchte spezielle Literatur zu lesen, wobei ich nicht wusste, wo ich anfangen sollte. Auch begriff ich die Gepflogenheiten an der Universität, wo letztlich jeder gegen jeden kämpfen musste, um nur etwas voran zu kommen, überhaupt nicht. Dieses Kämpfen gegeneinander war gewollt, von den Klinikchefs, den Professoren, geradezu gefordert.

Der Kollege, der mit mir seine Stelle antrat, war durch seinen Aufenthalt in Amerika, durch einige Papers, die er mitbrachte und vor allem durch ein sehr bewundertes Showtalent, bald der Star der Klinik. Von ihm hätte der spätere CSU-Politiker zu Guttenberg lernen können. In meinem Bewerbungsschreiben beim neuen Chef hatte ich mich ja als Internist mit breit gefächerter Ausbildung bezeichnet, nur ein Gebiet hatte ich nicht genannt, das war Lunge und

Lungenfunktion. Aus meiner Gutachtertätigkeit waren mir in Bezug auf die Lungenfunktion auswärts erhobene Befunde von Wattzahlen, die Probanden auf dem Fahrradergometer erreichten, zwar bekannt, doch konnte ich nicht viel damit anfangen und hatte so eine Aversion gegen alles was mit Lunge zusammenhing. Manchmal ging es zu wie in meiner vorherigen Stelle, wo man manches einfach machen musste und es dann „Kraft Amtes“ auch tat. So verabschiedete sich eine junge Medizinalassistentin von meiner internistischen Station, da sie tags darauf eine Stelle an der Klinik für Psychiatrie antreten sollte. Sie wolle in diesem Fach, der Psychiatrie, eine Ausbildung beginnen. Am nächsten Morgen kam sie wieder, unsere gestrige Medizinalassistentin, aber als Konsiliarärztin aus der psychiatrischen Klinik, die ich um eine Beratung in einem schwierigen Fall gebeten hatte. Der schwierige Fall war gestern noch ihr eigener Patient gewesen.

Einen jungen Patienten mit einem Erguss im Herzbeutel musste ich punktieren. Der Mann aus Amerika, erfuhr davon, weil wir ein gemeinsames Stationszimmer hatten und bat mich, ihm den Patienten für eine kurzzeitige spezielle Untersuchung zu überlassen. Mir war es, nachdem ich den Patienten um sein Einverständnis gefragt hatte, ebenso wie diesem selbst, Recht. Nach zwei Stunden war der Patient von der kurzzeitigen Untersuchung nicht zurück und ich ging nachsehen. Da saß er schweißüberströmt auf einem Fahrradergometer und der Amerikaner und ein weiterer Kollege versuchten mit Hilfe eines Herzkatheters Drücke in der rechten Herzkammer zu messen. Auf meine misstrauische Präsenz hin, brach man nach zweieinhalb Stunden die Untersuchung ab. Ich führte dann die

entlastende Herzbeutelpunktion durch. Nach fünf Tagen verstarb der Patient plötzlich am sehr frühen Morgen, unter etwas dramatischen Umständen. Der Diensthabende, ein erfahrener Kollege, konnte nur noch den Tod des Patienten feststellen. Es war ein schockierendes Ereignis an der Klinik. Der Patient wurde obduziert. Als Todesursache wurde eine schwere, plötzliche Blutung in den Herzbeutel festgestellt. Der sicher sehr interessante Krankheitsfall wurde bei der wöchentlichen klinisch-pathologischen Konferenz vorgestellt. Den klinischen Verlauf hatte ich vorzutragen. Dabei wurde wörtlich von meinem Chef gefragt, ob der Patient an den Folgen der von mir vor fünf Tagen durchgeführten Punktion, etwa durch Verletzung eines Blutgefäßes, verstorben war. Der Chef, das muss gesagt werden, wollte mir nicht einen Fehler nachweisen, sondern mich eher entlasten. Der Patient, dessen Erkrankung vom Pathologen als Periarteriitis nodosa bezeichnet wurde, war an einer erneuten Ruptur (Riss) eines Blutgefäßes des Herzbeutels verstorben. Als ich aber während der Fallvorstellung, bei der Erklärung der klinischen Symptome sagte, dass auch der Kollege, der „Amerikaner“, der selbstverständlich im Saal war, versuchte die Drücke im Herzen zu messen, sprang dieser auf und rief laut: „Ich habe diesen Patienten nie gesehen!“

Ein Patient, mit häufigen Nierenkoliken wurde von einem auswärtigen Urologen zur ursächlichen Klärung eingewiesen. Er kam auf die Stationsseite des Neuen. Dieser lobte den „pfiffigen“ Urologen, der daran gedacht hatte, dass Nierensteine auch durch eine Fehlfunktion der Nebenschilddrüse entstehen können. Die Nebenschilddrüse besteht aus vier etwa linsengroßen Geweben, den Epithelkörperchen, die auf der

großen Schilddrüse am Hals liegen. Eine Geschwulst der Nebenschilddrüse kann also, weil sie den Kalziumstoffwechsel regelt, die Ursache für die Steinbildung in der Niere sein. Der Kollege hatte auch bald den mehr als bohnenkerngroßen Tumor, die Geschwulst an der Nebenschilddrüse getastet. Der Patient sollte operiert, der Tumor entfernt werden. Vor der Operation defilierten alle Ärzte der Klinik an dem Patienten vorbei und jeder durfte den Tumor tasten. Alle etwa 35 Ärzte tasteten den Tumor einwandfrei, nur ich als wirklich einziger sagte, dass ich weder einen Tumor tasten könne, noch dass überhaupt einer vorhanden sei. Der Patient wurde operiert und es fand sich, trotz heftigsten Suchens, kein Tumor. Als nicht lange später die Rede auf mich kam, war doch ich der, der zu blöd war den Tumor zu tasten, den der Amerikakollege gefunden hatte. Ich war der Blödmann, in jeder Beziehung, denn ich hätte doch auch den Tumor tasten können und niemand hätte mir irgendetwas später vorgeworfen.

Gewiss, der Kollege aus Amerika hatte mir auch geholfen, den englischen Text für das Abstract einer Arbeit zu schreiben. Er hielt bald Vorträge vor den versammelten Assistenten, wurde habilitiert, bekam bald an einer anderen Universität einen Lehrstuhl, die Ehrendoktorwürde und Auszeichnungen unter denen das Bundesverdienstkreuz die geringste war. Präsidenschaften und internationales Ansehen waren selbstverständlich. Er wurde vor allem für seine Verdienste um Ethikkommissionen, denen er vorsah und die er gründete, geehrt. Er war immer sehr fleißig, denn wenn er mit dem Auto zur Klinik fuhr und bei Rot an einer Ampel zu halten hatte, griff er auf die neben ihm liegende Fachzeitschrift und las einige

Zeilen in einem Artikel weiter. Ich war und bin ihm bis heute nicht neidisch, seiner Karriere wegen und weiß auch, dass ich eine solche, selbst mit allem Bemühen, nie erreicht hätte. Dazu hätte ich früher anfangen müssen, mich durchzusetzen. Dass ich beim Chef auch gelegentlich von ihm „in die Pfanne gehauen wurde“, gehörte wohl zum üblichen Konkurrenzkampf. Die Stationsschwester, die bei einem Gespräch zwischen Chef und dem Kollegen dabei war, hat mir dieses erzählt, da sie wohl, wie die meisten nichtärztlichen Kräfte, von der Art des Neuen wenig erbaut waren.

Es gab an der Klinik wie an allen universitären Einrichtungen, einen gewissen Verhaltenskodex, Konkurrenzkampf, die Bildung von Seilschaften, die von der Herkunft, ob der Vater Akademiker, Rotarier, auch alter Nazi, Adelige, hoher Politiker oder sonst etwas Bedeutendes war abhing und zudem noch eine ganz banale Hackordnung. Von letzterer profitierte ich. Da war etwa drei Monate nach meinem Dienstantritt ein neuer Kollege, ein jüngerer Arzt von einer anderen Universität angekündigt worden. Er sollte in zwei Wochen an der Klinik im Lungenfunktionslabor anfangen, um vielleicht einmal später, weil er bereits eine Vorbildung in Lungenpathologie hatte, diesen Zweig, Lunge und deren Krankheiten, weiter zu bearbeiten. Ein älterer Kollege, der als Assistent vom Vorgänger des Chefs, noch als Stationsarzt im abgesonderten Bau der Tuberkulosestation saß, in dem auch das Lungenfunktionslabor im Keller untergebracht war und der dieses mitbetreute, kam zu mir – wir kannten uns nur von den täglichen morgendlichen Besprechungen – und klagte, dass er jetzt plötzlich einen Jungen „aufs Auge gedrückt bekomme und

es wäre doch besser, ich als alter erfahrener Kliniker würde da mitmachen“ und ob ich das nicht wollte. Ich überlegte nicht lange und sagte ja, weil selbst die von mir so gefürchtete Lungenfunktion besser war als gar kein Anschluss an eine irgendwie geartete wissenschaftliche Gruppe. So trabte ich dann, nach Versorgung meiner Patienten auf Station, jeden Morgen wie die anderen in ihr Labor, zur sogenannten Lungenfunktion. Dort gab es mir unbekannte Geräte aber auch ganz neue, mit denen der ältere Kollege so wenig umgehen konnte wie ich. Wir lernten by doing Grundbegriffe der Lungenfunktionsdiagnostik, wie dann auch der „aufs Auge gedrückte Neue“, der völlig normal und kollegial war und mit dem es sich gut arbeiten ließ. Langsam faszinierte mich dieses bisher verschmähte Gebiet. Wir begannen zu experimentieren, zu messen, wissenschaftliche Arbeiten zu schreiben und auf kleineren Kongressen vorzutragen. Nach einem Jahr hatte ich bereits drei oder vier Arbeiten beisammen. Das war zwar nichts im Vergleich zu meinem Amerikakollegen, der schon wegen seines mehrjährigen Aufenthalts in USA perfekt Englisch oder Amerikanisch sprach und deshalb in englischen und deutschen Zeitschriften publizieren konnte. Übrigens war das Veröffentlichen nur mit Erlaubnis des Chefs möglich, auch konnte man nicht sagen, ich publiziere in dieser oder jener Zeitschrift oder ich schreibe jetzt ein Buch. Alles war nicht nur reglementiert sondern obendrein von Beziehungen, Connections, Wohlwollen und notfalls Geld abhängig. Nach gut einem halben Jahr bat ich meinen Chef um eine Unterredung, wegen der Frage, ob er mich für geeignet hielt, wenn ich weiter an der Klinik bliebe, habilitiert zu werden. Dies war eigentlich nur durch meine naive, unakademische Unbefangenheit, fast Dummheit möglich, aber der Chef hörte

mich an. Ich fragte, warum von diesem oder jenem Kollegen, den ich für durchaus fähig hielt bereits feststand, dass er nicht habilitiert würde. Wieso einer nicht habilitiert wird, der an unserer Poliklinik eine Trichinoseepidemie entdeckt hatte und dann nichteinmal auf die Veröffentlichung kam, die fünf andere Kollegen über diese Epidemie schrieben? Damit habe ich mich in diesem Gespräch nicht beliebt gemacht, denn der Chef erklärte mir, dass dies eben so sei und ich sollte mich darüber nicht aufregen. Zu seiner Zeit, als er in Leipzig an der Universität war, sagte er, wären die, die sich habilitieren wollten zur Gestapo gegangen und hätten ihre Mitkonkurrenten denunziert. Dagegen sei das jetzige Verhalten an der Universität sehr human. Trotz allem meinte er, dass er mir eine Habilitation nicht garantieren könne, mir aber auch nichts in den Weg legen wolle. In jedem Fall müsse ich wie jeder an der Klinik, eine theoretische Ausbildung machen. Besser wäre noch ein Jahr in Amerika, was ich ausschloss, weil ich es mir nicht leisten konnte. Die sogenannte Theorie hieß, an einem Institut für Biochemie, für Physiologie, Anatomie, Pathologie, auch Bakteriologie, Kenntnisse zu erwerben, die man dann in die klinische, wissenschaftliche Tätigkeit, sprich Karriere, einbringen konnte. Der Chef schlug vor, dass ich ein Jahr in die Physiologie gehen soll, weil ich ja schon im Lungenfunktionslabor mitgearbeitet hatte und er wolle sich beim dortigen Direktor, der in der Lungenforschung Weltgeltung hatte, für eine Assistentenstelle für mich verwenden. Schon nach wenigen Tage – der Chef hielt stets Wort – sagte er mir, dass ich am 1. April, das war genau ein Jahr nach meinem Antritt an der Klinik, am Institut für Physiologie anfangen könne, allerdings nur, wenn ich zwei Jahre dort bliebe, weil dies wiederum der

Physiologie zur Bedingung gemacht hatte. Ich war einverstanden und trat am 1. April meine sechste Arbeitsstelle im Beruf an.

Was macht man an einem solchen Institut in der theoretischen Medizin? Ich hörte nur von anderen Assistenten, dass man es nie mehr so schön habe wie in der Theorie. Alle an der Klinik, von der ich jetzt weg ging, waren schon in der Theorie, an ganz unterschiedlichen Instituten, je nach speziellem Gebiet, das sie innerhalb der inneren Medizin beackern wollten. Nicht nur weil man dort das wissenschaftliche Arbeiten erlernen könnte, was allenfalls nur teilweise zutrifft, sondern aus einem besonderen Grund sollte ich dorthin: Ein junger Kollege, jünger als ich, war kürzlich im Fach Physiologie habilitiert worden, das heißt, er bekam die *venia legendi*, durfte und sollte Vorlesungen in diesem Fach für die Studenten halten, war jetzt Privatdozent und wurde bald darauf zum Professor ernannt.

Dieser jüngere, gerade habilitierte Kollege, hatte eine Arbeit geschrieben, seine Habilitationsschrift eben, für die er sogar einen nicht unbedeutenden Preis bekam und was den älteren Kollegen aus der Lungenfunktion geradezu ins Schwärmen brachte, weil der letzte Satz dieser Arbeit lautete: „Damit ist die Funktion der Lunge endgültig beschrieben.“ Ein Satz wie in Stein gemeißelt, auch wenn niemand so etwas tut, den Satz in Stein zu meißeln. Die Arbeit basierte auf sehr vielen theoretischen Überlegungen, die durch die Praxis des Experiments in ihrer Gültigkeit abgesichert wurden. Es war aber im Wesentlichen eine theoretische Arbeit, die Experimente wurden mit Geräten, die ich nie gesehen hatte, unter anderem einem Massenspektrometer ausgeführt. Der Erkenntnisgewinn

war, für einen Physiologen sicher groß, für den normalen Arzt, selbst für einen Spezialisten, einfach übersetzungsbedürftig. Meine Aufgabe sollte daher sein, diese Methode in einen für die Klinik, am Kranken anwendbaren, praktikablen Zustand zu bringen.

Das stellte ich mir, als ich die ersten Tage am Institut war, zwar als schwierig aber nicht unmöglich vor, denn man konnte sich wie ich meinte, am Institut stets Hilfe holen. Außer dem Shootingstar, dem jüngeren Kollegen, waren ein älterer habilitierter Physiologe, ein Elektronikingenieur, ein Elektroingenieur, ein Physiker, ein Chemiker, alle mit Dokortiteln versehen, und noch fünf fertige Mediziner am Institut, somit ein unschlagbares wissenschaftliches Team. Der Elektroingenieur versuchte vergebens das Bügeleisen seiner Frau zu reparieren und befasste sich mit der Blutgerinnung, der Elektronikingenieur bastelte an einem Analogrechner, der nie lief (man muss bedenken, dass es zu dieser Zeit keine Computer, als praktikable Personal Computer gab, der Rechner im 50 Meter entfernten Mathematischen Institut hatte die Größe von zwei Wohnzimmern und wurde rund um die Uhr von mehreren Operatoren bedient), der Physiker versuchte besondere Techniken der Venenpunktion zu entwickeln, der Chemiker untersuchte die Funktion von Blutsalzen und war mathematisch sehr gebildet. So musste eigentlich nur noch das Massenspektrometer angeworfen werden und es konnte losgehen.

Leider war das Massenspektrometer nach Aussagen des Physikers, des Elektro- und des Elektronikingenieurs irreparabel

defekt. Der Chef würde zwar schon länger versuchen ein neues anzuschaffen, bekomme aber dafür bis jetzt nicht die Mittel von etwa 150 000 Mark. Dies beunruhigte mich zunächst nicht, denn ich hatte sehr viel zu lernen, zumal ich wie jeder Assistent in die Studentenunterrichtung in Kursen eingebunden war. 300 Medizinstudenten, die auf sechs Säle verteilt jeweils zu einem Thema praktische Übungen zu erledigen hatten, mussten betreut werden. Mich störte dabei aber ein Experiment sehr, auch wenn es im Ausbildungsplan vorgesehen war: Ein Meerschweinchen wurde betäubt, auf den Rücken gelegt und dann wurde ihm der Brustkorb aufgeschnitten. Das Herz wurde freigelegt und man sah es schlagen. Und nun musste jeder Student vorsichtig den Finger auf das Herz legen und fühlen wie es schlägt. Am Ende dieser Untersuchung erhielt das Meerschweinchen eine tödliche Dosis des Betäubungsmittels, wurde in einen Eimer geworfen und vom Faktotum, einem Gehilfen für alles, entsorgt. Ich habe mich später als ich Klinikchef war, mit einem Mitglied der Ethikkommission der Universität, unterhalten und habe diesen Meerschweinchenversuch, den man damit begründete, dass jemand, der kein schlagendes Herz mit dem Finger gespürt habe, kein guter Arzt werden könne, als völlig überflüssig bezeichnet, den man aus dem sinnlosen Ausbildungsprogramm streichen sollte. Der Herr der Ethikkommission fuhr mich fast an, dass er aber hier ganz anderer Meinung als ich sei und der Versuch stelle einen Grundpfeiler der Ausbildung dar. Nun, ich denke hier wahrscheinlich unethisch.

Während der Kurse am Physiologischen Institut,- es war Frühsommer 1968 - demonstrierten die Studenten gerade für die Freiheit Kampuchéas, wer Kambodscha sagte, outete sich als

reaktionärer Idiot. Es gab Sitzblockaden vor den Zugängen zur Universität, die der Inhaber des Lehrstuhls für Biochemie dadurch zu beenden suchte, dass er stinkende Buttersäure über die Studenten goss. In den Kursen am Institut gab es tumultartige Szenen, man wollte darüber diskutieren was relevant für das Studium sei, über die Didaktik und noch so einiges. Den Kursleitern, besonders den Naturwissenschaftlern, drohte man Prügel an. Zu mir kamen die Studenten und sagten, dass sie am nächsten Tag wegen einer Demo, an der sie teilnehmen wollen, nicht kommen können, ich sie aber in die Anwesenheitsliste eintragen sollte. Ich erklärte ihnen, dass ich das nicht tun werde. Es sei gut wenn sie demonstrieren oder streiken wollten, aber da müssten sie auch eigenen Schaden einrechnen. Im Hungerstreik kann man sich nicht satt essen. Um das Establishment wegzufegen, wie man gern möchte, genüge nicht für Kampuchea zu brüllen, dazu müsse man schon den Leuten die Dächer über dem Kopf abbrennen und das wäre kein Streik, sondern eine Revolution, die durchaus einen Sinn haben kann. Es hat am andern Tag niemand gefehlt und es kam zu keinerlei Tumult.

Nun muss man bedenken, dass es an der Universität zumindest, zwei Gruppen von Menschen gab, die verschiedene Interessen hatten: die Studenten und das sogenannte Establishment. Die Studenten und damit die Universitäten sind ja häufig der Ausgangspunkt politischer Umwälzungen. Die Professoren sind, keineswegs alle, Teil des satten, Besitzstand wahrenenden, Establishments. Aber alle sind sie auf die Studenten angewiesen. Vor leeren Hörsälen predigt auch der berühmteste Professor ins Leere. Die Studenten wissen um ihre Macht und

sie haben damals einiges mit ihrer Machtdemonstration erreicht. Es wurden alte Zöpfe abgeschnitten. Die Professoren kamen nicht mehr wie drei Monate vorher im grünen Talar zum feierlichen Einzug in die Universität, das elitäre Gehabe ging verloren. Freilich war es kein großartiger Sieg, den man erfocht, zumal die alten Nazis wie der Bundeskanzler Kiesinger noch da waren. Aber an den Universitäten begann man sich Gedanken über eine Reform zu machen. Es war ein Glück, dass dieser Anstoß weiter Wirkung behielt, der aber eher von reformwilligen Professoren kam, denn die Studenten mussten in die Semesterferien. Da war nichts mehr mit Demo und Kambodscha, man hängte sich die teure Kamera des Herrn Vaters um und fuhr an die Adria und einige davon schon in die Toskana.

Am Institut hatte man befürchtet, die Studenten könnten das Institutsgebäude stürmen, obwohl sie noch zwei Jahre vorher dem Chef einen abendlichen Fackelzug widmeten, weil er einen Ruf an eine große Universität abgelehnt hatte. Nun waren alle entschlossen, zusammen mit dem Chef, die Türen mit Tischen und Stühlen zu verbarrikadieren, um die Horden draußen zu halten. Dabei hatten die Studentenunruhen auch am Institut, selbst beim Chef Wirkung gezeigt. Man bildete einen Institutsrat, dem auch der Chef angehören durfte. Der Rat sollte die Mittel, die dem Institut zugeteilt wurden gerecht und zielgerichtet verteilen und auch bestimmen, wer als nächster zur Habilitation dran war. Man stimmte ab, wobei ich mich bei jedem Abstimmungspunkt der Stimme enthielt, mit dem Hinweis, dass ich gerade erst drei Wochen am Institut sei. Man klopfte mir jovial auf die Schulter und meinte, dass man das

einsehe. Eine Habilitationsliste war mir auch egal, da meine Zeit am Institut auf zwei Jahre begrenzt sein sollte. Zwei Monate später sprach man den Chef wegen der Beschlüsse und der Liste wieder an. Er hat gesagt: „So, das soll ich gesagt haben? Gut, und jetzt sage ich: hier bestimme ich und sonst niemand und wem dies nicht passt, der kann gehen, aber sofort“. Und alle sagten, Jawohl Herr Professor.

In die Vorlesung des Chefs ging ich, wie schon bei meinem vorigen Klinikchef, jeden Tag mit und ich wurde so, ohne besondere Formalität, zum Vorlesungsassistenten. Weil die Vorlesung didaktisch sehr gut war, schrieb ich mit. Nach zwei Semestern hatte ich die Sammlung des ganzen Stoffs der animalischen Physiologie (Muskel- u. Nervenphysiologie, Elektrophysiologie) beisammen, noch durch einiges aus Büchern ergänzt, und machte so etwas wie ein Skriptum. Deutsche Lehrbücher, die ich mir zugelegt hatte, waren schon etwas alt und teuer, besser waren übersetzte amerikanische. Ich war etwas naiv, den Chef nicht um Erlaubnis zu fragen, denn er sah ja, dass ich mitschrieb und so tippte die Sekretärin mein Skript in die Maschine, auf Matrize und es gab ein Skriptum, das ich dem Faktotum für die Frösche übergab, der es den Studenten verkaufte. Von dem Erlös des Skriptums, das noch fünf Jahre nach meinem späteren Weggang vom Institut im Umlauf gewesen sein soll, habe ich keinen Pfennig genommen. Vielleicht hat es dem Faktotum ein bescheidenes Zubrot oder Trinkgeld gebracht, denn die Wissenschaft war arm. Mein Chef gab etwas später, als ich schon nicht mehr am Institut war, das neueste und umfassendste Werk in diesem Fach heraus

Während meiner Zeit am Institut hatte ich nur das keineswegs üppige Gehalt eines Wissenschaftlichen Assistenten, das etwa dem eines Studienrates entsprach. Für ab und zu bescheiden Essen gehen, reichte es. Ich konnte aber für die Klinik von der ich kam, Aktengutachten erstellen, die an der Klinik selbst nicht sehr beliebt waren, weil sie kein Geld aus Gebühren für die körperliche Untersuchung, Labor und Funktionsuntersuchungen, einbrachten. Mühsam waren sie zudem, schon durch die Aktenfülle und die vielen Vorgutachten; denn die Gutachten kamen von einem zentralen Gericht für Deutschland, das den Rentenanspruch aus Gesundheitsschäden vor allem bei Juden, die in Israel lebten und die diese als Folgen der Konzentrationslagerhaft geltend machten, bewerten sollte. Vom Chef der Klinik erhielt ich die Erlaubnis solche Gutachten auch während meiner „Zeit in der Theorie“ zu erstellen. Obwohl das Gutachtenhonorar nicht üppig war, hatte ich, zusammen mit meinem Gehalt, zwar nicht ganz so viel wie der Chef, Lehrstuhlinhaber an der Universität, aber immerhin noch etwas dazu. Sicher hatte er noch einige Einnahmen aus Sitzungsgeldern, da er in den Wissenschaftsrat in der Bundeshauptstadt berufen worden war. Ich dachte da an den Ritter vom Heiligen Grab und dessen Einkommen.

Zu den Gutachten muss ich eine Begebenheit erwähnen: Die Schreibkraft, die meine auf eine Platte diktierten Gutachten schrieb, fragte mich eines Tages, ob ich Antisemit sei, weil ich so viele Zusammenhänge zwischen der Konzentrationslagerhaft und einem vielleicht 30 Jahre später entstandenen Bluthochdruck ablehne. Ich könne da doch etwas großzügig sein, zumal das Geld für eine eventuelle Rente nicht mein Geld

sei. Zunächst verstand ich gar nicht, was sie meinte. Ich erklärte ihr aber, dass ich nach medizinischen Fakten, nach der internationalen Literatur zu bestimmten Problemen entscheiden müsse und nicht nach Sympathie oder Antipathie. Dass ich Antisemit sein soll, darauf wäre ich als Mitglied der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit an meinem früheren Wohnort wirklich nicht gekommen. Aber etwas könne ich ihre Meinung schon verstehen, wenn man bedenkt, dass die im KZ inhaftierten Juden eine Entschädigung von 50 Pfennig pro Hafttag bekamen. Das waren 180 DM pro Jahr im Konzentrationslager! Dass ich mich für eine Regierung – es war die unter Adenauer – schäme, die dieses Entschädigungsabkommen ausgehandelt hatte, die dann vielleicht vom Arzt eine gewisse „Großzügigkeit“ erwarte, das will ich nur feststellen.

Aber ich bin jetzt noch in der Physiologie. Der neue Chef, der Physiologe, schien mir manchmal etwas weltfremd zu sein. Obwohl er ein, gegenüber einem niedergelassenen Praktischen Arzt, nur dürftiges Einkommen hatte, bemühte er sich stets für das Institut Gelder für Geräte usw. bei der Regierung und der Industrie locker zu machen. Mein Vorgänger in der Lungenfunktionsforschung, wechselte auch kurz nach meinem Arbeitsantritt, in ein Ministerium. Er war wie viele im Land politisch sehr schwarz – der Ministerpräsident war ein gewisser Helmut Kohl – wurde aber vom Chef, der politisch rot war, sehr gefördert, schon um gute Beziehungen zur Landesregierung zu unterhalten. Einen von seinem Vorgänger noch am Institut verbliebenen Privatdozenten, brachte der Chef, zwei Jahre vor meiner Zeit, in der Großindustrie unter, wo dieser eine steile

Karriere machte. Seine Mitarbeiter, die Assistenten, hielt er, so lange sie nicht offen gegen ihn rebellierten, wie gehabt, für loyal, fleißig und wissbegierig. Was ich von den naturwissenschaftlichen Mitarbeitern dachte, die alle auf einem Gebiet arbeiteten, das ihrer Herkunft am Entferntesten lag, sagte ich bereits. Und die medizinischen, waren nicht besser. Sie klauten sich gemeinsam erarbeitete Versuchsergebnisse aus den Schubladen und gingen damit zum Chef, und gaben sie als ihre eigenen aus, weil die anderen ja nichts zustande brächten. Einer zerstörte mir in einer Nacht eine mühsam aufgebaute Versuchsapparatur, weil er ein Teil davon für sich brauchte. Dieser Mann kam auch einmal mit einem Fliegenden Hund an, den er, wegen der sichtbaren Blutgefäße in den Flügeln, für ein gutes Versuchsobjekt hielt. Die Versuche kamen nie zustande, der Fliegende Hund wurde mit nach Hause genommen, damit die Kinder etwas zum Spielen hätten. Einer der Assistenten wollte unbedingt Menschaffen für seine Versuche haben, was aber an den Anschaffungskosten scheiterte. Eine andere Arbeitsgruppe brauchte ein Schwein, für besondere Untersuchungen, die auch hier nicht zustande kamen. Das Schwein wurde dann heimlich geschlachtet und bei einer Party gegrillt. Man hat es mir so erzählt. Bei der Party war ich nicht dabei. Wer das Schwein schlachtete, ob es eine Fleischschau oder irgendeine Formalität bei der ganzen Angelegenheit gab, weiß ich nicht. Die Wissenschaft lässt sich eben nicht durch Gesetze gängeln, sie ist frei. Übrigens wurden alle diese Assistenten später habilitiert. Nicht am Institut vom Chef, sondern dort, woher sie kamen und wohin sie mit dem Ruf, an einem hervorragenden Institut, was es auch war, gearbeitet zu

haben, zurückkehrten. Darüber könnte man wirklich einen Roman schreiben.

Bis vielleicht ein neues beschafft werden konnte, begann ich mich mit dem unbrauchbaren Massenspektrometer zu beschäftigen, schon, um das Arbeitsprinzip eines solchen Gerätes kennenzulernen. Nach den vorhandenen Bauplänen und den Gebrauchsanweisungen wurde das Gerät zerlegt. Man lachte, weil ja mehrere Ingenieure und ein Physiker, die irreparablen Defekte festgestellt, auch selbst einen Reparaturversuch unternommen hatten und daran scheiterten. Nach dreimonatiger Arbeit lief das Gerät wieder. Ersatzteile, wie eine teure Golddüse, spezielles Öl für die Vakuumpumpe, Schläuche und Leitungen spendierte der Chef, bzw. kam aus einer Institutskasse. Weitere Geräte wurden in einen funktionierenden Zustand gebracht, bis ein erster Versuch zu messen möglich war. Auch das ging. Vom Vorgänger, der vor seiner Ministeriumskarriere zuletzt als Oberassistent am Institut fungierte, übernahm ich die Versuchsgrundlagen. Dies war der große mathematische Wurf mit der Theorie, die der Kollege im Lungenfunktionslabor so bewundert hatte. Damit sollten Störungen in der Verteilung der Atemluft, der Lungendurchblutung und des Sauerstoffübertritt ins Blut untersucht werden. Das war die preisgekrönte Arbeit.

Obwohl mir vor der Mathematik in ihr graute, denn nicht umsonst war ich im Abitur schlecht in Mathematik gewesen, nahm ich mir die Arbeit vor. Mehrmals ackerte ich die Arbeit durch, dann ging ich zum Chef und sagte, dass ich keineswegs etwas gegen den fast berühmten Vorgänger sagen will, aber in

den mathematischen Ableitungen, seien drei Fehler, hier ist etwas falsch. Der Chef fuhr beinahe vom Stuhl hoch und meinte, dass dies unmöglich sei, denn er habe die Arbeit sehr genau geprüft. Was ich zu diesem Zeitpunkt nicht wusste war, dass er selbst die Arbeit vom ersten bis zum letzten Buchstaben geschrieben und alle theoretischen Überlegungen und die mathematischen Formulierungen dazu erst geschaffen hatte. Das war sicher eine gewaltige Leistung, die ich von mir aus nie zustande gebracht hätte. Und meine Feststellung von Fehlern war allenfalls die Leistung eines Buchhalters, der beim Nachrechnen einen Fehler in der Addition entdeckte. Doch der Chef wollte wissen wo die Fehler seien und ging mit mir den mathematischen Teil der Arbeit durch. Ich zeigte ihm die drei Fehler und er sagte: Ja, tatsächlich. Es sei ihm, meinte er, nur einmal passiert, dass jemand eine mathematische Arbeit nachgerechnet habe. Ein Japaner habe dies einmal gemacht.

Dann befasste ich mich weiter mit der Theorie dieser Untersuchungsmethode, von der ich ja nicht wusste, dass sie der Chef entwickelt hatte und war immer noch der Meinung, dass mein Vorgänger der eigentliche Autor sei. Literatur zu ähnlichen Themen, war vor allem in amerikanischen Zeitschriften zu finden und so konnte man allmählich Theorie und Untersuchungsgang miteinander verbinden. Dabei half mir der Chef, kam in mein kleines Zimmerchen neben dem Labor, setzte sich zu mir an den Tisch, begann mit mir zu rechnen, zu diskutieren – wobei genügend Wissenslücken bei mir peinlich zutage traten – schlug Änderungen im Untersuchungsgang vor und mehr. Es war, wie man am Institut sagte, angeblich das erste Mal, dass er mit einem Assistenten sozusagen arbeitete. Nach

etwa einem Jahr kam ein neuer, etwas jüngerer Kollege ans Institut, der hier schon seine zweite theoretische Zeit, nach einem Jahr Pathologie, absolvieren sollte. Er wurde zu mir ins Labor gesteckt, wo wir zusammen eine neue Versuchsanordnung bauten, den Versuchsablauf nach einer geänderten Theorie festlegten, häufiger Reparaturen am Massenspektrometer durchführten und an einem Tisch zwei Jahre rechneten, Arbeiten schrieben und Vorträge vorbereiteten. Wir hatten nie Krach, siezten uns bis heute und respektierten einander.

Vor jedem Untersuchungsgang mussten Apparaturen für Gasgemische, die die Probanden (Personen, mit denen der Versuch abläuft) ein- und ausatmen sollten, hergerichtet, Schlauchsysteme überprüft und alle Messgeräte geeicht werden, was Stunden dauern konnte. Für die eigentliche Untersuchung am Menschen brauchten wir etwa 30 Minuten, für die Ausmessung der Kurven, die mit dem Massenspektrometer aufgezeichnet wurden, für die Aufzeichnung der Messgrößen aus dem Blut, und die daraus folgenden Berechnungen zwei Tage! Das war furchtbar. Man kann das heute auf einem PC sicher in einer Minute machen, aber solche Geräte kannte man damals nicht. Ich überlegte, ob man nicht wenigstens die Rechenzeit verkürzen und die Ergebnisse sicherer machen konnte und schrieb die Zahlen, die aus den Kurven resultierten, mit denen erst das Rechnen mit Schieber und Logarithmentafeln begann auf und ging damit ins Rechenzentrum. Die Mathematiker im Rechenzentrum der Universität lachten mich zunächst aus und erklärten mir, wie alle Computerfreaks heute noch, dass so ein Computer dumm sei. Das hilft zwar nicht weiter, aber ich begriff, dass ich ein Rechenprogramm brauche,

das dem Computer sagt, was er zu tun habe. Sehr mühsam musste ich die Computersprache Fortran erlernen, ein Programm schreiben und es zum Laufen bringen. Der Kollege und ich stanzen Lochkarten, bekamen Rechenzeit im Zentrum zugeteilt und dann hatten wir das Ergebnis einer Untersuchung in weniger als vier Minuten, im Gegensatz zu den zwei Tagen vorher, die wir vorher pro Proband, für die Auswertung der Untersuchung gebraucht hatten. Doch auch dies war kein Endpunkt, denn es musste geklärt werden, warum die Messergebnisse schon zwischen einzelnen Individuen schwankten, mehr noch, wie sich die gesunder Normalpersonen von denen Kranker, mit bestimmten Leiden unterschieden und warum.

Nach zwei Jahren rief der Klinikchef an, ob ich ans Lungenfunktionslabor zurückkommen könnte, es sei geplant einen Lehrstuhl für Lungenheilkunde an der Universität einzurichten und ihn mit – er nannte den Namen, den ich kannte – zu besetzen. Das Labor werde dann dem Lehrstuhl zugeordnet. Mir war dies Recht und ich ging daraufhin zu meinem Chef in der Physiologie, um ihm mitzuteilen, dass nun die vereinbarten zwei Jahre Theorie herum seien und ich wieder an die Klinik gehen soll, um dort einen Anlauf zur Habilitation zu nehmen. Der Physiologe sagte lapidar: „Wenn Sie hier bleiben, sind Sie in einem Jahr spätestens habilitiert“. Ich rief nochmals den Klinikchef an und der meinte, ich solle bleiben, da er mir weder in dieser Zeit noch überhaupt, eine Habilitation garantieren könne. Man könne da einem neuen Lehrstuhlinhaber nicht vorgreifen. Also blieb ich, der Kliniker, der die Physiologie zwar interessant aber nicht als Lebensziel ansehen wollte, am theoretischen Institut, produzierte Papers in Deutsch und in

Englisch und schrieb auf Anregung des Chefs eine Habilarbeit. Diese wurde ihm vorgelegt, dann der Fakultät, vor der auch ein Kolloquium, also eine Diskussion der Arbeit und eine Probevorlesung abzuhalten war. Die Ochsentour wurde gestartet, was hieß bei jedem Ordinarius der Fakultät sich vorzustellen, mit der Habilschrift unter dem Arm und sozusagen um gut Wetter zu bitten. Einer rief daraufhin meinen Chef an, er solle mich hinauswerfen und nicht habilitieren. Der Grund war der, dass ein Kollege in der Physiologie, der, der die Menschenaffenversuche machen wollte, wieder an die Klinik, die Gynäkologie, zurückgekehrt war. Er sollte mit mir zusammenarbeiten, da er angeblich schon bei meinem Vorgänger mitgearbeitet hatte. Die Zusammenarbeit klappte nie. Er hatte lieber bei seinem Chef Schauernmärchen über mich erzählt, was diesen veranlasste meinen Rauswurf zu empfehlen.

Denn, als dieser Kollege, der die Versuche mit Menschenaffen machen wollte, noch am physiologischen Institut war, wollte er unbedingt auf einem internationalen Gynäkologen-Kongress in Washington D. C. einen Vortrag halten. Eigenes Material für den Vortrag hatte er nicht. Bei meinem Vorgänger waren schon Untersuchungen an Schwangeren gemacht worden, die man jetzt, schon wegen der jetzt völlig geänderten Methodik so nicht mehr präsentieren konnte. Der Chef beriet mit dem Kollegen, meinem Vorgänger und mir, ob man aus den alten Daten ein Abstract machen könne, denn nur mit einem solchen, wenn es akzeptiert wird, könne man einen Vortrag anmelden. Letztlich wurden Zahlen erfunden, die einem zu erwartenden Ergebnis in etwa hätten entsprechen können. Auch ging es ja darum, die nun neue

Untersuchungsmethode vorzustellen. Das Abstract wurde abgeschickt, der Vortrag akzeptiert. Auf dem Paper standen wir vier, der Gynäkologe, mein Chef, der neue Mitarbeiter und ich als Autoren. Vom Chef erhielt ich den Auftrag, mit der jetzt geänderten Methode neue Untersuchungen zu machen und deren Ergebnis könne man dann im eigentlichen Vortrag auf dem Kongress präsentieren, vielleicht unter dem Hinweis, „dass seit Einreichen des Abstracts noch einiges methodisch ergänzt oder geändert wurde“. Es sollten noch einige Schwangere mit der geänderten Methode untersucht werden, was sehr mühsam zu fünf Untersuchungen führte, da der Kollege in den Skiurlaub musste und sich dabei ein Bein brach. Wir machten die Messungen und rechneten per Hand, da zu der Zeit das Fortranprogramm noch nicht lief, ich schrieb Tabellen und einen neuen Text für den Vortrag. Als ich dem Kollegen das gesamte Material mit Dias und Text, zwei Tage vor dem Abflug nach Washington, übergeben wollte, meinte er, ich könne mir alles an den Hut stecken. Was ich gerechnet hatte interessierte ihn nicht, er halte sich an die alten, erfundenen Zahlen. Er hatte dann seinem gynäkologischen Chef vom Kongress in Washington berichtet, wie schlecht vorher die Zusammenarbeit mit mir gewesen sei und wohl noch so einiges, was dann zur genannten Empfehlung meines Rauswurfs führte. Mein Chef, als ich, nur eine halbe Stunde später von der Vorstellung beim Gynäkologen ans Institut zurückkam, erzählte mir alles sofort.

Ein anderer Ordinarius schimpfte bei meiner Vorstellung nur zehn Minuten über die Polacken, die jetzt in seiner Heimat Breslau saßen. Doch alle anderen Ordinarien, auch die, von

denen ich es gar nicht erwartet hatte, waren freundlich und es gab eben einen Smalltalk.

Mit der öffentlichen Vorlesung, die zwei Monate früher hätte sein können, wenn die stets unter Alkohol stehende Dekanatssekretärin nicht alle Termine durcheinandergebracht hätte, wurde nach vier Jahren an der Universität, drei Jahre davon am Physiologischen Institut, mein (erstes) Habilitationsverfahren abgeschlossen. Vorher hatte es am Institut doch eine erhebliche Unruhe gegeben: Im Gegensatz zu meiner früheren, unbedarften Geschwätzigkeit, hatte ich niemand von der Absprache mit dem Chef, vom Schreiben einer Habilarbeit, den schon feststehenden Terminen für die Probevorlesung und was noch so am Laufen war, erzählt. Ich war doch der, der vor drei Jahren ans Institut gekommen war, an der Sitzung des Institutsrats teilnahm, wo man über die Reihenfolge der Habilitation der einzelnen Mitarbeiter bestimmen wollte. Keiner von diesen Altgedienten war bis jetzt habilitiert und ich, der Zuletztgekommene, sollte nun habilitiert werden! Es war für mich kein Triumph, die anderen sozusagen überflügelt zu haben, eher war ich froh, mir bewiesen zu haben, dass ich mit etwas Glück und mit immensem Aufwand an Arbeit, etwas zu Ende gebracht hatte.

Jetzt musste ich am Institut, als Physiologe weiterarbeiten. Nach einem halben Jahr etwa, wurde ich Oberassistent, was dem klinischen Oberarzt gleichkam und zum Privatdozenten ernannt. Zuvor war ich einfach nur Dr. med. habil, schrieb weiter wissenschaftliche Arbeiten, wurde von meinem Chef, an seiner Stelle auf große Kongresse geschickt, wo ich als Physiologe den

Klinikern grundlegende Dinge erklären sollte. Die Angst, die ich hatte, vor lauter bekannten Koryphäen, etwa auf einem großen Kongress von Intensivmediziner in einer anderen Universitätsstadt, das Eingangsreferat zu den Grundlagen ihres Fachs aus Sicht des Physiologen und der Pathophysiologie zu halten, kann ich gar nicht beschreiben. Da saßen Kollegen im Auditorium, die sich früher, an unserer Universität, über mich fast totgelacht hatten. Aber ich musste den souveränen Mann machen.

Dass ich auf Dauer, auch wenn ich mich in das Fach eingearbeitet hätte, zufrieden geworden wäre, glaube ich nicht. Weniger die vergleichsweise geringen Einkommensmöglichkeiten gegenüber klinisch tätigen Ärzten, als vielmehr die fehlenden Patienten, weshalb ich ja eigentlich an die Universität gegangen war, machten mich unzufrieden. Ich wollte doch eine Arztstelle als Internist an einem Krankenhaus, wo ich nicht unter einem unfähigen Chef kuschen musste. Nicht dass ich mich als perfekt für eine solche Stelle gehalten hätte. Längst hatte ich begriffen, dass man Fachliteratur studieren und Kongresse zur Weiterbildung besuchen muss, man eine selbständige Position nur bekommt, wenn man über einen mächtigen Background, sprich Herkunft, Reichtum, Partei, Studentenverbindung und möglichst über eine Habilitation, als besondere Qualifikation verfügt. Deshalb war ich ja an die Universität gegangen. Und jetzt nur noch theoretische und experimentelle Medizin machen? Jemand werden, der dann ex Cathedra, kraft seines Amtes entscheidet?

Deshalb rief ich meinen früheren Klinikchef an, ob die Option doch an die Klinik, eventuell ans Lungenfunktionslabor zu kommen, noch offen sei. Er meinte aber, in die Lungenfunktion und einfach so an die Klinik, könne ich nicht zurück. Er biete mir aber eine Stelle als klinischer Koordinator eines Sonderforschungsbereichs an, wenn ich die Stelle annehmen wolle. Ich wollte. Meinen derzeitigen Chef setzte ich, mit der Bitte mich gehen zu lassen, von meinen Absichten in Kenntnis. Er war sicher sehr enttäuscht von mir und bedauerte meine Entscheidung.

Doch ich wollte wieder an die Klinik, um später von dort einen Absprung in eine eigenständige Position, in eine Chefarztstelle zu bekommen. In der Zeit am Physiologischen Institut hatte ich den Kontakt zur Klinik nie ganz verloren, schon dadurch nicht, dass ich Gutachten erstellte und mehrmals einen internistischen Chefarzt an einem kleinen Kreiskrankenhaus kurzzeitig vertrat. Eine ältere Nonne, früher Stationsschwester der Privatstation des Chefs, des Ritters vom Heiligen Grab, jetzt die Oberin an dem kleinen Kreiskrankenhaus, hatte dies bewirkt. Meinen Chef, den Physiologen, hatte ich um Erlaubnis für die Chefarztvertretung gebeten, die er etwas ängstlich, mit der Frage ob ich das auch könne, gab.

An der Universitätsklinik trat ich wieder eine neue Stelle an. Diese Stelle war verknüpft mit einer sicher großen Idee meines alten nun neuen Chefs und des Direktors des Instituts für Statistik und Dokumentation: Es war schon immer in der Medizin ein Problem, was ist normal, noch normal oder schon krank? Um hier Referenzwerte, auf die man sich beziehen

konnte, quasi ein Standardwerk zu schaffen, müssen eingehende Untersuchungen, Forschungen her, sagte man. Ein Antrag an die Deutsche Forschungsgemeinschaft war sicher gut begründet, denn es wurden Gelder bewilligt. Diese wurden dafür verwendet, um Geräte für besondere Untersuchungen, um Verbrauchsmaterial, Reagenzien und Unmengen Papier anzuschaffen, vor allem aber, um etwa 60! Stellen für Ärzte und technisches Personal zu schaffen, also bezahlen zu können. Es war ein Millionenprojekt! Und weil nichts ohne Planung geht, nichts von selbst läuft, nicht jeder nur so vor sich hin werkeln kann, musste ein Koordinator her und der war ich. Klinischer Koordinator wurde ich und hatte dafür zu sorgen, dass Ärzte, die vom Sonderforschungsbereich bezahlt und an die einzelnen Kliniken delegiert wurden, dort die Daten erheben, die statistisch, wissenschaftlich weiter untersucht werden konnten. Natürlich sollten die Ärzte auch Kranke und gesunde Menschen untersuchen, aus der Sicht ihres Gebietes und die dafür charakteristischen Messgrößen festlegen, weil alle Kliniken – Augen-, Frauen- Hals-Nasen-Ohren- Kinder-, orthopädische, chirurgische und verschiedene Innere Kliniken – in das Projekt eingebunden waren. Man musste ja wissen, welches Organ ist bei einer Krankheit betroffen und welches scheinbar oder überhaupt nicht mitbetroffen. Über „ganzheitlich oder nur organbezogen“ redete man vernünftiger- oder verständlicherweise nicht. Es war neben rein ärztlicher Tätigkeit auch viel zu erledigen, was man in der Medizin so gemeinhin Papierkram nennt. Mich wundert heute noch nicht, dass diese Tätigkeiten bei Medizinern nicht beliebt waren. Im Fernsehen habe ich kürzlich gesehen, wie ein Arzt in einem Katastrophengebiet, in einem sogenannten Entwicklungsland,

Patienten untersuchte. Er hatte zwar die Oliven des Stethoskops (Hörrohr) in den Ohren und fuhr mit der Membran, des Schalltrichters jeweils etwa eine Sekunde über Kopf, Brust, Bauch, Arme und Beine, was noch nichteinmal der symbolischen Handlung, die viele Ärzte bei der Auskultation (Abhören) von Herz und Lunge vornehmen, entspricht. Aber das war Arztstätigkeit!

Um das wesentliche Ergebnis dieses Projekts vorwegzunehmen: es war ein Desaster. Die den einzelnen Kliniken zugeteilten Stellen, das heißt die Personen, die sie besetzten, wurden in den regulären Klinikbetrieb integriert, machten dort Dienst, versorgten die Patienten, arbeiteten in den Labors der regulären Assistenten an deren Forschungsvorhaben mit, die diese für eine Habilitation oder für eine gehobene Stelle an einer Klinik, außerhalb der Universität brauchten. Im Institut für Statistik saßen sowohl Ärzte als auch Naturwissenschaftler, wie Biologen, Mathematiker, Physiker und Betriebswirte. Einige wurden auch aus dem Etat des Sonderforschungsbereichs bezahlt. Dieses Projekt, Sonderforschungsbereich, SFB Nr. XYZ, genannt, lief bereits ein halbes Jahr, bevor ich meinen Dienst dort antrat. Schreibkräfte standen mir zur Verfügung und bald konnte ich eine eigene Sekretärin für mich einstellen. Ich suchte mir unter den Bewerberinnen für diese Stelle eine 57jährige, ehemalige Lehrerin aus, die nicht mehr in den Schuldienst konnte, dennoch aber arbeiten wollte. – Sie ist heute 98 Jahre alt und ich stehe noch immer mit ihr in freundschaftlicher Korrespondenz – Was bis jetzt aus dem Projekt herausgekommen war oder wenigstens das, was man Arbeitsvorbereitung nennen konnte, war „Vakuum in eine leere

Schachtel zu füllen“. Ich musste nun das tun, was ich heute verachte, ich musste „motivieren“. Und was ist das, motivieren?

Es war vielleicht damals nicht so im allgemeinen Sprachgebrauch, weil es mehr Möglichkeiten für den Einzelnen, letztlich mehr Arbeit gab, die man sich aussuchen konnte. Und dass jeder die einfachste, sicherste und einträglichste Arbeit wählte, ist verständlich. Da bedeutet motivieren letztlich etwas zu tun, was weniger einträglich, weniger angenehm ist. In erster Linie gilt dies für den relativ Armen, der vielleicht seinen Job verloren hat, der mit 55 Jahren eine neue Berufsausbildung machen soll, damit er, wenn diese beendet ist, auch keine neue Arbeit findet. Er soll sich aber davon nicht entmutigen lassen, sondern „motiviert“ weiterkämpfen. Wenn man den, der schon genug hat, der gar nicht mehr will und zufrieden sein könnte motivieren will, muss man Anreize schaffen. Man muss einen Anreiz schaffen, damit keine Steuern hinterzogen werden, Bankmanager mit Boni halten, damit sie nicht nach Amerika abwandern (wo man sie zu Recht aus den Fenstern von Wolkenkratzern werfen würde) auch wenn sie Milliarden in den Sand gesetzt haben, auch kommunale Einrichtungen, die Firmen als Anreiz Millionen von Steuern erlassen, nur weil sie sich am Ort niedergelassen haben, so lange bis von woanders ein neuer, besserer Anreiz kommt, Fußballtrainer, die einen Fußballer motivieren müssen, dass er für sein nicht ganz schäbiges Gehalt auch einmal rennt, anstatt ihn in den Hintern zu treten, diejenigen, die einen 1-Euro-Job für Hartz IV Empfänger als Anreiz sehen anstatt den, der die armen Schweine dazu gemacht hat wer weiß wohin zu feuern, diejenigen, die die Drohung Arbeitsplätze ins Ausland zu verlagern als Anreiz sehen, anstatt

die Arbeiter auch im Ausland anständig zu bezahlen, dazu muss man einen Anreiz schaffen, muss man motivieren? Muss man motivieren, um das zu tun was selbstverständlich, einfach Pflicht ist?

Gut, in meiner neuen Aufgabe als Koordinator motivierte ich also. Dazu ging ich in jede Klinik, stellte mich bei den Leuten vor, auch wenn mich alle kannten und bewunderte sie. Es waren meistens die Leute aus der zweiten und dritten Reihe, auch Oberärzte und Assistenten, einige Professoren. Zu einem Klinikchef wurde ich anfangs gar nicht vorgelassen. Ich bewunderte die wissenschaftlichen Leistungen der Leute und meinte nur, dass es schade wäre, dass sie in dem SFB nicht mitarbeiten könnten, obwohl sie die Leute, die sie aus dem SFB hatten oder bekommen sollen so einsetzen könnten, dass ihnen eine Reihe von Veröffentlichungen sicher wäre. Schade. Es konnten dann zwar nicht alle, aber doch die meisten, wobei die Bereitschaft zur Mitarbeit umso größer, je niedriger der Rang in der Hackordnung war. Übrigens wurde auch mir vom internistischen Chef als „Anreiz“ gesagt, dass ich ja auf die Veröffentlichungen der Leute, die ich sozusagen betreute, mit „draufkäme“, was meine eigene Karriere nur fördern könne. Tatsächlich kam ich auf eine einzige Arbeit in vier Jahren mit drauf, an der ich selbst aktiv beteiligt war. Ansonsten schrieb ich meine eigenen Arbeiten selber. Stephen Hawking, der an Muskeldystrophie leidende Physiker und Mathematiker, der „Lukasische Professor“ auf dem früheren Lehrstuhl Isaak Newtons in Cambridge, hat erzählt, dass er in seinen Vorlesungen über Mathematik, den Studenten im Stoff immer gerade eine Stunde voraus war. Ich hatte weder einen Lehrstuhl

inne, noch möchte ich mich mit diesem hervorragenden Wissenschaftler vergleichen. Allenfalls sah ich eine Ähnlichkeit mit Hawking darin, dass ich, was Statistik und Datenverarbeitung anlangte, bei meinen Besprechungen mit den Leitern der inzwischen gebildeten Schwerpunkte, diesen auch immer nur eine Stunde voraus war. Es gelang so dem Angiologen, dem Arzt, der die Blutgefäßleiden bzw. die „Normalfälle“ auf diesem Gebiet bearbeiten sollte, klarzumachen, dass viel nicht gleich gut oder notwendig bedeutet. Er hatte, vorgeschlagen, unter vielen anderen Größen, die man erfassen sollte, auch die Behaarung an den Ober- und Unterarmen in stark, mittel und schwach, zwischen Männern und Frauen getrennt, aufzuzeichnen. Das hätte bedeutet, dass, weil links und rechts auch zu berücksichtigen sind, bei einer Auswertung auf einen Stapel oder in eine Rubrik kämen: 1 mal Mann, 1 mal Frau, sind zwei Stapel, die, wenn man in der Behaarung am rechten Oberarm einen Unterschied bei Männern feststellen will, in je drei Rubriken weiter unterteilen müsste, bei Einbeziehung des Unterarms, in drei weitere. Bei Einbeziehung des linken Arms das Ganze nochmals. Will man also feststellen ob die Behaarung am Arm – von links und rechts einmal abgesehen – von statistisch gesicherter Bedeutung für den Krankheitsverlauf oder die Überlebenszeit nach Diagnosestellung bei der Krankheit A gegenüber der Krankheit B ist, müsste man haben: Genügend Fälle der Krankheiten A und B, sagen wir je 30. Bei Berücksichtigung Oberarm zu Unterarm, jeweils je 30 weitere, wenn man nicht zwei Gruppen à 15 Leuten haben wollte, das heißt 30 mal 30 bei der Krankheit A und ebenso viele bei der Krankheit B. Das Ganze jeweils mal drei, wenn der Grad der Behaarung berücksichtigt wird. Das

hieße – und ich habe jetzt schön, also niedrig gerechnet – für beide Krankheiten mindestens je 40 000 Fälle, damit man mit genügender Sicherheit sagen könnte welchen Einfluss die Behaarung, an welcher Stelle und ob überhaupt oder nicht auf eine Krankheit haben kann. Zudem wäre noch eine „normale“, gesunde Vergleichsgruppe notwendig. Aber so ist die Wissenschaft. Doch nicht im Ernst? Abwarten. Da gibt es so eine schöne Geschichte in Jaroslav Hašeks Braven Soldaten Schwejk. Da erklärt nämlich dieser, wie man sich die Nummer einer Lokomotive ganz leicht merken könne. Er erklärt dies so lange, bis der ihn bewachende Soldat vor Verwirrung umfällt. Was wäre geschehen, wenn Schwejk die Geschichte mit der Behaarung am Arm erzählt hätte? Gut, das alles war nur ein Beispiel, aber kein erfundenes. Der Angiologe war nicht nur enttäuscht sondern beleidigt, als ich ihm seinen raffiniert zusammengestellten Auswertungsbogen von mehreren Seiten, der jede nur mögliche Eigenschaft, was man statistisch Variable nennt, berücksichtigte ausreden musste. Dass er vielleicht ein Jahrhundert gebraucht hätte, um die notwendigen Fälle für die Auswertung zusammenzubekommen, hat er schließlich eingesehen.

In der Statistik, wie man das Institut kurz nannte, waren einige Ärztinnen, die kleine Kinder hatten, halbtags damit beschäftigt die Datenbögen aus der Klinik auf ihre Richtigkeit (Plausibilität) und eventuelle Fehler zu überprüfen, damit man nicht die Daten eines 700jährigen Mannes von acht Kilogramm Gewicht auf Lochkarten überträgt. Man konnte sich dabei in Pausen ein wenig unterhalten und ich lernte dabei, wie man Ostereier durch Einwickeln in Gras färben kann. Nach zwei

Jahren seines Bestehens stand dem SFB eine Begehung, das heißt Überprüfung durch auswärtige Gutachter bevor. Dazu sollten Ergebnisse unserer Forschung präsentiert werden. Das war natürlich ganz einfach. Man musste nur die fertig gestanzten Lochkarten in den Leser geben, von dem die Daten dann an den Rechner gingen, der mit einem Statistikprogramm gefüttert war und Nullkommanichts die Ergebnisse, abgesichert mit p-Wert, Odds ratio, mit Mittelwert, Median undsoweiter, sogar als ausgedruckte Kurven ausgab. Bei der Vorbereitung der Begehung und den Gesprächen mit den Statistikern fiel mir immer die Geschichte des Verstorbenen ein, der zu Zeiten des Kalten Krieges, der Trennung in Ost und West, in die Hölle kam. „Er kam hinunter und fand zwei Höllen vor, eine westliche und eine östliche. Vor ersterer stand ein Mann, den er fragte, was hier passiert: Man wird auf ein Brett genagelt und mit heißem Öl übergossen. Der neu Verstorbene erschauerte und ging zur Östlichen Hölle, vor der eine lange Menschengeschlange stand und fragte, was denn hier passiert: Man wird auf ein Brett genagelt und mit heißem Öl übergossen. Ja, um Gottes- oder Satanswillen, meinte der Neue, warum stehen sie dann alle hier und dort bei der westlichen Hölle niemand. Ja, sagte einer, hier ist das so: mal kein Brett, mal keine Nägel, mal kein Öl“. Und mir schien es nun so, dass ich in der östlichen Hölle war. Die eigentlichen Statistiker, die immer abwinkten wenn ich auf Ergebnisse drängte, die immer die langweiligen Kliniker belächelten und meinten, bis zur Begehung würden sie lässig zehnmal fertig, die hatten auf einmal einen Defekt am Rechner, dann stürzte das Programm immer wieder ab, dann waren Daten verschwunden, gelöscht oder falsch eingegeben, dann war überhaupt nicht sicher ob die Daten den hohen Ansprüchen

wissenschaftlicher Genauigkeit genügen könnten. Dabei hatten sie theoretisch alles voll im Griff. Zwei Tage vor der Begehung machten der damals schon 65jährige Institutsdirektor und ich aus den Bögen, deren Daten in die Maschine sollten, eine Statistik: Wir gingen um einen langen Tisch, mit einem Stapel Bögen in der Hand und blickten darauf, ob ein bestimmter Wert an einer Stelle eingezeichnet war oder nicht und legten den Bogen auf jeweils einen bestimmten Haufen. Dann wurden die Haufen genommen, ausgezählt und in Strichlisten notiert, dann erneut jeweils nach Eigenschaften sortiert und so wanderten wir, wie bei der sprichwörtlichen Reise nach Jerusalem, mehrere Stunden um den Tisch, sortierten und zählten. Am andern Tag zeichneten wir daraus Kurven und Tabellen, der Institutszeichner – so jemand gab es – machte Reinzeichnungen, die sofort fotografiert und zu Dias verarbeitet wurden. Bei der Begehung wurden diese dann präsentiert. Ich musste, obwohl ich nicht der Sprecher des SFB war, das waren die beiden Direktoren, eine Rede halten, in der viele Fachausdrücke vorkamen, die ich selbst nicht verstand, die aber Eindruck machten. Die Gutachter empfahlen dann der Deutschen Forschungsgemeinschaft das Projekt weiter zu fördern. Es ging ja nur um etwa 60 Personalstellen!

Gewiss konnte ich nicht jeden Tag in die Kliniken gehen und motivieren, mir Klagen und Bitten von Mitarbeitern anhören, die mit den Arbeitsbedingungen nicht einverstanden waren, die lieber eine reine Arztstelle an der Klinik, nicht vom SFB bezahlt sondern von der Universität, gehabt hätten und was man so vorbringen konnte. Ich begann bei meinem klinischen Chef, der andere war der Statistiker, vorsichtig vorzufühlen, ob ich mich nicht an der Klinik in meinem quasi neuen Fach, der

Lungenheilkunde betätigen könnte. So zweimal in der Woche für einige Stunden in der Poliklinik, wo ich besondere Fälle oder überhaupt Patienten mit Atembeschwerden, die die niedergelassenen Ärzte nicht zu Fachärzten in der Stadt schicken wollten, um sie nicht an diese zu verlieren, untersuchen könnte. Er war einverstanden, das nichtärztliche Personal der Poliklinik, das mich kannte half mir, filterte aus dem Haufen der Patienten, die noch sechs Ärzte zu untersuchen hatten, die für mich geeigneten heraus. In kurzer Zeit war eine „Lungensprechstunde“ an der Universität etabliert. Als ich meinen Dienst beim SFB angetreten hatte, waren die Kollegen im Lungenfunktionslabor nicht begeistert, aus Sorge, ich könnte etwas in ihrer Arbeit bestimmen. Nun kam ich dennoch mit ihnen zurecht, konnte Patienten ins Lungenfunktionslabor schicken, bekam Befunde, die wir gemeinsam besprachen. Was ich nicht konnte war, in der Klinik selbst, am Krankenbett tätig zu werden, was ich aber auch nicht wollte.

Es wäre sinnvoll gewesen, wenn es im Lungenfunktionslabor ein Massenspektrometer gegeben hätte, mit dem ich und der Kollege, der schon in der Physiologie mit mir arbeitete, der jetzt regulär an die Klinik zurückgekommen war, hätten arbeiten können. Bei meinem Statistikchef erwähnte ich das und er fragte, was so ein Gerät kostet, und als ich 150 000 Mark sagte, kam nur: „Bestellen Sie es“. Das war der Vorteil des Millionenkontos des SFB.

Einen weiteren Posten hatte ich bereits seit meiner Rückkehr an die Klinik, neben dem im SFB: Man machte mich einfach zum Ärztlichen Leiter der Krankenpflegeschulen, an

denen ich bereits seit drei Jahren im Fach Physiologie unterrichtete und noch früher hatte ich ja, wie schon geschildert, die innere Medizin an der Krankenpflegeschule gelehrt. Jetzt, als Leiter, bekam ich eine zweite Sekretärin und viel Arbeit. Sie muss erfolgreich gewesen sein – etwa durch die Auswahl geeigneter Lehrer, Kontaktpflege mit dem Oberinnen und Stationsschwestern der einzelnen Kliniken, die die Schülerinnen zur praktischen Ausbildung zugeteilt bekamen und mehr – denn im Gegensatz zu früheren Jahren, wo der Verwaltungsleiter der Kliniken, ein reiner Kaufmann, nach Korea, Mauritius und in andere Länder fuhr, um Schwestern für unsere Kliniken anzuwerben weil von einem Jahrgang von 25 fertig ausgebildeten Schülerinnen nach dem Examen nur drei als Krankenschwestern blieben, war es nun umgekehrt. Nahezu alle wollten an den Kliniken bleiben.

Noch etwas konnte ich erreichen: In der Habilarbeit steckte, außer den theoretischen Berechnungen, dem Aufbau der technischen Voraussetzungen wie Blutgasmessung, der Verwendung des Massenspektrometers im Messsystem und der Computerprogrammierung, als umfangreicher Sonderteil das Ergebnis von Untersuchungen an Patienten mit klar definierten Krankheiten, die mein Vorgänger in der Physiologie nicht durchgeführt hatte. Er hatte nur Messungen an Normalpersonen, also Gesunden, auch an Schwangeren, durchgeführt. Während mir, wie gesagt, der Kollege aus der Gynäkologie eher sabotierend hinderlich war, hatten mir, während meiner Zeit in der Physiologie die Kollegen in der Klinik, die Stationsärzte, immer geholfen. Sie hatten mir Patienten, die sie über die Art der neuartigen Untersuchung aufklärten, ausgesucht, die ich

dann mit meinem Privatauto von der Klinik in mein Labor und wieder zurück brachte. Das waren Patienten mit schwerem Lungenemphysem (Lungenüberblähung) aus verschiedensten Ursachen, mit Asthma und solche, die unter zunehmender Lungenstarre, aus wiederum unterschiedlichstem Grund, litten. Ich hatte damit eigentlich die Aufgabe erfüllt, die ich zu Beginn meiner theoretischen Zeit erledigen sollte: eine sehr theoretische und aufwändige Methode, für die Klinik praktikabel zu machen. Ich sprach deshalb in der SFB-Zeit mit dem Klinikchef, ob ich mich nicht für Innere Medizin habilitieren könne, was ich ja ursprünglich wollte. Er meinte, dass ich ein neues Verfahren bei der Fakultät beantragen sollte, was ich tat. Die wenigsten Leute konnten das zwar verstehen, auch nicht der Dekan, der sagte, ich könne doch lesen, also Vorlesungen halten, wie und worüber ich wollte, auch in der Inneren Medizin und meinem Professorentitel – ich war inzwischen zum apl. Professor ernannt und Helmut Kohl, der Ministerpräsident, hatte alle Urkunden unterschrieben - sehe man doch nicht an in welchem Fach ich die *venia legendi* habe. Ich wollte aber die *venia legendi* in Innerer Medizin, schon um bei einer späteren Bewerbung um eine Stelle, nicht als „theoretischer Professor“ dazustehen. Meine Arbeit musste also auf Veranlassung der Fakultät ein zweites Mal zirkulieren mit der Frage, ob eine Habilitation in zwei „großen Fächern“, Physiologie und Innere Medizin, überhaupt möglich sei. Die Fakultät beschloss dann: Ja. Zudem hatte ich seit der ersten Habilitation in Physiologie weitere Arbeiten veröffentlicht. Und so wurde ich nach zwei Jahren ein zweites Mal, ebenfalls in einem großen Fach, habilitiert.

An meinem Status innerhalb der Universität änderte sich dadurch nichts. Ich war klinischer Koordinator für den SFB, Leiter der Krankenpflegeschulen und der Mann, der in der Poliklinik die Lungensprechstunde abhielt. Natürlich schrieb ich weiter mit anderen wissenschaftliche Arbeiten, hielt Vorträge auf Kongressen und war unzufrieden. An einem kleinen Krankenhaus in der Nähe meiner Heimatstadt, war die Stelle des Chefarztes der Inneren Abteilung ausgeschrieben. Ich fragte den Klinikchef, ob ich mich da bewerben dürfe. Er war einverstanden, ich bewarb mich und bekam postwendend eine Absage. Ich las dann, dass man die Stelle mit einem „Privatdozenten“ wie man betonte, besetzt habe. Dem Chef habe ich das mitgeteilt und er klärte mich darüber auf, dass es nicht so schlimm sei: Der Professor S., und er nannte den Namen, habe sich 17mal beworben, bevor er erfolgreich war. Im Übrigen, sagte er weiter, immer die vollen Namen nennend, der X habe sich jetzt in Y beworben, bekomme aber die Stelle nicht, weil dafür schon lange der Z vorgesehen sei, auch bekomme der A den Lehrstuhl in B nicht, der H bekomme auch nichts mehr, der habe etwas über ihn gesagt, obwohl er ihm doch den BB-Preis besorgt habe. Da habe ich erfahren, dass Preise, um die man sich anonym bewerben kann, auch schon vor der Vergabe vergeben sind, und vieles mehr.

Dann kam eine Art neuer Begehung des SFB in der Form, dass ein großes Symposium abgehalten werden sollte, auf dem eingeladene auswärtige Redner wie der Nestor aller Internisten und andere weltbekannte Größen zu unserem Generalthema, den Normwerten und den krankheitsspezifischen Abweichungen davon, sprechen sollten. Die SFB-Mitarbeiter sollten dazu die

Ergebnisse ihrer Arbeit vortragen. Der Termin war erst in Monaten und ich musste die Mitarbeiter gar nicht motivieren, denn die Chefs teilten mir mit, dass es von dem Symposium einen Band im S-Verlag gebe, in den alle Beiträge aufgenommen würden und bei dem ich, weil ich ja die Beiträge zusammen stellen, sichten und ordnen müsste, auch als Mitherausgeber erscheinen soll. Es sollte so etwas wie der erste Teil des geplanten Standardwerks sein. Die einzelnen Arbeitsgruppen legten sich ins Zeug, wie man sagt. Papers konnten sie alle gebrauchen. Das Symposium, zweitägig, war ein voller Erfolg. Die Redner hatten zum Teil bereits ein fertiges Manuskript ihres Vortrags dabei, ansonsten wurden die Vorträge auf Band aufgenommen und später abgetippt, was ich wiederum veranlasste. Der Nestor hielt den Einführungsvortrag, der bei ihm, unter anderem, über den Kammerton A ging, von dem es verschiedene Varianten gebe. Zwei Vorträge hielt ich, einen über Atemkrankheiten und ihre Unabhängigkeit von der Psyche und einen über die Anorexia nervosa. Nicht umsonst hatte ich mich in der Physiologie mit hypothalamischen Funktionen befasst. Es waren etwa 70 Beiträge, die in den Symposionsband aufgenommen werden sollten. Die Schreibkräfte tippten und bald war alles beisammen, um es an den Verlag zu schicken.

Selbstverständlich wollten und sollten die Chefs, die offiziellen Sprecher des SFB, den Band vorher noch sehen. Der Statistikchef nahm sich mit mir die erste Arbeit, das Einführungsreferat des Nestors vor. Da stand in einem der ersten Sätze, dass der Blutdruck „keine geregelte Größe“ sei. „Das müssen wir ändern, müssen wir ändern, das stimmt ja überhaupt nicht, auch die Begründung nicht“. Der ganze Absatz muss

geändert werde, meinte der Statistikchef. Aber ich musste ihm sagen, dass man das nicht kann. Man kann den offiziellen Text von niemandem, schon gar nicht den des Nestors ändern. Man hätte einen Tippfehler der Schreibkraft, beim Abschreiben vom Band ausbessern, aber nicht den Inhalt eines Vortrags verändern können, nur weil er nicht der eigenen Meinung entsprach. Ich machte den Vorschlag den Vortrag an den Nestor zu schicken, mit der Bitte, ihn nochmals durchzulesen und etwaige Unstimmigkeiten zu korrigieren. Vier Tage, nachdem ich das getippte Manuskript abgeschickt hatte, kam die Antwort. Man hörte den Nestor aus dem Antwortbrief fast herausschreien: Was ich mir erlaube, ihm den Vortrag zuzuschicken. Er spreche grundsätzlich druckreif und ich hätte seinen Vortrag so zu übernehmen wie er ist, ohne auch nur ein Komma zu verändern! Gut, es wurden dann die Manuskripte meiner Vorträge bearbeitet und hier mussten alle Kommas, vielleicht zu Recht, geändert werden. In manchen Beiträgen mussten Abbildungen neu gezeichnet werden, ich erstellte ein Sachverzeichnis, was sehr mühsam war, denn es gab weder Computer noch dafür geeignete Programme. Heute wäre das ein Kinderspiel. Das Inhaltsverzeichnis wurde fertiggemacht, in den Anhang kamen die Adressen der Referenten usw. Die Mitarbeiter, die ihre Beiträge korrekt abgeliefert hatten, kamen immer häufiger zu mir, um sich nach dem Stand der Arbeit an den Veröffentlichungen zu erkundigen. Sie brauchten Papers, ihre Chefs, die auch meine waren, wollten Ergebnisse sehen. Nach einigen Monaten meinte der Statistikchef so nebenhin: „Wissen Sie was, werfen Sie doch diesen ganzen Symposiumskram in den Papierkorb“. Ich war fassungslos und ging zum Klinikchef. Der lachte und fragte, ob ich wirklich so naiv sei, dass ich

glaubte ein Verlag nehme solche Vorträge zu einem Kongressband auf? Natürlich sei wegwerfen am besten. So ein SFB sei dazu da, um Geld für die eigene Forschung zu bekommen, für Themen, die von eigenem Interesse sind, nicht was in einem Antrag steht oder Gutachter glauben. Mir ging dann ein Licht auf: Es gab an den Kliniken Oberärzte, Professoren, die nur noch auf den Ruf auf einen Lehrstuhl warteten. Sie hatten zwar die meisten Gelder aus dem SFB erhalten, aber am Symposium beteiligten sie sich nicht. Da hätten sie keine Zeit, da müssten sie in Urlaub fahren. Mein letzter zweiwöchiger Urlaub mit der Familie lag sieben Jahre zurück. Seitdem gab es dreitägige Wochenendreise mit Frau und Tochter zur Schwiegermutter. Ich hatte nicht begriffen, dass die feinen Herrchen am Fortkommen in ihrer Seilschaft und nicht am SFB interessiert waren. So macht man das, wurde mir dann erklärt. Ich war der Prolet, der Arbeiter wie schon immer.

Nur einen Tag nach dem Gespräch mit dem Chef über meine Naivität, war morgendliche Klinikbesprechung, an der ich wie jeden Tag, schon aufgrund meiner Stellung in Poliklinik und SFB, teilnahm. Da bat ein Oberarzt - er war gerade habilitiert worden - nach Weggang des Chefs, die versammelten Klinikärzte zu bleiben. Er hielt eine Ansprache, worüber im Besonderen weiß ich nicht mehr, aber er hörte nicht auf unseren Chef zu loben, der nur für seine Mitarbeiter da sei, der jeden auf jede nur erdenkliche Weise fördere und noch mehr. Mir platzte der Kragen: Ich stand auf, sagte sehr laut, ich könne mir das Geschleime nicht mehr anhören und verließ, die Tür hinter mir zuschmetternd, den Saal. Keine fünf Minuten später wusste das auch der Chef. Es geschah nichts, der Chef war wie immer, nur

der Oberarzt sah weg wenn er mich sah, grüßte mich, den älteren nicht mehr, wie es vorher üblich war. Ich sah den Oberarzt, inzwischen längst Professor, Chef, Präsident von dieser und jener Gesellschaft, häufig auf dem großen Kongress in W. Er unterbrach jedes Gespräch, das er gerade führte ab und sah demonstrativ von mir weg. Über 35 Jahre später traf ich ihn wieder auf diesem Kongress. Er war ja etwas jünger als ich, aber auch schon ein älterer Mann. Ich sprach ihn an und sagte, dass ich mich bei ihm entschuldigen möchte und er meinte, er wisse nicht recht was ich meine, ich müsse ihm schon etwas „draufhelfen“. Ich schilderte ihm in etwa den Vorfall, von dem er sicher noch genug wusste und meinte, dass ich ihn mit dem Eklat wohl in eine nicht sehr gute Situation gebracht habe und dafür möchte ich mich entschuldigen. Nicht entschuldigen möchte ich mich für das was ich gesagt habe, sondern dafür, dass ich es sagte und meine Meinung nicht für mich behielt. Er akzeptierte meine Entschuldigung und wir gingen „wie die besten Freunde“ auseinander.

Damals aber, als es den Eklat gab, war wieder die Besetzung des Lehrstuhls für die Lungenheilkunde im Gespräch. Man wusste noch gar nicht, wie man diese bezeichnen sollte, ob mit Pulmologie, dem aus dem Lateinischen oder mit Pneumologie, dem aus dem Griechischen abgeleiteten Namen. Da erschien im Lungenfunktionslabor, in dem ich mich gerade aufhielt Professor F., der jetzt eine Abteilung innerhalb der Inneren Klinik an einer Universität leitete, um dieses, das Lungenfunktionslabor, einmal in Augenschein zu nehmen. Er, den wir alle kannten, werde in Kürze den Lehrstuhl übernehmen und er musterte alle Leute, auch mich, den etwa fünf Jahre

älteren und man konnte sehen wie er die Daten zum Feuern der einzelnen Mitarbeiter im Kopf zusammenstellte. Wir wussten alle wie so etwas geht, denn auch mein Chef, als er hierher kam – man sagte mir das, denn ich war damals nicht an der Klink – hatte eine Liste mit Entlassungsdatum der einzelnen Leute, die noch von seinem Vorgänger waren, dabei. Professor F. war übrigens früher mit meinem Chef an derselben Klinik. Er erhielt den Ruf und sagte überraschenderweise ab, weil er an seiner Universität zum Rektor gewählt wurde.

Es herrschten dann etwas verworrene Verhältnisse an unserer Universität, wohl noch als Folge der 1968er Unruhen, die Reformen in Gang gesetzt hatten. Die Universität wurde nicht mehr von einem Rektor geführt, sondern von einem Präsidenten. Das war dann zwar der vorherige Rektor, aber er hieß nun anders. Die Fakultät wurde – wie in den Geisteswissenschaftlichen Fächern – in Fachbereiche umgegliedert. Neben den Klinikdirektoren hatten dann Fachbereichsräte, zumindest das Mitsagen. Der Lehrstuhl wurde neu ausgeschrieben. Mir war das Recht und egal, bis mich mein alter Chef aus der Physiologie anrief und sagte ich sei es ihm schuldig, mich um diesen Lehrstuhl zumindest mitzubewerben. Einige der neuen Fachbereichsräte unterstützten meine eventuelle Bewerbung. Mir blieb gar nichts übrig, als „meinen Hut in den Ring zu werfen“. Natürlich hatten sich etwa 20 Leute um den Lehrstuhl beworben, aus denen eine Liste von sechs zusammengestellt wurde, unter denen auch ich war, die in die engere Auswahl kamen. Unter diesen kannte jeder jeden, ich die anderen und diese mich, seit Jahren. Es kam also dann das öffentliche „Vorsingen“ der Kandidaten, öffentlich für alle,

außer für die Kandidaten selbst, die alle zu einer etwa halbstündigen Befragung über ihre bisherige Tätigkeit und die Pläne, die sie an einem Lehrstuhl umsetzen wollten, eingeladen waren. Selbstverständlich lagen dem Fachbereich das Bewerbungsschreiben, die Liste der Veröffentlichungen, die bisherigen Tätigkeiten, das heißt beruflicher aber auch privater Lebenslauf vor. Der Vorsitzende der Kommission war mein internistischer Chef. Ich wurde, als letzter der Kandidaten, im Wesentlichen von ihm, aber auch anderen befragt und nach der Zeit, die alle hatten, mit dem Spruch „Sie hören wieder von uns“ entlassen.

Ich ging zurück in mein Zimmer in der Statistik, das nächstgelegene meiner drei Dienstzimmer und wartete. Der Statistikchef kam ganz aufgeregt und hätte mich fast umarmt: „Wunderbar, sie haben sich am besten geschlagen, das Ding ist gelaufen“. Ich erhielt den Lehrstuhl nicht. Die anderen Kommissionsmitglieder hatten mir dann, im Vertrauen gesagt, dass mein klinischer Chef gesagt habe, so lange er an der Klinik nur irgendetwas zu sagen habe, bekäme ich den Lehrstuhl nicht. Ich war weder traurig noch verwundert, als ich das hörte, denn ich hatte ja nicht lange vorher im Zorn meine Meinung über den Chef laut geäußert und daher nichts anderes erwartet.

Nun hatte ich also weiter zu bleiben, auch wenn ich weg wollte; nur wohin? So lange ich zumindest keine reguläre Oberarztstelle an der Klinik hatte, waren Bewerbungen – von Seilschaften und Beziehungen abgesehen – um eine Chefarztstelle kaum erfolgreich. Wer will einen Klinischen Koordinator, einen, der im Wesentlichen am Schreibtisch sitzt,

als Arzt am Krankenbett? Im Deutschen Ärzteblatt war eine Stelle an einem großen Krankenhaus in einer etwa 45 000 Einwohner zählenden Stadt, ausgeschrieben: Oberarzt, Habilitation erwünscht, garantierte Chefarztnachfolge in sechs Monaten. Der Kollege, der am ersten Tag meiner Klinikfähigkeit an der Universität, mit seiner Last-Minute-Behandlung eines Sterbenden mich fast wieder fortgeekelt hätte, inzwischen auch Professor geworden, im katholischen CV aktiv tätig, kam zu mir gerannt: „Mensch, haste das gelesen – wenn er leutselig war duzte er jeden – da ist eine Stelle ausgeschrieben, wie dir auf den Leib zugeschnitten, wenn du nicht wärst, würde ich mich selber bewerben!“ Ich dankte ihm für den Hinweis, zumal ich von einer Krankenschwester wusste, die mit ihm vor zwei Monaten in dem Krankenhaus war, um etwas über die Schwesternsituation zu erfahren, dass er längst den Vertrag für die Stelle in der Tasche hatte, also mindestens zwei Monate vor Erscheinen der Ausschreibung. So macht man das halt, bekam ich immer wieder zu hören. Vielleicht sollte ich es auch so, oder ähnlich versuchen.

Einer der aussichtsreichsten Bewerber für den Lehrstuhl, wenigstens von Seiten meines Chefs, gefiel schon deshalb der anderen Partei nicht. Die neuen Fachbereichsräte in den Gremien waren den bisher autoritär herrschenden Ordinarien ein gewaltiger Dorn im Auge, genauso war es umgekehrt. Die Fachbereichsräte wollten die Liste wieder kippen, um ganz neue Bewerber für den Lehrstuhl zu finden. Da setzte ich mich mit einem noch aussichtsreichen Bewerber, den ich natürlich auch kannte, in Verbindung und schlug vor, dass ich mich innerhalb des Fachbereichsrats für ihn einsetzen wolle, wenn ich bei ihm,

falls er den Ruf erhält, die Oberarztstelle an der neuen Abteilung erhalte. Er war einverstanden und ich froh, eventuell einen neuen Chef zu bekommen, der menschlich, unkompliziert und nicht mit autoritären Allüren behaftet ist. Er bekam den Ruf und ich ging zum alten Chef, um ihm mitzuteilen, dass ich an die neue Abteilung als Oberarzt gehen werde. Da wurde ich zum Oberarztendienst der Klinik eingeteilt, bekam die Stelle, die vorher unerreichbar schien, war also einer der sechs Oberärzte, der Professoren an der sogenannten Kernklinik.

Nach etwa drei Monaten sollte der neue Chef, der Inhaber des neuen Lehrstuhls, seine Stelle am Ersten des Monats antreten. Er kam nicht, obwohl ich die Bettenstation, einschließlich eigener Privatstation, an der Klinik eingerichtet hatte. Ein großes Dienstzimmer, Sekretariat einschließlich Sekretärin, das Labor mit eingearbeitetem Personal, waren bereit. Die Krankenversorgung arrangierte ich und hatte dazu bereits eigene Assistenzärzte. Von allen Seiten wurde ich gefragt, warum der Chef noch nicht hier ist, was ich mit dessen noch nicht beendeten Aufgaben an seiner früheren Stelle begründete. In Wirklichkeit hatte ich keine Ahnung wo er war. Nach vier Wochen kam eine junge Ärztin aus Österreich und sagte, dass sie morgen zum Dienst käme. Der (neue) Professor habe ihr zu diesem Zeitpunkt die Stelle zugesagt. Ich war ratlos, was zu tun sei und wandte mich an den bisherigen Chef. Der, was man ihm hoch anrechnen muss, kümmerte sich umgehend darum, dass diese Ärztin am nächsten Tag eine Stelle mit allen Rechten und Pflichten, vor allem mit einer regulären Bezahlung, antreten konnte. Dann kam eine Ansichtskarte an mich gerichtet: „Herzliche Grüße aus dem Urlaub an der jugoslawischen Adria,

bis bald, Ihr ...“ Damit wusste ich wenigstens wo er war. Als er zurückkam, sagte er, dass er mit seiner Freundin – die seine Frau entweder schon war oder wurde – im Urlaub war. Von seiner Frau und den Kindern, von denen noch vor zwei Monaten die Rede war, wurde nicht gesprochen.

Nun war er da und begann wie er später sagte, die Abteilung „aus dem Nichts“ aufzubauen. Der Aufbau bestand darin, dass er mit dem kaufmännischen Direktor des Gesamtklinikums eine heftige Korrespondenz, ja einen Streit darüber führte, dass in seinem Dienstzimmer, worauf ich wirklich nicht geachtet hatte, kein Teppich lag. Der Verwaltungsleiter hatte mitgeteilt, dass ein Teppich nur Klinikdirektoren, zustünde, nicht aber Abteilungsleitern. Als Lehrstuhlinhaber meinte der neue Chef, sei er Direktoren gleichgestellt, was wieder bestritten wurde. Nach zwei Monaten hatte er aber den Teppich erkämpft. Ich organisierte inzwischen eine eigene Endoskopieeinrichtung für die Bronchoskopie, eine spezielle Röntgeneinrichtung, EKG Geräte und mehr. Meinen Job als klinischer Koordinator des SFB hatte ich beibehalten, wodurch die neue Abteilung, etwa dadurch dass ich das Massenspektrometer im Lungenfunktionslabor platzierte, auch Vorteile hatte. Auch die Leitung der Krankenpflegeschulen behielt ich weiter. Durch die Kontakte zu allen Kliniken, hatte die Abteilung eigentlich einen guten Start und ich hätte zwar viel Arbeit aber auch große Befriedigung haben können. Gewiss wäre mir in wenigen Jahren, durch die Position als Oberarzt und Professor an einer Universitätsklinik, eine ganz selbständige Stelle sicher, glaubte ich.

Nur, der menschlich gute Chef, der nicht den alten Zöpfen anhing, begann zu treten wie eigentlich alle Emporkömmlinge, die sich plötzlich zu Eliten rechneten. Nachdem ich der nächste unter dem Chef war, bekam ich die meisten Tritte ab. Ich will heute nichteinmal sagen, dass dies alles Absicht war, eher war es die Grundeinstellung, dass man seine Macht zeigen müsse, um sich Respekt zu verschaffen. Handwerklich hatte der Chef, man kann das sagen, ohne ihm Unrecht zu tun, wirklich „nichts drauf“. Er war ja der mit den zehn linken Daumen. Also übernahm ich selbstverständlich das Anlernen der Assistenten für fachspezifische Tätigkeiten wie Pleurapunktionen, Bronchoskopien, auch bei den Privatpatienten, wozu er allenfalls lockere Sprüche, wie „die Dame über das Bronchoskop stülpen“ hatte. Gewiss, er hatte ein Lehrbuch des Fachs geschrieben, weil ihn sein damaliger Chef an der Universität dazu verdonnert hatte. Er wollte nämlich, wie er mir sagte, nur eine Broschüre für eine Arzneimittelfirma schreiben, wozu er das Einverständnis seines Chefs brauchte, das dieser nicht gab, denn die Assistenten, was der jetzige Chef damals war, sollten nur ordentliche Bücher, Arbeiten und sonst nichts schreiben. Er habe damals, aus Angst vor dem Chef, der ihn ständig antrieb, zu rauchen begonnen. Uns, an der neuen Abteilung, musste man nicht antreiben. Wir waren zu arbeiten gewohnt. Aber letztlich machte mich bald die ganze Atmosphäre nicht nur unzufrieden, sondern wütend.

Eines Tages kam ein Assistent der Nachbarklinik, es gab die Kliniken I und II, und meinte, ob ich schon wisse, dass der Chef einer großen Heilstätte – aus Heilstätten kamen die meisten der späteren Klinikleiter, auch der jetzige Chef war früher in

einer solchen Heilstätte mehrere Jahre – bald in den Ruhestand gehe. Ich wusste es nicht und er gab mir die Adresse eines Direktors, bei dem ich mich danach erkundigen könnte, wann die Stelle ausgeschrieben würde und ob ich überhaupt dafür in Frage käme. Dass dieser Direktor sein Onkel war, der sich bei ihm nach einem geeigneten Mann erkundigt hatte, erfuhr ich viel später. Nach nur fünf Monaten in der neuen Stelle als Oberarzt, schrieb ich einen Brief an den mir unbekanntem Herrn Direktor. Zwei Monate lang hörte ich nichts bis ein Brief kam, ich möchte doch umgehend so etwas wie Bewerbungsunterlagen mit Lebenslauf, beruflichem Werdegang und meinen Vorstellungen über die Leitung einer großen Klinik an den Herrn Direktor senden und diesen in zwei Wochen im Börsenkeller von Frankfurt treffen.

Das Treffen kam zustande. Ich war aufgeregt, hatte mich bestens auf ein Gespräch vorbereitet, kam aber gar nicht zu Wort, denn vom Direktor wurde mir erklärt was ich, falls der Vorstand des Trägers der Klinik sein Einverständnis zu meiner Berufung gäbe, zu tun habe. Um es kurz zu machen: Ich wurde, natürlich mit erneutem Vorsingen, Vorgesprächen usw., berufen. Meinen Chef hatte ich erst als alles sicher war informiert, dass ich und wohin, als Chefarzt gehe. Der Chef war über meinen Weggang zwar enttäuscht wie er sagte, hatte sich dann aber ausbedungen, meine Berufung der gesamten Klinik selbst mitzuteilen. Dazu erschien er erstmals in der Morgenbesprechung der „Kernklinik“ und verkündete meine Berufung, die er seinem Ruf zu verdanken glaubte. In diesem Glauben ließ ich ihn. Meinen Job als klinischer Koordinator des SFB, der so einigermaßen lief, musste ich selbstverständlich

auch aufgeben. Ein halbes Jahr nach meinem Weggang ging der SFB sang und klanglos zu Ende; alle aus dem finanziellen Topf angeschafften Geräte blieben bei den Kliniken und Instituten, was aus dem Personal wurde, weiß ich nicht.

An meinem 43. Geburtstag, acht Jahre nach Beginn meiner Universitätslaufbahn, trat ich den neuen Dienst an. Bei der feierlichen Amtseinführung wurde mir auch bedeutet, dass ich „eine der führenden Kliniken Europas“ übernehme. Gut, die Klinik hatte 320 Krankenbetten, einschließlich Kinderabteilung und Lungenchirurgie, war mit drei Oberärzten, 14 Assistenten, eigenem Röntgen und Labor, ausgestattet. Es gab großzügige Geschäftsräume, natürlich mit Teppich, ein riesiger Afghane, bei dem mir der Kampf um den Teppich meines nunmehr verflossenen Chefs einfiel, mit einer perfekten Sekretärin, Dienstwagen mit Chauffeur, der die Mütze abnahm, wenn er die Wagentüre zum Einsteigen aufhielt.

Wunderbar alles, bis auf Kleinigkeiten. In den ersten Tagen meines Dienstes baten mich zwei Assistenzärztinnen, eine aus der damals noch so genannten Tschechoslowakei, um eine Unterredung bei der sie mir mitteilten, dass sie die Klinik verlassen möchten sobald sie eine neue Stelle gefunden hätten. Ich fragte nicht warum sie die Klinik verlassen wollten, bot ihnen sogar meine Hilfe bei der Stellensuche an. Sie kamen beide zusammen nach vier Wochen wieder und baten bleiben zu dürfen. Ich fragte auch jetzt nicht warum sie bleiben wollten, was sie natürlich könnten, weil ich sie auch nicht nach dem Grund ihres beabsichtigten Weggangs gefragt hatte. Dass eine der beiden Frauen 22 Jahre später meine zweite Frau werden

sollte, wusste ich zu dieser Zeit noch nicht. Aber warum sie gehen wollten, sagten sie mir etwas später. Sie wollten, wie sie sagten, unter einem Chef, der so blöd ist, dass er eine solche Klinik übernehme, nicht arbeiten. Aus meiner Sicht betrachtet wussten sie nicht, welche charakterlichen Verbiegungen, Demütigungen, man hinnehmen muss, um jemals in eine solche, halbwegs selbständige Position ohne familiäre oder sonstige Beziehung zu kommen. Sie wussten nicht, dass man, wenn man in entsprechende Kreise hineingeboren ist, zu „Eliten“ gehört, trotz der krummsten Dinge, die manche junge Menschen machen, eine vorgezeichnete Karriere kaum aufhalten kann. Also, die Damen sahen dann, dass es in der Medizin auch etwas anderes geben kann als das, was sie gewohnt waren.

Medizinische, fachliche, auch menschliche Eigen- und Einzelheiten will ich hier nicht weiter schildern. Alles wurde in einer früheren Fassung dieses Berichts niedergeschrieben, aus der vorliegenden gelöscht. Vielleicht geht dies auf Thomas Bernhard zurück, der seinerseits die Verhältnisse an Heilstätten und Krankenhäusern in einer eher untertriebenen Weise schilderte, die die eigene Erfahrung allenfalls als unglaubwürdig erscheinen ließe.

Dass an der neuen Klinik nicht alles reibungslos und ideal laufen würde, hätte ich mir denken können. Ich will bewusst keine der mehr organisatorischen Einzelheiten aufführen. Heute verzeihe ich mir jedoch immer noch nicht, dann sozusagen das Handtuch geworfen zu haben.

Seit dem ersten Tag meiner Tätigkeit an der Klinik, wohnte ich dort in zwei kleinen Zimmern, die man mir in einem Seitenflügel hergerichtet hatte. So war ich auch nachts erreichbar. Jedes zweite Wochenende, ab Samstag, fuhr ich mit der Bahn oder dem Auto die Strecke von sechs bis sieben Stunden zur Familie. Mindestens jeden zweiten Tag telefonierte ich mit meiner Frau und schilderte auch meine Schwierigkeiten. Das brachte mir jedoch keinen Trost, nur Häme, warum ich so blöd war, dorthin zu gehen. Ich bat meine Frau mit der Tochter doch zu mir zu kommen. Sie lehnte ab. Das klinikeigene separate Chefarzthaus, hatte sie mit mir auf Einladung meines Vorgängers besichtigt. „Die Innentreppe war ganz unmöglich, zu barock, in dieses Haus ziehe sie niemals“. Ich wollte eine Wohnung oder ein Haus in der Stadt, aus der sie früher unter keinen Umständen weg wollte, mieten oder kaufen. Nein, sie kommt nicht, eher bringe sie sich um, wenn ich sie zwingen wollte dorthin zu kommen. An einem Abend rief sie mich in der Klinik an: Eine Schwester von der Universität habe sie angerufen, an einem Krankenhaus der Stadt werde eine Lungenklinik neu eingerichtet. Ich glaubte das nicht, weil ich mir nichts darunter vorstellen konnte. Es hatte zwar, gut sichtbar von meinem Oberarztzimmer an der Universität aus, ein Krankenhaus gegeben, an das sogar einer der Oberärzte der Klinik, Professor B. als Chef der Inneren Abteilung gegangen war. Aber eine Lungenabteilung? Am andern Tag begrüßten mich meine Mitarbeiter in der Klinik, mit dem Ärzteblatt in der Hand, in dem die Stellenausschreibung an gerade diesem Krankenhaus zu lesen war. Eine Belegabteilung, die vier Lungenfachärzte betrieben, sollte in eine reguläre Klinik, die von einem Chefarzt geführt wird, umgewandelt werden. Ich

müsse mich unbedingt bewerben, forderte meine Frau und ich machte einen der größten Fehler meines Lebens und schickte meine noch gesammelten Unterlagen aus der letzten Bewerbung dorthin.

Nach drei Tagen kam der Anruf der Verwaltungsleiterin, einer Nonne: „Ei, Herr Professor....“. ich sollte mich vorstellen. Dort führte ein langes Gespräch mit Generaloberin, Oberin, noch einer Nonne und drei Chefarzten des Hauses, darunter mein Klinikkollege Professor B. Ich bekam die Stelle trotz meiner Forderung nach Umbau der Bettenstation, dass wenigstens sechs Zimmer mit eigener Toilette versehen waren, ein neues Lungenfunktionslabor, neue Bronchoskope und mehr. Meine alte Stelle kündigte ich, was zu einem großen Eklat führte. In der örtlichen Presse stand, als ich keine Auskunft über meine Gründe, unter Hinweis auf meine Dienstvorschriften geben wollte, „Maulkorb für den Chefarzt“. Dabei lief die Klinik, die ich nach sieben Monaten wieder verließ, langsam gut an. Die ersten Privatpatienten kamen, obwohl sie keine Tuberkulose hatten, was vorher nie der Fall war. Die Hauptverwaltung hatte sogar geschluckt, was ich gefordert hatte, die Klinik für alle Kassen zu öffnen, was zunächst unter Hinweis auf die Satzung, dass nur Tuberkulosefälle oder solche mit Verdacht auf die Krankheit behandelt werden dürfen, abgelehnt worden war. Als mein Weggang von der Klinik bekannt wurde, kündigte eine Reihe der Assistenten ebenfalls, so dass nur einige ausländische Ärzte, die keine andere Stelle fanden, blieben. Alle, die weggingen, kamen gut an anderen Kliniken unter. Ich konnte keine Assistenten an die neue Klinik mitnehmen, da der dortige Stellenplan, dies nicht erlaubte. Es gab eine Oberarzt- und zwei

Assistentenstellen, die alle nicht besetzt waren. Als ich diese Klinik nach 22 Jahren wieder verließ, hatte ich drei Oberärzte und acht Assistenten. Das war nicht üppig, denn im Vergleich zu meinem vorigen Chef an der Universität, dessen Bau nur 300 Meter Luftlinie entfernt war, hätte ich, gemessen an der Bettenzahl und dem Aufwand, der betrieben wurde, 23 Assistenten haben müssen.

Wie ich schon menschliche, medizinische und organisatorische Einzelheiten meiner vorhergehenden Chefarztstelle nicht ausführlich darstellen wollte, will ich dies auch in Bezug auf die letzte klinische Tätigkeit – ausgenommen einige gravierende Ereignisse - nicht tun. Auch hiervon ist nichts vergessen, nur ist es aus dem ursprünglichen Bericht herausgenommen worden. Nach meinem Dienstantritt wurde also eine ursprünglich kleine Belegabteilung, die im Ersten Weltkrieg zu Versorgung Tuberkulosekranker gegründet wurde, in eine Klinik für Pneumologie, für alle Lungen- und Atemkrankheiten umgewandelt. An der Klinik begann der übliche Betrieb. Es gab immer mehr Arbeit. Neben den üblichen Atemkrankheiten wie Asthma, Lungenemphysem, n Lungenentzündungen, seltenen, umweltbedingten Lungenerkrankungen, bildeten die bösartigen Erkrankungen, Krebs in allen Formen, bald einen ungewollten Schwerpunkt. Immer mehr Patienten wurden als sogenannte letzte Hoffnung, von weit her zu uns geschickt. Wir hatten keine Geheimrezepte, bewegten uns keinesfalls außerhalb der „Schulmedizin“ und der Wissenschaft, waren aber kritisch und selbstkritisch etwa in der Anwendung von Methoden, für die es keinen Wirksamkeitsnachweis außer der Überzeugung ihrer Erfinder

gab. Wir berichteten über unsere Untersuchungen auf Kongressen und in Veröffentlichungen in Fachzeitschriften. Hier eckte ich sehr oft an, wenn ich spektakuläre Erfolge anderer Kliniken öffentlich anzweifelte. Aber, das war eben so, wie wohl in jeder Wissenschaft: man musste „bedeutend sein“ wie ein früherer Chef sagte. An der Universität beteiligte ich mich an der Hauptvorlesung in Innerer Medizin. Als ich den Erfolg einer anderen Klinik der Universität anzweifelte, wurde ich als inkompetent verlacht oder beschimpft. Doch als nach Monaten an dieser Klinik einer der größten Betrugsfälle in der Wissenschaft aufflog, sagte man, na ja. Bei einem Kongress gab es eine hitzige Diskussion über eine Behandlungsart. Die, die sich für Pápste hielten verteidigten ihre oft sehr teuren Behandlungen. Abends dann, beim gemeinsamen Dinner, gesponsert von der Industrie, sagte man dann zu mir: „Sie haben ja Recht und immer machen wir das auch nicht, aber was sollen wir machen, wir brauchen doch das Geld von den Firmen.“ Das, „was sollen wir machen oder reden wir nicht mehr darüber“ erlebte ich oft. Schon seit Beginn meines Dienstes an der Klinik, nahm ich, wie schon gesagt, an der Universität, die nur einen Steinwurf entfernt war, an der Vorlesung für die Innere Medizin teil, schon um mich durch die Vorbereitung fachlich auf dem Laufenden zu halten, dazu kam eine eigene Vorlesung über Pathophysiologie, die gut besucht war, die ich nach zwei Jahren wegen Arbeitsüberlastung – eine Stunde Vorlesung erfordert etwa vier Stunden Vorbereitung, weil ich nicht „aus dem hohlen Bauch“ lesen wollte, aufgeben musste. Die Studenten wollten dann an meine Klinik kommen, was das Arbeitsproblem nicht gelöst hätte. Das Krankenhaus, zu dem unsere Lungenklinik gehörte, war Lehrkrankenhaus der Universität und ich war der

Studienleiter, der die Verteilung der Studenten, die ihr „Praktisches Jahr“ an der Klinik ableisteten, den theoretischen Begleitunterricht durch die Professoren der jeweiligen Fachabteilungen und auch die abschließende Staatsexamensprüfung zu koordinieren, bzw. abzuhalten hatte. Mein Fach, die Pneumologie oder Lungenheilkunde, war schließlich eine Unterabteilung der Inneren Medizin, wie die Kardiologie oder Gastroenterologie, in dem, wie in allen Abteilungen, das allgemein internistische Basiswissen, das heißt die Verflechtung der Fächer untereinander zu erkennen, Voraussetzung für ärztliches Arbeiten war. Ich schrieb eigene Fachbücher, größere Kapitel an Lehrbüchern mit anderen Autoren, hielt Fortbildungsvorträge, publizierte mit Mitarbeitern, die oft Doktoranden waren und dann, insgesamt 29, promoviert wurden, auch Fachartikel in Zeitschriften und was man unter einer nicht geringen Belastung durch die Klinikroutine machen konnte.

Zu wissenschaftlichen Publikationen, insbesondere zu den Doktoranden, muss ich sagen, dass mir heute noch manches „im Magen liegt“. Es war ja nicht so, dass man sich einfach hinsetzen konnte und schreiben und dann druckt das jemand und man wird berühmt, erwirbt einen gewissen Ruf. Gewiss hatte ich schon genügend veröffentlicht, denn ohne den Nachweis wissenschaftlicher Tätigkeit, das heißt von Publikationen, hätte es ja keine sogenannte Karriere, also Ernennung zum Privatdozenten, apl. Professor und zum Professor auf Lebenszeit an der Universität gegeben. Aber am nunmehr neuen katholischen Krankenhaus hieß es: „Wissenschaft ist ihre Privatsache“. Eine amerikanische Fachzeitschrift, deren Bezug

für die Handbibliothek der Abteilung, die ich erst einrichtete und bezahlte, hatte ich zu meinem Amtsantritt zur Bedingung gemacht und zugesagt bekommen. Etwas später hat man einfach, ohne mich auch nur zu informieren die Zeitschrift abbestellt. Dass ich für jede Fotokopie, nur in der Verwaltung möglich, bezahlen musste, hätte man noch einsehen können, aber nicht, dass man ein Kopiergerät auf eigene Kosten nicht anschaffen durfte. Einen ersten Personalcomputer und die notwendigen wissenschaftlichen Softwareprogramme habe ich selbst bezahlt. Als nach einigen Jahren alle Abteilungen im Hause einen PC erhielten, um die Arztbriefe rationeller schreiben zu können, durften die Computer kein Diskettenlaufwerk haben, damit das Personal nicht Computerspiele während der Dienstzeit machen könne.

Meine größeren wissenschaftlichen Publikationen entstanden sowieso nur in nächtlicher Arbeit am häuslichen Schreibtisch. Keine Schreibkraft der Klinik schrieb die Texte. Aber wie war das mit den Doktoranden? Sie kamen auf mich zu, baten um ein Thema für eine Doktorarbeit, wie es üblich war und ich vergab dieses, besorgte die Formalitäten mit der Fakultät und was dazugehört. Die Arbeiten waren zum Teil experimentell, mit immunologischen Untersuchungen aus dem eigenen Labor oder mit Lungenfunktionsbefunden, auch mit sehr aufwändigen Untersuchungen aus dem eigenen Krankengut. Es war mir sehr daran gelegen, dass eine Arbeit in angemessener Zeit fertig gestellt wurde, da ich nicht wollte, dass, wie bei manchen Kollegen, der Doktorand für eine auch nicht überragende Arbeit fünf Jahre braucht, bis sie, nach langem Lagern in der Schublade, endlich fertig wird.

Natürlich habe ich die Arbeiten begleitet, überwacht, Zwischenergebnisse mit den Doktoranden diskutiert, nachdem ich sowieso das Wie und Wo - zum Grundmaterial zu kommen, Untersuchungsabläufe, statistische, grafische Verfahren – vorgegeben hatte. Hier hatte ich aber, mich noch heute bedrückende Fehler gemacht: Einer sehr klugen Doktorandin hatte ich, nach ihrem Untersuchungsmaterial, große Textpassagen einfach vorgeschrieben, was diese zu Recht kränkte, den sie hätte es alleine, vielleicht sogar besser gekonnt. Aber ich hatte vor ihr einen der ersten Doktoranden, der mit Fremdwörtern, durchaus fachspezifischen, aber mit Deutsch überhaupt, sehr auf Kriegsfuß stand, was umfangreiche Korrekturen erforderte. Daher mein wohlmeinendes aber nicht richtiges Verhalten. Ein Doktorand lieferte eine hervorragende etwa 600 Seiten lange Arbeit ab. Es ging über die Behandlung der Tuberkulose. Er schrieb über die Krankheit von den ersten Befunden bei ägyptischen Mumien bis zu Robert Koch und weiter und auch über das eigene Krankengut, das er zu bearbeiten hatte. Hier ging es darum, dass wir nachweisen wollten, dass mit einer viermonatigen Therapie der Krankheit die gleich guten Ergebnisse zu erzielen waren wie mit der bisherigen Standardtherapie von sechs bis neun Monaten. Wir hatten dazu das wahrscheinlich umfangreichste Untersuchungsmaterial, das heißt die meisten Patienten. Diese Ergebnisse sollten in einer Fachzeitschrift, die ich schon vorinformiert hatte, veröffentlicht werden. Bei jeder Besprechung des Fortgangs der Arbeit bekam ich aber zu hören, dass zu den noch äußerst umfangreichen statistischen Test, noch dieser und jener gemacht werden müsse, was wieder Rechenzeit

usw. erfordere. Als mir der Doktorand dann stolz die fertige, umfangreiche Arbeit präsentierte, auch fragte, ob man diese nicht als Buch herausgeben könnte, waren zwei Monate zuvor mehrere Arbeiten mit dem gleichen Thema und dem gleichen Ergebnis, statistisch genügend abgesichert, erschienen. Ich war eher wütend als erfreut, denn in der Wissenschaft zählt wer wann was sagt. Aus dieser sicher sehr guten aber zu spät erschienenen Arbeit entstand dann ein kleiner Beitrag in einer anderen, nicht sehr berühmten Zeitschrift, die es heute nicht mehr gibt, mit dem Doktoranden und mir als Autoren. Vier Doktoranden bearbeiteten Themen aus unserem Schlaflabor. Wir bekamen für eine Untersuchung dafür Geld von einer Firma. Das Geld wurde zur Hälfte in zwei Geräte investiert, die andere ging an die Doktoranden. Dass diese für ihre Promotionsarbeit auch noch und nicht gering bezahlt wurden, ist wohl der unübliche Vorgang. Sehr oft müssen Doktoranden für ihre Arbeit bezahlen. Ich selbst habe nie auch nur einen Pfennig aus Auftragsuntersuchungen oder Studien genommen, alles wurde an die ausführenden Mitarbeiter gegeben. Warum ich überhaupt die Schlaflaborarbeit erwähne, liegt daran, dass ich dem, den Untersuchungsauftrag vermittelnden Arzt, eines der Manuskripte mit Ergebnissen eines Doktoranden übergab, nachdem ich die ersten vier oder fünf Seiten gelesen hatte. Als er mich, nachdem er die ganze Arbeit gelesen hatte nach meinem Urteil fragte und ich sagte, dass es ganz nett sei, was der Doktorand geschrieben hatte, bekam ich keine Antwort, der Kollege ging und ich habe ihn leider nie mehr gesehen. Ich war ein Vollidiot, denn, als ich die Arbeit vollständig las, wusste ich warum der Kollege ging. Es war die schlechteste Arbeit mit den meisten Sprüchen, die ich je gelesen hatte. Ich habe die Arbeit, die ja einfach Messdaten

enthielt, mehr als umfangreich korrigiert. Das Korrektorexemplar habe ich heute noch und hätte es gerne dem Kollegen gezeigt, aber nie mehr Kontakt zu ihm bekommen.

Ich weiß nicht, ob es anderen Menschen auch so geht, dass sie nach 30 Jahren noch nachts aufwachen, Zahlen vor sich sehen, Doktoranden, mit denen man anders umgehen würde, aber auch Patienten, denen man nicht helfen konnte, die man nach dem neuesten wissenschaftlichen Standard therapierte, was man heute nie mehr machen würde und man kann nichts mehr ungeschehen machen.

Fünf Jahre vor dem Ende meiner Dienstzeit, baute man die Abteilung um. Seit fünfzehn Jahren hielt ich die Toilettensituation für die 70 allgemeinen Patienten – für 15 Privatpatienten hatte ich vor meinem Dienstantritt Zimmer mit Toiletten ausbedungen, was letztlich von der Regierung bezahlt wurde – für nicht zumutbar. Zwei durch ein Blech getrennte, unten offene Toiletten Kabinen, die von Außenstehenden als Legebatterien bezeichnet wurden, waren in den sogenannten Hygieneräumen für je 15 Patienten vorgesehen. Extra Urinale für Männer gab es nicht. Einmal ging die Oberin, auf meine wiederholte Beschwerde hin, mit dem Malermeister, der die Arbeiten für den Orden erledigte, zu den Toiletten und teilte mir dann mit, der Malermeister habe den Blechanstrich und die gesamten Toiletten als in Ordnung befunden. Nun also, fünf Jahre vor meinem Abschied wurde umgebaut. Ich sagte sofort, als ich vom Baubeginn erfuhr, - vorher hatte mich niemand über die Umbauabsicht informiert - dass ich mich nicht dafür bedanken werde, da allenfalls mein Nachfolger davon

profitierte. Das war dem Krankenhausträger, den Nonnen egal. Eine Nasszelle in ein Zimmer einzubauen, sollte damals etwa 20 000 Mark pro Zimmer, insgesamt 400 000 Mark, kosten. Da man beim Umbau einige defekte Elektro- und Wasserleitungen entdeckte, ein neues Rufsystem gleich mitinstallieren wollte, kam der Umbau auf acht Millionen Mark! Das war auch egal. Der Orden hatte genug Geld und, je teurer die Investition kam, desto größer war der Zuschuss seitens der Landesregierung.

Inzwischen war ich mit meiner zweiten Frau, der ehemaligen Assistentin aus der Heilstätte, jetzt Oberärztin, verheiratet – da erschien in der Zeitschrift „Focus“ ein Artikel über die Bewertung der 200 besten Kliniken und Krankenhäuser Deutschlands, die Universitätskliniken inbegriffen, letztere jedoch nach Universität insgesamt bewertet, basierend auf der Befragung von Fachärzten. Bei den nicht universitären Krankenhäusern war, als Grund für die Bewertung, die Stellung oder der besondere Ruf einzelner Abteilungen des Hauses genannt, die wiederum auf der Befragung von Fachärzten der sehr weitreichenden Region beruhte. Niemand, auch die Universität nicht, hat diese Erhebung zu ernst genommen, kein Chefarzt hat sich deshalb erschossen. Es war aber so, dass in einer Tabelle die Universität am Ort etwa auf dem 50. Platz lag, das ebenfalls katholische Haus der Caritas, unsere ständige Konkurrenz, lag etliche Plätze dahinter, aber immerhin noch unter den 100 besten, wobei hier die Abteilungen Innere, Chirurgie, Unfallchirurgie und Gynäkologie, als Grund für die Bewertung genannt wurden. Unser Krankenhaus lag immerhin auf dem hundertsten Platz der zweihundert besten in

Deutschland. Als einziger Grund für diese Platzierung war angeführt: Pneumologie. Das war unsere Abteilung. Keine andere der drei weiteren wurde genannt. Es gab eher ein gewisses Hallo seitens einiger Professoren der Universität, die mich anriefen und gratulierten. Die weiteren Chefärzte am Hause, drei Professoren, quittierten die Liste des „Focus“, die sie alle kannten, mit eisigem Schweigen. Der Chirurg, Professor H., hat den Verwaltungsleiter des Ordens dazu veranlasst mich zu fragen, wie viel ich dem Focus für diese Platzierung gezahlt habe. Das war bei weitem aber nicht das einzig Unfeine, was ich an diesem Hause erfahren habe.

Einige Monate vor meinem Diensten wurde meine Stelle im Deutschen Ärzteblatt ausgeschrieben: Nachfolge Professor Die Universität hatte bei der Auswahl der Bewerber ein Mitsprache- oder Vorschlagsrecht, weil wir Lehrkrankenhaus der Universität waren. Es gab 30 Bewerbungen, darunter waren etwa zehn Habilitierte, Professoren oder Privatdozenten. Einige wurden zum Vorstellungsgespräch eingeladen. Die Termine setzte unsere Krankenhausverwaltung fest, die Universität wurde von diesem Termin, einige Stunden vorher, als die Stellenbewerber bereits im Anreisen waren, durch Fax benachrichtigt, was mir die Universität als Affront vorwarf, da man es für unmöglich hielt, dass ich hier nichts zu sagen gehabt hatte. Dass ich selbst nur kurzzeitig vorher den Termin erfahren hatte, glaubte mir niemand. Auch brach man, als man annahm genügend Bewerber zu haben, die nach Eingang der Bewerbung sortiert waren, die Einladung zur Vorstellung einfach ab. Ein Kandidat, gut katholisch – ich war allenfalls nur gut aber nicht katholisch –

wurde favorisiert. Als man mir sagte, man will ihn berufen, damit ihn eine andere Stelle, an der er sich auch beworben hatte, nicht „wegschnappe“, riet ich dringend ab, weil ich mich weiter erkundigt hatte. Man hat ihn dann trotzdem berufen, was ich von dem Mann am Telefon erfuhr, nämlich „dass er mein Nachfolger sei“. Mir hatte die Klinikleitung, der Träger des Krankenhauses, die Nonnen, nichts davon gesagt. Vonseiten der Universität hat mir niemand das etwas schäbige Verhalten des frommen Ordens geglaubt.

Die Krankenhausleitung, der Träger, hatte mir ein halbes Jahr vor meinem Weggang noch angeboten ein Jahr länger bleiben zu können, was ich ablehnte. Jetzt setzte man den Termin zu einer großen Verabschiedung für gleich zwei Mitarbeiter fest, weil meine Frau, die seit 15 Jahren als Oberärztin bei mir arbeitete, natürlich gekündigt hatte. Es war für uns selbstverständlich, nicht nur weil ich meinte, um ihrer sofortigen „Ermordung“ nach meinem Weggang zu entgehen. Ich wollte mich aber, nach all den vorangegangenen Querelen und Hinterhältigkeiten, nicht feierlich verabschieden lassen und bat, keine Feier, die sowieso nur der Glorie des Hauses dienen sollte, zu veranstalten. Meiner Frau sagte man, dass man einfach die Feier mache und dann müsste ich wohl kommen, weil man bereits die Presse und auch den Bischof eingeladen habe. Dieser schrieb mir einen persönlichen Brief, in dem er sein Bedauern ausdrückte, wegen einer großen Konferenz – er war Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz - nicht teilnehmen zu können. Ich schrieb ihm zurück, dass ich für sein Schreiben danke und eine Feier sowieso nicht stattfindet, da ich die Kosten für diese, - vom Haus waren 1500 Mark dafür

angesetzt, - einem Waisenhaus, das der Orden in Peru betrieb, spenden wollte. Dies ist geschehen, die Verwaltung zeigte mir den Scheck über diesen Betrag.

Die Mitarbeiter meiner Abteilung und einige der anderen Abteilungen, nicht deren Chefs, hatte ich zu einer Abschiedsfeier in einen Gutshof, den ich samt Essen, Trinken und Musik gerne für etliches mehr als das Krankenhaus für uns vorsah gemietet hatte, eingeladen. Es war ein schönes Fest. Zu meinem 65. Geburtstag erschien ein Heft einer Fachzeitschrift, mit wissenschaftlichen Arbeiten, die mir gewidmet waren. Einen Tag nach dem offiziellen Ende meiner Dienstzeit am Hause, hielt ich in den Räumen des Lehrkrankenhauses als Prüfungsvorsitzender das letzte Staatsexamen ab. Die Räume, die gestern noch meine Diensträume waren, wie auch die Abteilung und das übrige Haus, habe ich nie mehr betreten.

Zu meinem Entschluss, die berufliche Tätigkeit mit Vollendung des 65. Lebensjahrs zu beenden, war ich nicht durch die Querelen am Krankenhaus, die es zudem mehr oder minder schwer an vielen, nicht an allen Häusern gibt, gekommen, sondern durch eine notwendige Einsicht. Diese war, dass man weder physisch noch psychisch den überaus hohen Anforderungen, die an solche Positionen im Beruf zu stellen sind, auf Dauer und mit zunehmendem Alter standhalten kann. Gewiss gibt es Leute, die erst gehen, wenn sie absolut müssen. Vielleicht sind einige tatsächlich den Anforderungen gewachsen und können bis ins hohe Alter agieren. Manche haben aber auch, selbst wenn sie in höchste Ämter und Positionen gelangt waren, ihre Fähigkeiten, schon zu Beginn ihrer Laufbahn erheblich

überschätzt. Obwohl ich immer den Anschluss an den momentanen Stand der Wissenschaft hielt, publizierte, forschte, gleichzeitig klinisch schwerste, nur intensivmedizinisch zu betreuende Krankheitsfälle versorgen musste, erkannte ich, dass ich retrospektiv gesehen, im Laufe der Tätigkeit manches nicht mehr oder anders machen würde. Dies waren für mich Fehler, auch wenn sie, bis zum nächsten Paradigmenwechsel mit der Lehrmeinung, die ich ja teilweise mitprägte, übereinstimmten. Dass man zudem unbewusst Fehler macht, die man selbst nicht bemerkt, das hatte ich auch bedacht und eingesehen. Auch die vielen Krebstoten an unserer Abteilung, die ja nicht irgendwelche Nummern waren, waren eine erhebliche Belastung. Dass auch meine Frau, die Oberärztin, die etwas jünger ist als ich, mit mir den Dienst quittierte, war auch keineswegs eine vorzeitige Aufgabe, da dauernde 70 Wochenstunden, viele nicht genommene Urlaubswochen, durchaus einer Lebensarbeitszeit entsprachen. Alles in allem war ich, waren wir, am Ende der Berufstätigkeit, weder zufrieden noch stolz, sondern lediglich froh etwas ausruhen zu können.

Ein rationales Fazit

Wozu wurde das nun alles geschrieben? Was sollen die ganz persönlichen Erlebnisse, die Erinnerungen an politische und gesellschaftliche Ereignisse und die Überlegungen dazu überhaupt? Einen Lebenslauf, eine Autobiografie wollte ich nicht schreiben, auch keine Schilderung der zeitlichen Abfolge mehr oder weniger wichtiger Ereignisse. Für wen wäre dies von Bedeutung? Nur um nachzusehen wann und wo etwas war? Deshalb fehlt auch der durchgehende Duktus, der „Rote Faden“. Es wird vom Ereignis zur Reflexion und zu alten, wahrscheinlich unwichtigen Erinnerungen gesprungen. Details aus sozialer Herkunft, aus dem studentischen Leben, von Abläufen einer Karriere, die für den Nichteingeweihten entweder unverständlich oder unglaublich erscheinen, die eher desillusionieren, die sind doch uninteressant für die Menschen, die meistens eine „Schwarzwaldklinik“ wie im Fernsehen erwarten. Die Eingeweihten, sofern sie Notiz davon nehmen, werden sagen, dass man so etwas nicht erzählt. Vor vielen Jahrzehnten hat Professor Kilian, ein Chirurg, Pionier auf dem Gebiet der Endoskopie, besonders der Bronchoskopie (Bronchien- oder Lungenspiegelung), sein Buch „und hinter mir nur der Herrgott“ überschrieben, was vielleicht standesgemäß und hehr war. Aber gerade eine „Hymne“ hätte ich nicht zustande gebracht, weil es dazu keinen Stoff gab. Für mich selbst schreiben, um später, wenn vielleicht die Demenz Vergangenheit und Zukunft auslöscht, etwas nachlesen zu können, womit ich dann nichts mehr anzufangen weiß? Ich bin nicht Bismarck, der „Gedanken und Erinnerungen“ nach seinem Abgang aus der Politik schreiben musste.

Doch ich habe eine gewisse Absicht: Ich will meine Erfahrungen und Erkenntnisse, die womöglich den Interessen der Spezies Homo sapiens sapiens diametral entgegenlaufen darlegen und meine Befürchtung vom Erlöschen dieser Spezies, wahrscheinlich vom Untergang allen sogenannten höheren Lebens, ein bisschen erklären. Ob dies jemand interessiert oder nicht, ist dabei gleichgültig. Aber wenn man darüber schreibt, auch nur Fakten aufzählt, wird man gewöhnlich, besonders von sogenannten Experten, als unwissender Sektierer oder Spinner abgetan, der nur von Neid oder Unvermögen getrieben stänkert, der, wie man so sagt, nichts erreicht hat und deshalb über die anderen herzieht. Deshalb habe ich den keineswegs einfachen Weg zu einem bescheidenen Ziel dargestellt. Es ist keine „und dennoch Geschichte“, sondern die Feststellung, dass ich das berufliche Ziel eine selbständige Arztstelle zu bekommen, in der ich nicht nach Gutdünken sondern eigenverantwortlich arbeiten konnte, erreichte. Dass dies mit dem Titel Universitätsprofessor einherging, soll lediglich zeigen, dass man nicht sagen kann, „die Trauben wären mir zu sauer“ gewesen, wenn ich ohne Titel und Drumherum das Gleiche gesagt hätte. Zudem wollte ich meine Meinung, nach der viele hochgestellte, nicht höhere Personen, keineswegs das sind wofür man sie hält, nicht verschweigen. Ich brauchte und brauche also einen Fundus auf den ich verweisen kann, wenn ich von sogenannten Eliten, politischen Verstrickungen, dem Umgang der Menschen miteinander, von Einzelschicksalen und dem Schicksal der Völker berichte. Dabei ist mir klar, dass es kaum jemand gibt, den meine Meinung dazu interessiert, selbst wenn diese naturwissenschaftlich begründet wird, denn die meisten

Menschen haben eine vorgefertigte Meinung und brauchen keine weitere dazu. Es kann trotzdem sein, was mir dann aber egal ist, dass man nur auf meine Herkunft verweist. Kürzlich hieß es in der Tagespresse, der dienstälteste, 18 Jahre lang amtierende Ministerpräsident eines deutschen Bundeslandes, sei „nur der Sohn eines gelernten Maurers“. Was soll man dazu und von mir sagen?

Im Zauberberg schreibt Thomas Mann von dem Mädchen, das aufschreit als der Pfaffe zur letzten Ölung zu ihm ins Zimmer kommt. Aber das ist doch egal ob das Mädchen schreit oder geschrien hat, weil es schon so lange her ist, wenn es das überhaupt gegeben hat und keine Fantasie von diesem Thomas Mann oder von wem auch immer war. Da wird man sagen, dass das nicht letzte Ölung sondern Krankensalbung heißt, wie ich immer wieder hören musste. Das weiß ich und gerade darum habe ich von der letzten Ölung geschrieben, weil ich wusste, dass die geistliche Brut immer etwas in andere Worte kleidet, wenn eine Schweinerei bemäntelt wird. Da schert man sich nicht um die Angst der Kreatur, der Menschen. Die Hauptsache ist doch die Seele, „das Unsterbliche“, wie es in jedem Kreuzworträtsel heißt. Die Seele muss gerettet werden und sie wird es dem danken, der sie gerettet hat, wenn sie beim jüngsten Gericht, das in einem oder tausend Jahren abgehalten wird oder auch demnächst aus dem Fegefeuer kommt, auch wenn es das nicht mehr geben soll. Herr Joseph Ratzinger, alias Benedikt XVI hat das zusammen mit der Vorhölle abgeschafft. Was macht es, wenn ein Mädchen dabei geschrien oder ein Greis nur geröchelt hat, als die Seele aus dem Leib gerissen werden sollte? Eine Seele schreit weder, noch röchelt sie.

Aber soll man, wo es um die Seele geht, von einem Kreuzworträtsel und so reden? Und doch: steckt nicht schon im Kreuzworträtsel das Kreuz, an dem der liebe Heiland, der Erlöser, der Weltenrichter, der arme Jude aus Jerusalem, unsere Sünden hinaufgetragen hat zu seinem Vater, „an das Holz“ der ihn etwa drei Jahrzehnte vorher von seinem bisherigen Kompagnon, dem heiligen Geist hat zeugen lassen? Davon war schon mal die Rede und es hat keinen Sinn, weiter darüber zu diskutieren zumal der Tod doch nur ein winziger Moment ist angesichts der Ewigkeit, die die Seele vor sich hat. Ja wenn man das so sieht: Vor ihr, von der Seele aus gesehen, die Ewigkeit und hinter ihr - falls es sich um eine christliche Seele handelt - gut gerechnet schon sechs bis siebentausend Jahre, weil man da den ganzen Vorlauf mit den Juden bis zum Kreuz mit einrechnen muss. Ist das nichts? Nun gut, wenn man bis in alle Ewigkeit rechnet ist es nicht entscheidend, was vorher war. Auch wenn es in allen Religionen einen Anfang der Welt gegeben hat, von dem ab gerechnet wird. Da kann man das mit Präkambrium über Kambrium, Silur, Devon, Karbon, Trias, Jura bis Quartär (einiges habe ich ausgelassen) sozusagen ausklammern, vergessen. Alle Entstehungsmythen, die wie man sagt, außer unserer christlichen, abendländischen sowieso falsch sind, sehen das so. Wir haben eine eigene Infinitesimalrechnung von Ewigkeit zu Ewigkeit, auch wenn es von null bis unendlich heißen müsste und dann wäre null mit der Ewigkeit gleichzusetzen. Diese weit verbreiteten Gedankenverwindungen, die keineswegs von mir stammen, sind doch Allgemeingut an Wissen und eine Selbstverständlichkeit. Darüber zu diskutieren ist für die meisten Menschen sowieso sinnlos. Und rational

denken und argumentieren? Verträgt sich das mit Religion und Seele?

Das können die Herren mit dem Heiligen Öl erklären. Sie wissen und erklären alles stets aufs Neue. So hat neulich Herr Joseph Ratzinger, alias Papst Benedikt XVI, ein Buch geschrieben: „Jesus von Nazareth“, von dem, Jesus, man offenbar länger nichts mehr gehört hat. Und Erzbischof Zollitsch hat es sehr gelobt, auch die Juden seien begeistert hieß es, weil sie darin **nicht** Gottesmörder genannt werden.

Natürlich sind wir zivilisierten Menschen, in unsere abendländische Kultur, unseren Glauben, in die Geschichte, die alles bestätigt hat, was wir bisher glaubten, eingebunden. Hat nicht Werner Keller geschrieben „Und die Bibel hat doch Recht“? Er hat, wie ich gelesen habe, die Sache von der archäologischen Seite angegangen und das ist natürlich, wie viele andere Gescheite und Gelehrte sagen, nicht richtig und da fehlt zu viel und was noch alles. Nun kenne ich Herrn Keller und viele andere Leute, die ich noch zitiere, nicht persönlich, noch nicht einmal so wie ich beispielsweise den Erzbischof Zollitsch kenne, weil ich ihn schon öfters im Fernsehen habe reden hören. Dass ich andere hohe Geistliche – Bischöfe, Kardinäle, Prälaten, Monsignores, evangelische Superintendenten und Bischöfe - auch persönlich kenne oder gekannt habe, mit ihnen gesprochen habe und sie mit mir, davon habe ich schon geschrieben. Aber jetzt von Seele, Heiligem Öl, Christentum, Religionen überhaupt schreiben?

In einem Essay „Nur Mensch, nur Kreatur“, habe ich das, was wissenschaftlich nicht widerlegt ist beschrieben, denn nur was wissenschaftlich nicht widerlegt ist, kann zwar nicht als wissenschaftlich bewiesen, aber als der Wahrheit am nächsten kommend angesehen werden. Es ging um die Entstehung des Kosmos, unserer Erde und des Lebens. Doch gibt es ein Dilemma insofern, als sich so viel Wissenschaft nennt und zu Kosmos, Erde und Leben Stellung bezieht und Erklärungen abgibt, die nichts sind als unbewiesene Behauptungen. Ist Theologie eine Wissenschaft? Gewiss nicht, weil lediglich gesagt und behauptet wird, dass Gott dieses oder jenes so gemacht habe. Für Gott haben andere Religionen beziehungsweise deren geistliche Führer andere Namen und andere Entstehungsmythen. Dies ist nicht nur in den jetzigen Religionen wie Christen- und Judentum, Islam, Buddhismus, Hinduismus und Naturreligionen der Fall, sondern alles hatte es schon bei den präkolumbianischen nord- und südamerikanischen Indianern, den Buschmännern in Afrika, den Ägyptern der Pharaonenzeit, bei den alten vorder- und innerasiatischen Völkern und wahrscheinlich vor 50- bis 100 000 Jahren bei den Neandertalern gegeben. Alle haben und hatten sich im Besitz der Wahrheit gewähnt, ihre Mythen als Beweis dafür angesehen und die Zweifler daran erschlagen. Ist das dann der Beweis, den man braucht, damit etwas wissenschaftlich bewiesen ist? Und was ist wissenschaftlich nicht widerlegt?

Wir wollen es einmal so betrachten: Die Erde ist keine Scheibe, sie ist annähernd von Kugelgestalt. Das können Juden, Christen, Moslems, Hindus, Buddhisten und Atheisten zwar bezweifeln, weil sie die Erde noch nie als Kugel gesehen haben.

Und was man von Satelliten aus sieht? Sind das nur Trugbilder für Ungläubige? Wahrscheinlich, weil das nicht der Lehre vom Aussehen der Erde wie man es gelernt hat entspricht, sagt jeder. Und wenn schon: Dann ist die Erde eben eine Kugel, die Jungfernzeugung nur eine Metapher, und alles so wie wir es trotzdem in Glaubensbekenntnissen von uns geben. Ist es nicht auch in der „Wissenschaft“ so, dass wenn sich etwas als Irrtum darstellt, man zu einem Paradigmenwechsel greift?

Ich will die Sache etwas verkürzen, zumal ich nicht Einstein oder auch nur ein Physiker bin. Es geht um die Naturgesetze, die auf der gesamten Erde, auch in Rom, Washington, Moskau und Tokyo, auf dem Mond, in unserer Milchstraße, den Galaxien und dem gesamten uns bekannten All gelten. Gelten heißt beispielsweise, dass unsere Satelliten oder Raumsonden, die wir in eine Umlaufbahn geschossen haben, dahin nur gelangten, weil wir die Naturgesetze, die Mathematik und die Physik kennen und danach handelten. Dazu bedurfte es keines Glaubens, denn nach diesem und wie es in heiligen Büchern steht, hätten unsere Raumsonden am Rande der Scheibe Erde, gleich auf die an den Himmel gehefteten Sterne treffen müssen. Auch wenn wir nun Sterne außerhalb unserer Galaxie, in menschlichen Lebensdimensionen gerechnet, nie erreichen, selbst innerhalb des Sonnensystems schon wegen der Unbewohnbarkeit der Planeten, nie dort leben können, auch wenn Roboterfahrzeuge auf dem Mars etwa das Terrain für uns sondieren und feststellen, dass es dort einmal Wasser gegeben hat, werden die Naturgesetze nur bestätigt. Wir können sie, die Naturgesetze, noch nicht ein kleines Bisschen durch festen Glauben oder science fiction ersetzen und dann doch alles

schaffen, was eben nicht geht. Aber wenn wir mit den Naturgesetzen arbeiten, messen, berechnen, können wir die Entstehung des Universums, der Galaxien, der Milchstraße, unseres Sonnensystems, der Planeten, unserer Erde, des Lebens auf ihr, unseres eigenen Lebens von Beginn an und in seinem Ablauf, erklären.

Doch ist das alles nicht bekannt, tausendmal beschrieben, gedruckt, verfilmt und experimentell nachgeprüft? Und? Welche Konsequenz entstand daraus? Keine, absolut keine! Agieren nicht alle Regierungen sämtlicher Staaten so als hätte es nie einen Kopernikus, einen Kepler, einen Galilei, einen Einstein und Planck gegeben? Sie agieren und regieren nach ihren eigenen Weltanschauungen, so wie sie mit ihren Augen die Welt anschauen, stellen die Religionen über jeden Verstand, über die Gesetze der Natur. Sie nehmen sich damit auch das Recht heraus, das Leben auf der Erde zu vernichten. Ein Putin, der über unzählige Mittel zu Vernichtung der Erde verfügt, bekreuzigt sich, kungelt mit Metropolen und küsst Ikonen, ein ehemaliger Bundespräsident, der den Islam zu Deutschland rechnet, bekreuzigt sich, damit jeder sieht, dass er Katholik ist und die Erde erst vor 6000 Jahren erschaffen wurde. Als man diesen Bundespräsidenten, wegen nahezu politiküblichen Verhaltens abgesägt hatte, hat man einen ehemaligen evangelischen Pfarrer, der auch nur dahinsalbadert, zu seinem Nachfolger gewählt. Gewiss komme ich noch auf weitere Details, aber ob ich auch nur auf den Ansatz zu einer Lösung komme, weiß ich nicht.

Trotzdem muss ich wenigstens den Irrsinn im Umgang der Menschheit mit Wissenschaft und rationalen Erkenntnissen an einem Beispiel sichtbar machen: Da stand in der Süddeutschen Zeitung vom Samstag/Sonntag 26./27. März 2011 [Ich muss das so genau schreiben, denn es könnte ja sein, dass man mir eine freie Erfindung unterstellt], „Der Gott der kleinen grünen Männchen. Geraten die Religionen in die Krise, wenn auf einem der vielen Exoplaneten außerirdisches Leben entdeckt wird?“ Den gesamten Artikel oder Aufsatz, den ein Herr Alexander Stirn verfasst hat, muss ich wohl nicht wiedergeben, die Überschrift verrät ja schon viel. Es geht darum, dass man mit Weltraumsonden wie dem US-Weltraumteleskop Kepler über tausend Exoplaneten, das sind Planeten, die um einen Stern kreisen der nicht unsere Sonne ist, entdeckt hat. 54 von ihnen könnten einen erdähnlichen Aufbau mit erdähnlichen Bedingungen haben. Ob nun Leben auf ihnen entsteht, entstand oder war, müsste untersucht werden, weil es ja sein könnte. Es herrsche nun eine große Angst im Vatikan und bei anderen Religionen hieß es, dass Aliens, Außerirdische, also die kleinen grünen Männchen, unser Weltbild in Unordnung bringen könnten. Möglicherweise habe sich Gott auf Exoplaneten in anderer Form offenbart, hieß es weiter. Der Vatikan habe im Jahr 2009 führende Astrobiologen nach Rom eingeladen, um sich zu informieren, über Exoplaneten und so, damit man sich nicht mehr blamiere wie bei Galileo und Kopernikus, bei denen man sich so getäuscht hatte. Und, was besonders befürchtet wird ist, dass durch die Entdeckung außerirdischer Intelligenz eine globale Glaubenskrise hervorgerufen wird.

Nun, das kann man dem Vatikan nur wünschen. Jedoch das Schlimmste in diesem Artikel, das sind die Statements von Jennifer Wiseman, einer Astrophysikerin bei der Nasa, die auch bekennende Christin sei und über Exoplaneten forsche. Zur Frage, ob die Weltreligionen als Ganzes in eine Krise gestürzt würden heißt es: „So einfach ist das nicht, warnt hingegen Jennifer Wiseman. Vor allem das Christentum könne große Probleme mit Aliens bekommen. Zu den christlichen Grundprinzipien gehört es, dass die Menschen gesündigt haben. Gott muss sie erlösen und schickt dazu seinen Sohn Jesus Christus auf die Erde, der für die Menschheit am Kreuz stirbt“. Nun, wenn Frau Wiseman, eine Astrophysikerin, was vielleicht mehr ist als nur Physikerin, was eine Bundeskanzlerin, die nur Physikerin war, nicht ist, dann könnte das doch so sein. Nur gibt es nach meiner Meinung zwei Probleme: das erste, dass Gott vielleicht mehrere Söhne haben muss, die man auf anderen Planeten – falls es dort Menschen gibt die Sündigen - zur Erlösung kreuzigen kann. Ob man einen, Jesus, öfters verwenden könnte, weil er ja bei dem einen Mal bei uns wieder auferstanden ist oder sei, ist nicht angesprochen. Und das zweite Problem ist, dass die Menschheit Vollidioten ertragen muss, die als Wissenschaftler angesehen werden.

Wieso? Was hat der nur gegen Wissenschaft und Glauben, wird man fragen. Da muss ich noch etwas einfügen: man hat doch in einem Experiment mit einem Teilchenbeschleuniger Neutrinos erzeugt. Das sind sehr, sehr kleine Teilchen, ohne berechenbare Masse und noch voller Besonderheiten. Und da haben sich doch von diesen Teilchen einige auf den Weg gemacht und sind durch Länder und Gebirge hindurch bis zum

Gran Sasso im Apennin, in dem man ein Labor versteckt hat, geflogen. Das wäre ja weiter nicht so schlimm. Nur, die Teilchen sind dort um Bruchteile von Nanosekunden früher angekommen, als man sie, wären sie mit Lichtgeschwindigkeit geflogen, erwartet hätte. Ob das nun stimmt, oder wie oder was, das soll noch genau untersucht werden. Aber wenn schon an der absoluten Größe Lichtgeschwindigkeit Zweifel aufkommen, ist das nicht ein Beweis dafür, dass die Bibel und alle Religionen doch Recht haben? Bricht da nicht die gesamte Relativitätstheorie zusammen? Brechen da nicht die Naturgesetze zusammen? Gut, sollen sie zusammenbrechen. Inzwischen ist ein defekter Stecker an einem Kabel als Ursache des nicht möglichen Phänomens identifiziert worden. Na und? Was soll das? Ist das nicht der Beweis für Satans Werk?

Ob ich nichts anderes zu tun habe als die Religionen zu kritisieren, bin ich oft gefragt worden. Je nach Frager, gab es unterschiedliche Antworten. Ich habe nie gegen gefragt: Haben die Religionen oder besser gesagt ihre Priester und Funktionäre, nichts anderes zu tun, als das Leben der Menschen, der Kreatur bis ins letzte Detail zu bestimmen? Gut, ins Detail später. Aber wäre es nicht besser die Religionen aus dem öffentlichen Leben der Menschen – dem Leben, was sie glauben, essen, trinken, lieben dürfen, hassen müssen – herauszunehmen? Das heißt konkret: Alle katholischen oder evangelischen Fakultäten müssen von den Universitäten entfernt werden. Wenn es ganze „Katholische Universitäten“ gibt, ob in Rom oder sonst wo, müssen sie geschlossen werden. Dies gilt für die gesamte Welt. Es gilt aber auch für alle anderen Religionen, den Islam, das Judentum, den Buddhismus! Alle diese Religionen haben ihre

scheinbare Berechtigung nur dadurch nachgewiesen, dass sie Anders- oder Nichtgläubige töteten. Dass auch die Andersgläubigen nicht im Besitz einer beweisbaren Wahrheit waren oder sind, ist eine andere Sache. Sich Gelehrte zu nennen, ob im Islam, dem Juden-, dem Christentum und in anderen Religionen, nur weil man einen D. das ist ein Doktor in Theologie, auch Dr. theol. oder sonst was als Titel erwerben oder sich zulegen kann, ist kein Nachweis einer Wissenschaft, ist allenfalls Verblendung oder Anmaßung. Keine Religion hat außer der Behauptung die einzig wahre und richtige zu sein, irgendetwas, das man als unbezweifelbare Größe ansehen könnte. Ich würde aber alles was ich bis jetzt dazu gesagt habe zurücknehmen, müsste es zurücknehmen, wenn es nur einen einzigen physikalischen, reproduzierbaren Beweis oder Nachweis für die Richtigkeit irgendeiner Religion gäbe. Tradition, Glaube, Dogma sind das allerdings nicht.

„Aber wenn das doch seit es Menschen gibt so ist, mit der Religion, muss es doch wahr sein“, wird man sagen. „Und wenn es verschiedene Religionen gibt, so können doch alle wahr sein, weil es ja auch verschiedene Menschen gibt.“ Gewiss, da berufen wir uns eben auf die Tradition, Benedikt XVI nennt die Moslems Brüder, wenn es passt, weil sie schon mal keine Protestanten sind. Letztere sind auch Brüder, wenn sie etwa im Augustinerkloster von Erfurt kurzzeitig von Benedikt begrüßt werden. Und alle Tempel, riesige Dome, Moscheen, was soll man damit machen? Man soll sie erhalten, pflegen als Kunstwerke der Menschen, nicht sprengen wie Taliban Götterstatuen sprengten; man soll sie pflegen wie die Vereinsheime von Schalke 04 oder die der Bayern. Vom

geistigen Gehalt sind sie alle gleich. Wenn meine Forderung, die Religionen von den Universitäten zu entfernen nicht akzeptiert wird, muss man zumindest in Gelsenkirchen den „Dr. schalk.“ oder in München den „Dr. bay.“ oder Dr. 1860 als Fußballer erwerben können. Von den Vereinsheimen aus, natürlich.

Ich habe ja gesagt, ins Detail später, warum später? Weil ich dazu noch eine kleine Begebenheit vorweg nehmen muss, die sich an zwei Orten zugetragen hat: Einmal hat in Florida in den USA, wo es Krokodile oder Alligatoren gibt, ein Pastor Johnson oder so ähnlich angekündigt, er wolle den oder einen Koran verbrennen. Das gab einen Aufschrei in aller Welt, weil man so etwas doch nicht macht. Später hat man es in Afghanistan doch gemacht. Nur Bücher verbrennen, wie man das schon seit es solche gibt gemacht hat, wie die Nazis in Deutschland und in Österreich, das wäre nicht so schlimm gewesen, denn daraus hätte man zumindest schließen können, dass es in einem Volk von über 90 Prozent Nazis auch noch Dichter, Schriftsteller, Künstler gab, die keine Nazis waren. Aber wenn man einen Koran, ein Heiliges Buch verbrennen will, da muss man sich doch überlegen worauf man sich einlässt. Dieses Buch hat doch noch nichteinmal ein Jude geschrieben, ja es wurde erst geschrieben als man die Juden längst aus ihrer Heimat, aus ihrem Land vertrieben hatte. Lediglich von ihrem Stammbaum, von ganz früher, als man noch von einem Abraham, Isaak und anderen vielleicht bärtigen Gestalten redete, hat man einiges für die eigene Geschichte übernommen. Weil man Geschichte und Propheten, also die, die Geschichte hinterher voraussagen braucht, hat man auch einen Isa Ben Mirjam, der sich beispielsweise mit dem Steinigen einer Frau

befasste mit eingebaut in das neue Heilige Buch. Ein solches Buch verbrennt man nicht. Wenn man das täte, würde sicher sofort der Himmel einstürzen oder die Erde erbeben. Und, ist das nicht passiert? Aber zunächst einmal hat der Pastor nicht verbrannt, weil man einschließlich höchster politischer Kreise, davon abriet und dann hat er doch. Und was ist daraufhin passiert? In Afghanistan hat man einige Ausländer, die nicht an das Heilige Buch, allenfalls an ein anderes glauben, umgebracht, erschlagen, einige davon sogar regelrecht enthauptet, vulgo geköpft. Da waren aber Einige schon äußerst sauer. Der Präsident der USA, Obama, sogar zweimal, weil man erstens keinen Koran verbrennt und zweitens deshalb niemand köpft. Auch ich bin ob der ruchlosen Taten entsetzt. Sie sind beide, sowohl das Verbrennen als auch das Umbringen, völlig unsinnig.

Doch wir wollen einmal in Ruhe, auch wenn man sich darüber eher aufregen sollte, analysieren. Fangen wir von hinten an: Es interessiert jetzt, wo ich das schreibe, in einigen Wochen mit größter Wahrscheinlichkeit „keine Sau mehr“, was da geschehen ist. Vielleicht haben die Leute, die da von einer wütenden Menge zunächst zusammengetrieben, dann erschlagen oder geköpft wurden, eine wahnsinnige Angst, Todesangst gehabt, sich die Hosen voll gemacht, nach Frau oder Mutter geschrien oder nur Angst gehabt, nichts mehr gedacht bis es aus war. Es waren Mitarbeiter der Vereinten Nationen, keine Moslems und vor allem waren keine Deutschen darunter, was in den Nachrichten im Fernsehen immer die wichtigste Mitteilung ist. Sie hätten ja wissen müssen, was auf sie zukommt, diese Leute: „Nur die große Kohle machen in Afghanistan, ohne

Gefahr“, das geht nicht. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Und die alten Sprichwörter sind so dumm nicht, wie wir glauben“. Also nochmal: Es gibt da individuelle, tragische Schicksale, die über kurz oder lang keinen Menschen, vulgo keine Sau mehr interessieren. Und die Familien der Geköpften werden wohl nicht mehr als die übliche Hinterbliebenenversorgung bekommen, wenn überhaupt etwas. Was wir bisher nicht bedachten, ist die Horde der Moslems, die erst aufgebracht wurde, dann umgebracht hat. So nahe liegen die Dinge oft beieinander. Denn vielleicht wälzen sich jetzt diejenigen, die geköpft haben, nachts schlaflos in ihren Betten oder auf ihren Matten oder Fellen und sagen: „O Gott, was haben wir da gemacht?“ Aber vielleicht geht es ihnen auch wie den SS Leuten oder anderen Soldaten, die im Krieg, in der Ukraine, in Russland, im Befehlsnotstand waren und deshalb mit Partisanen, Juden und so, nur das taten, was sie mussten. Befehl ist Befehl. Und man wird wohl den gar nicht mehr finden, der sagte: „Wisst ihr schon, die haben einen Koran verbrannt, da müsset ihr doch einigen von diesem Volk, das nicht an Allah glaubt, die Köpfe abschlagen. Wollt ihr das nicht machen? Es ist eine gute, eine heilige Tat!“

Vielleicht hat sie, die köpften, auch gar niemand aufgehetzt, sondern sie folgten den Zeichen der Zeit! Hat da nicht die Erde gebebt? Aber wie soll man das deuten? Die Koranverbrennung und das Erdbeben waren doch nicht an einem Tag? Also rein juristisch besteht zumindest kein zeitlicher Zusammenhang. Und so wurde die Menge erst etwa zehn Tage nach der Koranverbrennung aufgebracht! Gut, es braucht auch Zeit, sich in Rage zu bringen. Außerdem noch etwas: Es ist ja

durchaus möglich, dass Allah oder Gott von diesen Taten, ich meine Verbrennen und Köpfen, erst später erfahren hat, obwohl ihm eine Heerschar von Engeln, CIA-Beamten, Spionen, Internetusern, zur Verfügung steht, dann aber sofort reagierte, als er es erfuhr und die Erde beben ließ und damit den Kindern sagte, dass man so etwas nicht tut. Aber ausgerechnet in Japan, wo die Japaner weder Moslems noch Christen sind und eigentlich gar nichts dafür können, da hat die Erde am meisten gebebt! Das ist dann schon schlimm, wenn sich ein Gott so in der Geografie vertut. Oder sollte das Erdbeben, etwas mit der Plattentektonik zu tun haben, bei der sich Spannungen zwischen unterschiedlichen Platten der Erdkruste aufbauen und plötzlich entladen, was Erdbeben und Tsunamis zur Folge hat? Es wäre wohl ein Unsinn so etwas zu glauben, wo nichts davon in der Bibel oder im Koran steht, von der Plattentektonik. „Wir haben auch nicht geglaubt, dass sich die Erde um die Sonne dreht, weil wir das Gegenteil täglich sehen und es passierte uns nichts, wenn wir den Kopernikusunsinn nicht glaubten. Und dieser Wegener, der zwar nicht von Plattentektonik aber von einer Kontinentalverschiebung gesprochen hat, war ja nichteinmal zu seiner Zeit ein Heiliger!“

Und nun bin ich bei der immer wieder von vorne beginnenden Korrektur noch einmal von der Realität nicht nur eingeholt sondern überholt worden: Man hat in den USA ein „Schmähvideo“ des Koran produziert. Die islamische Welt ist tatsächlich weltweit in Aufruhr. Die Geköpften vom letzten Aufruhr sind schon fast vergessen, da produziert man neue Tote, vor allem ungläubige. Aber was geschieht in der westlichen Welt, aus der dieses Video stammt? Man diskutiert, ob man es

hier im Fernsehen oder dem Internet zeigen soll oder muss, schon wegen der Meinungs- und Religionsfreiheit. Es ist egal was bei einer solchen Diskussion herauskommt, denn jede Seite beruft sich auf ein Phantom, für dessen Existenz es nicht den geringsten Beweis gibt. Es gibt keinen Beweis für den Gott Moses, Abrahams oder des eigenen Sohns Jesus. Letzterer mag durchaus eine historische Gestalt sein, deren göttliches Wesen nur aus einer Annahme abgeleitet wird. Hier wird etwas von nichts abgeleitet. Es gibt keinen Beweis für Allah, außer seiner Annahme. Es gibt auch keinen Beweis für ein Nirwana Buddhas oder für welchen Gott auch immer. Und was soll man im Hinblick auf einen gläubigen, meist analphabetischen Mob unter den Moslems, der jetzt wieder zur Tötung ganzer Erdteile, zur Ermordung Einzelner und von Völkern aufruft und sich, glücklicherweise nur einzeln, in Form von Selbstmordattentätern in die Luft jagt sagen? Soll man fragen warum sich noch nie ein Ayatollah, ein Mufti, ein hoher Politiker eines Gottesstaates selbst in die Luft sprengte, um ein Zeichen zu setzen? Warum sind es immer nur unbedarfte junge Männer und Frauen? Ach nun ja, vielleicht zündet einmal jemand statt seines Sprengstoffgürtels eine Wasserstoffbombe, nur weil eine idiotische Partei einen idiotischen Film über eine Idiotie schlechthin zu spät verboten hat?

Vielleicht muss man einmal abschalten, wenn man es kann und muss nicht immer nur von Krieg, Elend, Verhungern und so ekligen Dingen reden. Schließlich leben wir wie Voltaire seinen Candide glauben lässt, in der besten aller Welten. Logisch, gibt ja sonst keine, außer der von Jennifer Wiseman auf den Exoplaneten, was aber nicht so schlimm ist, weil sie,

Jennifer, ja nur eine gläubige Frau ist. Außerdem hat Voltaire den Candide als Entgegnung der Leibnizschen Ansicht, wir lebten in der besten aller möglichen Welten, geschrieben. Und das soll dieser Voltaire mit dem Erdbeben von Lissabon 1755, dem Siebenjährigen Krieg, dem Adel, der Inquisition in Spanien, der Sklaverei und allen möglichen Kriegen in Zusammenhang gebracht haben? Ich glaube Voltaire hat von mir abgeschrieben.

Das ist nun so dahergesagt, das mit dem Abschreiben. Selbstverständlich schreiben die Toten nicht von den Lebendigen ab. Umgekehrt geht das schon, etwa in Doktorarbeiten. Doch ist es nicht erhebend, wenn man als Erster auf etwas kommt und es der wahrscheinlich erstaunten Mitwelt preisgeben kann? „Hört was ich Euch zu sagen habe“ (auch wenn es ein anderer längst gesagt hat, was man nicht dazusagen muss). Denn haben wir selbst nicht täglich ein déjà-vu Erlebnis, wenn wir etwa in den Nachrichten vom Sprecher erfahren, dass ein Konzern zusammengekracht ist, man einen Politiker als Irgendetwas entlarvt hat, Griechenland mit neuen Milliarden gerettet werden muss? Kommt dann nicht der Aufschrei: „Das habe ich doch schon immer gesagt, schon lange gewusst, längst vorausgesehen“? Dabei wäre es für jeden Schreiber und Schreier ganz legitim, wenn man angeben würde wo und von wem man abgeschrieben, etwas gehört oder erfahren hat. Man kann doch zitieren, auch wenn man nicht der Autor ist. Die Einsteinsche Formel, $E = m \cdot c^2$ kann man zitieren, auch wenn man sie weder entdeckt, formuliert, noch auf ihre Gültigkeit hin überprüft hat. Wenn man vom Tod Konrad Adenauers schreibt, meine ich, muss man diesen Tod nicht erst nachweisen. Und wenn ich schreibe, dass ein Papst oder ein päderastischer Priester das Tier

des Professors Galletti ist, was mit einem historischen Vorgang belegt wird, sollte man sich eher am historischen Vorgang als an meiner Formulierung stoßen. Vielleicht aber sollte ich dann gar nichts schreiben? Dann hätte ich nie Thomas Bernhard lesen dürfen. Man mag mich vulgär oder drastisch nennen, was ich jedem zubillige, aber ich kann das, was ich als Wahrheit sehe, kaum anders formulieren, als ich es tue. Ich kann mich täuschen und man kann mir dies, wenn man es will nachweisen, aber man wird mir nicht nachweisen können, dass ich mir Dinge bewusst, für meine Zwecke tauglich, zurechtgebogen habe. Was speziell die Physik betrifft, so wäre kein einziger der großen Wissenschaftler, kein Einstein, kein Planck und andere, ohne Vorgänger bei den gewiss herausragenden Entdeckungen auch nur denkbar gewesen. Jeder musste auf Vorgängerarbeiten zurückgreifen. In Bezug auf wissenschaftliche, medizinische Entdeckungen habe ich mir aber den Spruch des Physiologen aus meiner Studienzeit gemerkt und nicht nach ihm gehandelt. Der Spruch lautete: „Was du ererbt von deinen Vätern, vergiss es, um es zu entdecken!“ Und ich habe wissenschaftliche Zeitschriften gelesen, Sendungen in dritten, wissenschaftlichen Programmen im Fernsehen gesehen und allgemein verständliche Vorträge in der Universität gehört. Und? Dass ich das nicht mit Verlassen des Hörsaals oder wenigstens nach kurzer Zeit vergessen habe, und dass ich dann sozusagen bei Bedarf einiges wieder „ausgrabe“ oder zitiere, mag man mir zum Vorwurf machen. Vielleicht hätte ich, bevor ich schreibe, ein Studium der Physik, der Mathematik, der Philosophie, der Theologie, der Ökonomie, der Jurisprudenz absolvieren müssen, wenigstens ein oder zwei Semester in jedem Fach belegen müssen, „um mitreden zu können“. Aber in menschlichen Dimensionen

gerechnet und zudem ohne Millionär im Hintergrund, wäre das wohl nicht möglich gewesen. Es wäre wohl auch unnötig gewesen.

Doch warum das alles? Ich habe viele Menschen, ganz junge und sehr alte, sterben sehen und bin zu der für jedermann banalen Erkenntnis der Begrenztheit des Lebens in einer zeitlich und räumlich ganz unvorstellbar riesigen Welt gekommen. Banal und trivial also. Auf der einen Seite die zeitliche Bedeutungslosigkeit des Individuums im Kosmos und auf der anderen aber die oft furchtbare Qual in der eben nur minimalen Lebenszeit. Darum habe ich ausführlicher über meine beruflichen Stationen geschrieben, nicht um das Erreichte zu schildern sondern das nicht Mögliche. Und wenn ich bald über Philosophen, von Theologen nicht zu reden in Zorn gerate, dann, weil ich mich zumindest in philosophische und historische Werke, bei Bertrand Russell: Philosophie des Abendlandes; Wilhelm Weischedel: Die philosophische Hintertreppe; Johannes Hirschberger: Geschichte der Philosophie; Philipp Blom: Böse Philosophen; Joseph Stiglitz: Die Schatten der Globalisierung, und Die Chancen der Globalisierung, Der Preis der Ungleichheit; Alexander Demandt: Geschichte der Spätantike; Albert Christian Sellner: Immerwährender Papstkalender, etwas eingelesen habe.

Doch wozu? Wir sind im Jahr 2012 oder 2013, gebärden uns fortschrittlich und sind doch kaum über die Kultur der Neandertaler hinausgekommen. Wir zählen unsere Geburt und bald unseren Tod auf das Jahr soundsoviel nach Christi Geburt oder nach der Hedschra, der Flucht Mohammeds aus Mekka, im

Jahr 622 n. Chr. Ein Lebensalter von hundert Jahren wird als zwar möglich aber langwährend, der Tod nach kurzer Bewusstlosigkeit als plötzlich, nach langem Siechtum als Erlösung beschrieben. Die Geschichte lange beendeter Kulturen – es verbietet sich nach meinem Ermessen immer von untergegangenen zu reden – wird mit höchstens 10 000 Jahren insgesamt für alle, die wir zu kennen glauben, für die einzelne mit etwa 4000 Jahren angesetzt. Aber abgesehen von den hier bereits vorhandenen Irrtümern, ist das eine minimalistische Zeit, gemessen an dem, was wir nur Erdgeschichte mit einer Zeit von rund vier Milliarden Jahren nennen. Doch wenn man im Behandlungsstuhl beim Zahnarzt sitzt und dieser bohrt nur fünf Minuten ununterbrochen in einem kariösen Zahn? Nicht vorstellbar, eine Ewigkeit! Natürlich hat man keine kariösen Zähne mehr zu haben. Aber weil ich - wie andere schon vor Jahrhunderten- davon geredet habe wie das Leben entstand, sich die Erde drehte, die Sonne um ein Zentrum in der Milchstraße, sich dadurch weder bei uns noch in anderen Kulturen oder Ländern nichts, aber auch gar nichts als Konsequenz einer durchaus akzeptierten Erkenntnis änderte, will ich wieder beim Heute anfangen.

Befassen wir uns, längst nicht mehr aktuell, mit dem April 2011, mit Herrn Gaddafi. Heute, wo ich gerade wieder einmal korrigiere, ist er schon länger tot, erschossen. Dieser herrschte etwa 40 Jahre lang in Libyen, einem zum Teil fruchtbaren zum Teil wüstenähnlichen Land, in dem es Erdöl gibt. Er hat Erdöl und Gas an Europa geliefert, hat sicher den Absturz eines Passagierflugzeugs über Lockerbie 1988 veranlasst, bei dem es 270 Tote gab, hat sich einmal Chemiewerke zerbomben lassen,

hatte eine Leibgarde aus jungen Frauen und hat wie am 14. 4. 2011 in Spiegel online zu lesen stand, am 11. 6. 2009 Silvio Berlusconi die Schau gestohlen, der sich auch gerne mit jungen Damen umgab. Gaddafi kam bei seinem Besuch in Rom eine Stunde zu spät. Er kommt immer zu spät, sagte man, ob zum Essen mit dem Staatspräsidenten, zur gemeinsamen Pressekonferenz mit Silvio Berlusconi, zur Rede im Senat oder zu seinem Auftritt in der Universität Rom - und zeigt so, wer beim Staatsbesuch in Rom das Heft in der Hand hat. Das war 2009 und keiner trug es ihm nach. Staatspräsident Giorgio Napolitano lächelte, lobte Gaddafi für seine „besonnenen und gemäßigten Ansichten“, Ministerpräsident Berlusconi lächelte noch ein wenig mehr, lobte den Revolutionsführer gar als Mann „von tiefer Weisheit“.

Da hat es 2011 auf einmal in Nordafrika Aufstände, Revolutionen gegeben. Auch in Libyen und plötzlich ist da so was wie ein Bürgerkrieg entstanden. Was tun? Frankreichs damaliger Präsident Sarkozy, den Gaddafi persönlich beleidigt hatte, wollte gleich einen Luftschlag gegen Libyen initiieren. Andere Europäer, Amerikaner und die UNO, in deren Weltsicherheitsrat Deutschland gekommen ist, waren unschlüssig, hampelten herum, besonders Deutschland. Wie war es als Frau Merkel, damals noch in der Opposition, zu Beginn des Irakkriegs Herrn Bush aus USA fast hineinkriechen konnte und trotzdem ihr dieser Schröder die Schau stahl, indem er nicht mitmachte? Und damit so etwas nicht wieder passiert, wollte man gleich selber nicht mitmachen, obwohl man hätte mitmachen sollen. Nur nebenbei gesagt: Die hat es auch schwer, diese Frau: wie sie es macht, ist es falsch. Nur, wer hat sie

gezwungen überhaupt etwas zu machen? Es wird jetzt wo ich schreibe, immer noch wie schon seit Jahren ein Eiertanz ausgeführt, was man - jetzt schon nicht mehr für Libyen - für die Banken- und Eurorettung, Rettungsschirme, Griechenland und wer weiß was noch machen soll. Und der ehemalige Bundespräsident Wulff hat Gaddafi auch noch einen Psychopathen genannt. Aber was hat Gaddafi denn getan? Er war gläubiger Moslem, hat seine Söhne, einen davon in München, - dass dieser nach seiner Rückkehr nach Libyen bei einem Nato-Luftangriff umkam, erfuhr man später - seinen Clan, seine Wüstenstämme mit dem Geld aus dem Ölgeschäft versorgt, Milliarden ins Ausland geschafft, das die Banken gerne genommen haben und was noch so alles. Und war Gaddafi, der ein wenig mit seiner Leibgarde herumbumste, nicht ein Mann in den besten Jahren, wie einst Berlusconi, vielleicht? Er war Moslem, da darf man das nicht so eng sehen wie im christlichen Abendland, wo es so etwas nie gäbe, außer bei Berlusconi und anderen. Und wenn man bedenkt, dass die Deutschen, die Gaddafi ausdrücklich gelobt hatte, schon ein wenig vom libyschen Erdöl abhängig waren, die Moral hin oder her und das bisschen Weibergeschichten? Gaddafi hatte eben den Drang von Allah eingegeben bekommen, sich mit schönen Frauen zu umgeben und ließ sich die Vorfreuden auf das Paradies und die Macht, die er über alles hatte, nicht einfach wegnehmen, weil er das bisher doch alles durfte. Man muss deshalb nicht denken, dass Gaddafi so etwas nur machen konnte weil er Moslem war, für den wahrscheinlich die Sonne immer noch im Osten auf und im Westen untergeht? Wenn er in Deutschland gewesen wäre, Gaddafi, wüsste er, dass dies seit Kopernikus gar nicht stimmt. Und wenn die Erde sich bei ihrem ein Jahr währenden Umlauf

um die Sonne um ihre eigene Achse der Sonne entgegen dreht, was zu Tag und Nacht führt, dann wissen nur wir Christen dies und haben unser Leben darauf eingestellt. Ich will hier niemanden veralbern, denn es ist bekannt, dass es sogar bei uns noch Menschen gibt, die solche Dinge, die eine lange und gute Tradition haben, wie Schalke 04, der 1. FCN, Bayern München, die Erschaffung der Welt wie in der Genesis der Bibel beschrieben, noch glauben. Frau Andrea Nahles, die Generalsekretärin der SPD zum Beispiel, tut es, weil sie gläubige Katholikin ist.

Was ich da umständlich, weitschweifend dargelegt habe, kann man kaum verstehen. Wozu auch? Doch Gaddafi diente nur als Beispiel, sozusagen als Metapher. Denn, ist man nicht in einer Tradition aufgewachsen, in der man eben geglaubt hat? Und wenn einer sagte, dass es so nicht ist oder war, dann sagt man: „das kann schon sein, aber wir glauben es oder glauben es nicht, weil wir glauben, was wir glauben“. Hermann Göring, der Reichsmarschall unter Hitler – man muss das dazuschreiben weil bald niemand mehr weiß wer Göring war - hat am Eingang einer Veranstaltungshalle, wo man die beiden Söhne seiner Frau, die sie aus der früheren Ehe mit einem Juden hatte, nicht hineinlassen wollte gesagt: „Wer Jude ist, bestimme ich!“ Die beiden Söhne durften hinein. Nun könnte man sagen, dass das ein abstruses Beispiel ist, das weder zur Situation noch zu irgendetwas überhaupt passt. Da wird von Gaddafi, Moslems, Christen, Juden und Göring geredet, doch wozu? Dazu, um zu sagen, dass wer die Macht hat bestimmt die Wahrheit, bestimmt was gilt, was zählt, was wahr, unwahr, anständig oder nicht ist? Und selbst wenn die Entscheidungen, die aus der Macht

kommen in ihrem Wahrheitsgehalt und ihrem Ethos angezweifelt werden, siegt die Entscheidung der Macht, außer sie wird durch eine andere, stärkere Macht gebrochen. In dem sehr banalen Fall Gaddafi, der uns schon nicht mehr beschäftigt, wissen wir wie das mit der Macht ausgegangen ist. Am Ende siegt immer die gerechte Sache! Welche?

Die Gerechtigkeit siegt immer sagte Ludwig XIV. Meinen Bauern, meinen Handwerkern, geht es schlecht. Das sagten Ludwig XV und XVI auch. Vielleicht sagten alle auch nur mon dieu, es ist so. Da muss etwas geschehen, wurde gesagt, als 1788, unter Ludwig XVI, eine Missernte und ein harter Winter den Bauern, die vier Fünftel der Bevölkerung Frankreichs bildeten, furchtbar zusetzten, zumal bei den mit Getreide vollen Scheunen der beiden oberen Stände, denen des Adels und des Klerus, der Brotpreis – und Brot bildete das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung – auf unerschwingliche Höhe anstieg. Ich will da nicht die ständig hergeholte, banale, angebliche Aussage der Marie-Antoinette zitieren, die meinte „wenn sie kein Brot haben, sollen sie doch Kuchen essen“, denn derlei Unfug aus Habsburger Mund gab es öfters, ohne dass man später geköpft wurde.

Von der fast ein Jahrhundert langen Epoche der Aufklärung mit den damals großen Philosophen habe ich schon geschrieben. Voltaire, Rousseau, Diderot, Montaigne, Hume, Kant und viele weitere sahen die Dinge mit Gott, der Gerechtigkeit, der Not der Menschen als grundlegend einer Änderung bedürftig, an. Aber was sie dachten, darüber konnten sie nur in geheimen Zirkeln reden, und veröffentlichen konnten

sie ihre Ideen manchmal im etwas liberaleren Ausland wie den Niederlanden oder England. Ihr ganz offener Feind war, vor allem im katholischen Frankreich, der Adel und der Klerus. Jeder Zweifel an diesen Ständen, hätte ja deren ganzes Privilegiengebäude zum Einsturz gebracht. Nur mit brutaler Macht konnten auch nur Ansätze von Gerechtigkeit oder einer gewissen Freiheit, unterdrückt werden. Den a priori völlig ungleichen Kampf haben die Philosophen und mit ihnen die Menschheit gegen Adel und Klerus verloren. Jean Meslier (1664-1729) schrieb eine 500-seitige, leidenschaftliche Anklageschrift gegen die Kirche und die Religion an sich, die per Hand abgeschrieben und unter strengster Geheimhaltung im literarischen Untergrund der Hauptstadt, erst nach seinem Tod entdeckt, herumgereicht wurde. Er schrieb u. a.: „Wisset, meine lieben Freunde, dass alles, dass jeder Kult und alle Verehrung von Göttern nichts ist als Irrtum, Missbrauch, Illusion, Lüge und Betrug; dass all die Gesetze und Bestimmungen, die im Namen Gottes oder anderer Götter veröffentlicht werden, nur menschliche Erfindungen sind, genau wie die schönen Spektakel und Feste und Opfer und all die anderen Bräuche zu seinen Ehren.“ Er schrieb auch: Die Welt könne nicht glücklich werden „bevor nicht der letzte König mit dem Darm des letzten Priesters erdrosselt“ worden sei. (Aus Philipp Blom; Böse Philosophen, Hanser München 2010, S. 120 und S.346). Übrigens war Jean Meslier bis zu seinem Tod katholischer Priester in einem Dorf in den französischen Ardennen. Er starb 60 Jahre vor dem Beginn der Französischen Revolution.

Es geschah dann 1789 wirklich etwas, weil eben nichts seitens der oberen Stände geschah, nämlich das, was man die

Französische Revolution nannte. Es soll damit von mir keine Erklärung zu dieser Revolution, die letztlich unmenschliche oder menschliche (?) Eigenschaften aufdeckte, gegeben werden. Zu grausam sind all die Geschehnisse. Ich weiß davon und die Gebildeten wissen es aus dem Geschichtsunterricht, der ihnen von deutschnationalen, europäisch denkenden, sozialistischen und frommen, allesamt vom Lehrplan abhängigen Lehrern nahegebracht wurde. Vielleicht haben einige von uns über diese Revolution gelesen, die ein Ansatz dazu war, eine echte Revolution hervorzubringen, die erste seit der gewaltsamen Einführung des Christentums in der Römischen Spätantike.

Nachdem man Klerus und Adel, die bisher das geistige Fundament zur Rechtfertigung der Unterdrückung der Menschen gelegt hatten entmachtete, ging man, ohne sich um Kopernikus, Galilei oder auch nur einen Philosophen zu kümmern daran, sich nicht mehr von einem Christentum, das die Menschheit nur demütigte, knechtete und ausbeutete, unterjochen zu lassen. Daran jedoch, dass man kurzerhand Gott abschaffte oder absetzte und die Vernunft zur Göttin erhob, war wenig Vernünftiges, weil man ja wieder einen Gott hatte, der Vernunft hieß. Zudem ließ sich diese neue Religion ohne wenigstens einen im Himmel amtierenden Gott, nicht einfach einem Volk überstülpen, das so arm und unbedarft, religiös so anders gedrillt war, dass es, wie in Spanien zu Zeiten der Inquisition, vor der Erdrosselung oder dem Scheiterhaufen noch einmal das hingehaltene Kruzifix küssen zu dürfen als Gnade empfand oder empfinden sollte. Dass es in Frankreich den Protestantismus, in der Provence die Calvinisten, die Hugenotten, die man auch abschlachtete oder vertrieb gab, hat ja damals und bis heute bei

den Katholiken Frankreichs niemand auch nur zum Nachdenken veranlasst. Die Armut und die fehlende Bildung der Massen und oft des Einzelnen, waren ja die Stärke des Klerus, jeder Religion. Und so wollte man - wie ich es interpretiere, weil ich mich in die Menschen hineinzusetzen versuche - den bisherigen Amtsinhaber Gott durch einen für das einfache Volk verständlichen Vorgang abschaffen. Dass es auf diesem Weg nicht ging, weil selbst der ehemalige Revolutionär Napoleon Bonaparte sich feierlich in der Kirche Notre Dame de Paris vom Papst Pius VII salben und zum Kaiser krönen ließ – in der Nacht zuvor wurde er mit Josephine rasch kirchlich getraut, da sie sonst als seine bürgerliche Konkubine nicht von Papst hätte gekrönt werden können – zeigte auch die feierliche Krönung im Dezember 1804, gerade mal zehn Jahre nachdem man die Vernunft zur Göttin erhoben hatte und ihr Notre Dame weihen wollte. Napoleon, und ich möchte sagen die Welt soweit sie dieses Schauspiel mitbekam, wollten dieses weihevollen Brimborium mit Papst und Lakaien, das jeden blutigen Dreck vergoldet.

Aber ist es heute, bei uns anders? Gut, wir haben keinen abgeschafften Gott wieder ausgraben müssen: Wir haben den lieben alten Mann oder die drei Männer, die er darstellt auch nach Hitler, Stalin, Mao und noch einigen, die sich auf ihn, in irgendeiner Form, berufen hatten, so weiterexistieren lassen. Und Maria erfüllt trotz der Himmelfahrt und dadurch, dass sie auch bei den Herren sitzen darf, die Frauenquote keineswegs. Ein Bundespräsident unserer Republik, die immerhin noch keine Christlich-demokratische oder Christlich-soziale ist, bekreuzigte sich öffentlich bei Staatsbesuchen, zeigt was die Staatsreligion

ist, einem Bundeskanzler Schröder hat man es sehr verübelt, dass er das „so wahr mir Gott helfe“ bei seinem Amtseid wegließ, die ehemalige Pfarrerstochter Bundeskanzlerin Merkel, will Gott, die christliche Religion in eine Verfassung für Europa einbringen und in Russland bekreuzigt sich der ehemals leibhaftige Gottseibeiuns Putin vor jeder Ikone und küsst sie. Die europäischen und die westlichen Menschen sind mit ihrem Denken nicht über die Kaiserkrönung Napoleons hinausgekommen. Die Herrschenden brauchen ihre Macht zur Unterdrückung der Armen und sie berufen sich auf Gott. Dabei hat Stephen W. Hawking, einer der größten Physiker nach Einstein und Planck, gesagt, dass Gott nicht tot ist, wie oft behauptet wird, sondern: „es hat ihn nie gegeben“.

„Aber wenn ich das doch glaube“. Es kann doch nicht sein, darf doch nicht sein, dass sich alles so im Nichts auflösen soll! Man kann doch nicht einfach sagen, dass jeder, der glaubt dumm ist. Doch, das kann man, solange man annimmt, dass der Gläubige zumindest nachgedacht hat und er alles was er erfahren hat für richtig befand. Wahrscheinlich sind aber die wenigsten Menschen dumm, denn die meisten sind lediglich ungebildet und können gar nicht zwischen der Imagination, die man ihnen in Schule und unbedarfter Familie eintrichterte und logischer Erkenntnis unterscheiden. Diese Menschen sind auf die Führung und die Hilfe, der schlimmsten Gruppe der Menschen angewiesen, auf die Gruppe der Schlaunen. Diese müssen aufgrund ihrer Bildung erkannt haben – und wenn es nur die ist, dass die Erde keine Scheibe mehr ist, die Welt von keinem Gott, auch vor Milliarden von Jahren erschaffen worden sein kann, es keine Jungfrauengeburt gibt, somit von einem vierräderigen

Karren drei Räder fehlen und er nicht fahren kann – dass sie einem Phantom aufgesessen sind. Aber sie werden das nicht sagen, nicht zugeben. Sie werden alles daransetzen dieses imaginäre Gebäude zu erhalten, von dem sie leben. Diese Schlaunen sind die Priester, von denen vielleicht einige in Selbsthypnose und in Trance, das was sie tun für wahr, richtig und ehrenhaft halten. Ich nehme an, die meisten wissen was sie tun und tun dies zum Selbsterhalt wie es auch ein Jean Meslier, trotz aller Erkenntnis, als katholischer Priester tun musste. Natürlich wird man sagen, dass alles was ich anführe genauso eine Imagination sein kann. Schon meinem lächerlichen Beispiel mit dem Karren, dem drei Räder fehlen und er nicht fahren kann wird man entgegenhalten, dass man auch mit einem Rad fahren kann. Noch nie was von einem einräderigen Schubkarren gehört? Ich sage das, weil ich weiß, dass die Schlaunen immer noch etwas wissen, einen draufsetzen können. Doch von jeder Religion abgesehen, kann ein Asiat, ein Europäer, ein Amerikaner, ein Australier die Entfernung zum Mond, die Lichtgeschwindigkeit messen und jeder wird das selbe Ergebnis bekommen, ohne Rücksicht darauf ob sein Land buddhistisch, islamisch oder christlich ist. Das ist die Reproduzierbarkeit in der Naturwissenschaft. Aber macht mal eine Jungfrauengeburt nach, jetzt und heute, in Asien, Australien, Europa. Zeugt ohne Samen ein Kind. Gewiss, wird man sagen. Bei den Haien soll es gehen, bei anderen Tieren und bei Pflanzen auch. Aber macht nochmal das Kind Jesus. Wie geht das? Gut man ist fortschrittlich, aufgeklärt und, wenn man guten Willens ist, wird man mit mir darüber diskutieren, ohne natürlich einen Irrtum, eine Unlogik einzuräumen. Ich erwarte und verlange dies auch gar nicht, denn vor dreihundert Jahren hätte man mit mir nicht

diskutiert. Man hätte mich verbrannt. Und heute würde man dies noch tun, wenn man die Macht dazu hätte, wie man es im Islam, auf welche Weise auch immer, noch tut

Eine Frage an unsere aufgeklärte Welt habe ich noch: Wer zwingt die Menschen, den Kindern und Enkeln, die sich nicht wehren können, anzutun sich der brutalen Drohung von Pfaffen, Funktionären, Vorgesetzten zu beugen? Man lässt sie taufen, treibt sie in fürchterliche Hirnwäscheprogramme hinein, schwafelt etwas von abendländischer Kultur und Tradition, lässt Säuglinge beschneiden – bei Juden und Moslems – „weil man Religionsfreiheit hat“ und ist doch nur Opportunist, um die eigene Pfründen fürchtend. Oder schlottert man nur vor Angst, vor dem ewigen Höllenfeuer, das es vielleicht doch noch geben soll? Wenn man nur die eigene Haut ins Jenseits retten will, dann ist man zumindest nur dumm. Gewiss, wenn jeder das alles für sich tun würde, sich in einem Kotau irgendeiner angemessenen Macht zu unterwerfen, so wäre das seine Sache, Masochisten (was ein übertragener Begriff ist), könnten sogar ganze Völker sein, aber den Weg der nur kurzlebigen Nachkommen für diese unausweichlich festzulegen, ist eine Ungeheuerlichkeit ohnegleichen.

Vielleicht sagt man ich sei verrückt geworden weil ich mich doch auch den Pfaffen und all dem Gesindel unterworfen habe, nur um meine Pfründe zu behalten. Richtig, das habe ich getan, genau, um meine Pfründe, meinen Wohlstand zu erhalten und um ihn zu behalten. Ich würde das vielleicht wieder tun, um überleben zu können. Außerdem käme ich sonst nie in die Lage überhaupt Entscheidungen zu treffen und frei denken zu können.

Vielleicht kann ich sagen, dass ich intuitiv, schon bevor ich zu denken begann, nie Druck ausgeübt habe auf andere, die es sich nicht leisten konnten, sich nicht dem Pfaffendiktat zu beugen, auch nicht auf die, die es einfach nicht wollten. So bin ich zu Sterbenden gegangen, um ihnen zu helfen und habe, entgegen der Anweisung einer katholischen Krankenhausleitung erst den Pfarrer dann den Arzt zu rufen, meinen Ärzten eingeschärft zu rennen, Erste zu sein. Und wenn es einem Kranken oder Sterbenden geholfen hätte, hätte ich mit ihm gebetet. Den Sermon dazu, die geschmalzten Worte, habe ich noch gut drauf. Aber all das soll nur Erklärung sein, nicht der Rechtfertigung dienen, denn ich war selbst der Dumme, der Gläubige, dem der Intellekt fehlte, den Betrug an den Menschen zu erkennen. Letztlich erst im Alter hatte ich begriffen dass, dem Menschen, der Kreatur die größtmögliche Hilfe und Achtung gebührt. Und da ist es egal, ob eine nicht vorhandene Seele, die ein Pfaffe geschmiert in den Himmel fahren lassen will, auch dort so ankommt. Und wie sagt Hawking: Gott ist nicht tot, es hat ihn nie gegeben.

Ich will es wie gesagt nicht als Ausrede oder als Schutzbehauptung in eigener Sache verstanden wissen, dass ich meiner Pfründe wegen den ganzen Religionszirkus mitgemacht habe. Erst in den Anfangsjahren am katholischen Krankenhaus habe ich begonnen endlich nachzudenken. Vorher hatte ich alles als gegeben, wenn auch nicht mehr als gottgegeben wie noch früher in meiner frommen Zeit, angesehen. Einer alten Nonne, die ihr Leben unter einem Joch verbrachte, das sie als selbstverständliche Gnade betrachtete, kann ich nicht sagen, dass sie siebzig Jahre an ein Phantom geglaubt habe und nun

umdenken müsse. Wenn sich jemand, wer auch immer seiner Pfründe wegen beugen muss, so soll er mein Mitleid und mein Verständnis haben

Ich kann zwar verstehen, dass es jeden hart ankommt so direkt angegangen zu werden, dass er schlucken, akzeptieren soll, dass alles das, was er ehrlichen Herzens so geglaubt hat, unsinnig sein soll, aber nur durch den Glauben erhalten doch Kriege, Gräuel, Religion, menschliches Leid, Leid der Kreatur, Untergang, Politik, Philosophie, Ideologien und wer weiß was noch alles, plötzlich einen Sinn zugesprochen, entgegen jeden Verstandes, jeder naturgesetzlichen, sogar natürlichen Gegebenheit, die man zwar verleugnen aber nicht widerlegen kann. Dabei wäre das einzige Kriterium für die Richtigkeit, das Recht jeder Religion und jeder Ideologie das, die Naturgesetze und die Erkenntnisse aus ihnen einfach zu widerlegen. Widerlegen hieße jedoch, nicht einfach das Gegenteil zu behaupten, mit Tradition, Dogma, Axiomen und Erdachtem zu argumentieren.

Nach meiner Überzeugung, liegt in dem Beharren auf Glauben, Tradition und Ideologie, der Schlüssel zum Verständnis des kaum abwendbaren Untergangs der Menschheit. Freilich könnte man sagen, was ich zelebriere ist auch nichts anderes als eine sektiererische Religion, die wie alle theistischen Endzeitstimmung, Untergangsszenarien und Bedrohung verbreitet. Aber dem ist nicht so, denn es fehlt mir etwas ganz Wesentliches, das es nicht gibt: das Jenseits, „was danach kommt.“ Ein Freund hat mir einst versichert, dass es doch etwas Transzendentes geben müsse was jenseits unserer direkten

Wahrnehmung liegt. Aber dies heißt doch, dass man sich etwas imaginieren, bildlich vorstellen muss was mit keinem unserer Sinne zu beweisen, sichtbar zu machen ist. Imaginieren heißt ein Bild von etwas zu entwerfen, dessen Existenz man weder beweisen noch widerlegen kann, ein Bild, dessen Aussehen, dessen Wesen man nicht kennen kann weil es das was es beinhalten soll, nicht gibt. Gewiss denken manche Menschen und sind sich selbst dessen sicher, dass sie im Jenseits – wobei sie dafür den Begriff Transzendenz nicht verwenden – dass sie dort Gott schauen, ihre Verstorbenen lebendig und fröhlich wiedersehen. Aber, es ist wie mit Gott: Er ist – um wieder Hawking zu zitieren – nicht tot; es hat ihn nie gegeben. Und so ist es mit der Transzendenz: Man wird das was sie ist oder sein soll, nicht in tausend Jahren, nicht mit den raffiniertesten Methoden jemals nachweisen können, zumal dies ja ihrer eigenen Definition widersprechen würde.

Ich weiß, dass dies von der wie ich sie einmal nennen will religiös-philosophischen Seite anders, allenfalls unter großen Verrenkungen so gesehen wird. Und in der Argumentation ist man vielleicht sensibler, nicht so vulgär wie ich. Aber wenn es in einer Sendung des ZDF vom 28. 11. 2010 -23:55 im „philosophischen quartett“ heißt, dass „mit dieser These der sprach- und gehbehinderte Astrophysiker Stephen Hawking einen lautstark geführten Disput über den Ursprung des Universums ausgelöst [hat], vor allem bei den Theologen, die sich begreiflicherweise nicht damit abfinden können, dass die Erschaffung des Weltalls nicht Gottes großer Wurf und eine unumstößliche Glaubenssache sein soll“, dann denke ich, dass man Hawking auch etwas anders darstellen könnte, als einen nur

„sprach- und gehbehinderten Astrophysiker“. Näheres nachzulesen ist auf einer Internetseite des Philosophen Peter Sloterdijk. An der genannten Diskussion haben Prof. Dr. Dr. h. c. Friedrich Wilhelm Graf, Theologe, und Gero von Randow, Wissenschaftsjournalist der „Die ZEIT“ teilgenommen.

Damit muss ich zwangsläufig zur Philosophie kommen, von der wiederum Hawking (ich will ihn keinesfalls als Gottersatz missbrauchen) annimmt, dass sie so überflüssig ist wie Gott. Auch Richard O. Feynman, der für seine Arbeit über die Quantenelektrodynamik den Nobelpreis erhielt, der später über Kosmologie, Quarks und unendliche Größen forschte, sagte 1979, als man ihn fragte, was er am wenigsten ausstehen kann: Philosophie. Er meinte auch, „die Philosophen sollten lernen, über sich selber zu lachen“. Und wenn ich mit Bertrand Russell beginne, der fast 98jährig starb, mit 78 Jahren den Nobelpreis für Literatur erhielt, so hat dies mehrere Gründe. Zum einen war er ein hervorragender Mathematiker, der zusammen mit Alfred N. Whitehead die Principia Mathematica eines der bedeutendsten Werke des 20. Jahrhunderts über die Grundlagen der Mathematik veröffentlichte. Er war also keiner, der etwas erfinden musste sondern ein Analytiker, der entdeckte und reproduzierbare Anwendungen aus Erkenntnissen beschrieb. Zum andern war er weltweit bekannter Aktivist für Frieden und Abrüstung. Obwohl zunächst christlich erzogen, war er Atheist und ein Kritiker jeglicher Religion, der christlichen zumal. Russells „Philosophie des Abendlandes“ verdanke ich Einblicke in das Wesen und die Geschichte der Philosophie seit der Antike. Und es ist das Hervorragende an seiner „Philosophie des Abendlandes“, dass er darin Philosophen und ihre Denkweise

beschreibt, wie etwa die Wittgensteins und nicht niedermacht und alle für blöd hält, die nicht seinen Darlegungen entsprechen. Er sieht diese, die nicht seiner eigenen Darstellung der Philosophie sind, aber auf einem Irrweg, ist also nicht der Gefälligkeitsphilosoph der sagt, dass es auch so richtig wäre, wobei eben seine Philosophie die ist, die der Wahrheit am nächsten kommt. Diese Formulierung ist nicht von Russell selbst sondern von mir, um nicht wiederum alles was von Russell ist nur „nachphilosophieren“ zu müssen. Ausgerechnet dieser Philosoph, der die „Philosophie des Abendlandes“ schrieb, soll so gar nicht in das christliche Abendland gepasst haben, wie man in Wilhelm Weischedels „Die philosophische Hintertreppe“ lesen kann. Dieses Werk Weischedels, von dem es an die 20 Auflagen der Taschenbuchausgaben gibt, sozusagen die Hauspostille der Philosophen, das dieser Philosoph schrieb, der bei Heidegger promovierte, sich mit ihm wegen dessen Nähe zum Nationalsozialismus entzweite, der in der Französischen Resistance war, findet als Wesentliches bei Russell, dass dieser viermal verheiratet war. Ich will damit nicht gegen Weischedel polemisieren, der ein großes philosophisches Werk insgesamt schrieb, der menschlich sicher integer, den christlich protestantischen Einrichtungen gegenüber stets skeptisch war, der aber letztlich nicht ohne eine Art Gott auskam, den er zwar nicht substanzhaft, so als alten Mann oder ähnlich, aber in irgendeiner Weise, und sei es in Tugenden vorhanden sah.

Und damit muss ich zu Heidegger und seiner Ontologie der Lehre vom Sein kommen. Ohne in den Chor derer einzustimmen, die Heidegger für einen Scharlatan wenn nicht für einen Idioten halten, während andere das Gegenteil

annehmen, muss ich sagen, dass er – in Analogie zu Weischedel - in das abendländisch-christliche, katholische Weltbild und zur Religion passt. Ein deutscher Kardinal hat seine erste Dissertation über die Seinsfrage bei Heidegger geschrieben, was nicht eo ipso bedeutet, dass damit das ewig herumeiernde Sein irgendeine Bedeutung bekäme. Gewiss gilt das nicht für gläubige oder spirituell empfindende Menschen, aber ich kann mir nicht helfen diese Philosophie für so überflüssig zu halten wie Gott. Ich muss das so dezidiert sagen, auch wenn ich weiß, dass man mir sagt, es fehle mir die Kompetenz das zu beurteilen. Dies nur für den Fall, dass aus der akademisch gebildeten Welt überhaupt eine Reaktion auf meine Darlegung kommt. Meinetwegen; denn ich bin sicher, selbst mit den besten Argumenten nichts an dem ändern zu können, was sich seit zwei- bis sechstausend Jahren als Überlieferung in die Gehirne der scheinbar denkenden Welt eingefressen hat. Und die Menschheit wird weiter glauben und philosophieren wollen, weil schon Descartes gesagt hat: cogito ergo sum. Diesen Ausspruch habe ich schon einmal als Schwachsinn bezeichnet, aber er passt so schon in die Vorstellung: „Aber wenn ich das doch glaube, dann muss es so sein“. Dies war zwar der Gedanke und der innere Umtrieb des Jesuiten- und Jansenitenschülers Descartes, der ein hervorragender Mathematiker war, der den Darstellungen im „Kartesischen Diagramm“ den Namen gab, der aber nicht verwinden konnte, dass es etwas was er glaubte, nicht geben soll. Und wie schraubt Goethe im Faust herum bis er endlich dazu kommt, ihn Faust, sagen zu lassen: „Im Anfang war die Tat“? Gut, das soll man ja auch nicht machen, dass man erst etwas tut und dann schaut, was dabei herauskommt, was des Pudels Kern ist. Dann doch gleich: „Im Anfang war das Wort“

(und das Wort war bei Gott und das Wort ward Fleisch, richtig so?). Aber so ist das mit der ganzen Philosophie, sie braucht erst einmal etwas zum Starten: einen Gott, ein Axiom, ein Statement, ein Paradigma, das bei neuen Erkenntnissen oder Anschauungen gewechselt werden kann. Und dann kann man lustig weitermachen. Man kann wie schon betont Menschen, die philosophieren wollen, nicht grundsätzlich für dumm halten, aber ich weiß nicht was wäre, wenn man sie nicht philosophieren ließe. Das soll kein Angriff auf die physische Existenz von Philosophen sein. Weil ich aber von der Medizin, einem keineswegs nur naturwissenschaftlich ausgerichteten Fach komme, will ich einige sozusagen somatische Beispiele anführen, die das erhellen sollen:

In der Grundlagenforschung, die absolut notwendig ist wird auch damit experimentiert, was geschieht wenn man auf dem Gebiet der organischen oder der Biochemie, verschiedene Substanzen zusammenbringt. Man kann so neue Reaktionswege entdecken, neue Verfahren überprüfen und was noch alles. Ich raffe da die Zeit erheblich, denn es wurde sehr lange experimentiert und das hat sogar dazu geführt und zwar öfters, dass man ein Arzneimittel gefunden hat. Das heißt man hat eine Substanz gefunden, die ein Arzneimittel hätte sein können, da sie eine Ähnlichkeit mit körpereigenen Stoffen oder schon bekannten Mitteln hatte, wenn es die passende Krankheit dazu gegeben hätte. Da hat man so lange gesucht bis man eine Krankheit beim Versuchstier fand oder empfindliche Bakterien in der Petrischale hatte, die eine Reaktion auf das bisher nicht zielgerichtet erstellte Mittel vermuten ließ. So wurde auch das Arzneimittel Gemcitabine entwickelt, das gegen Aids helfen

sollte. Leider tat es das, trotz der vielen Vorversuche nicht. Also suchte man eine andere Krankheit, gegen die das Medikament helfen könnte und fand den Krebs. Ich war als Vertreter einer Fachzeitschrift bei der Vorstellung des Medikaments für die Öffentlichkeit bei einem Meeting dabei. Da hat man Ansprechraten – was keineswegs Heilung bedeutet – von fünf bis zehn Prozent, als Riesenerfolg bezeichnet. Ein kritischer Einwand meinerseits wurde damit abgeschmettert, dass ich ja nur ein bestimmtes „unwirksames Medikament“ anwende. Das war zwar eine erlogene Unterstellung, aber sie war da. Übrigens der Hersteller des „unwirksamen Medikaments“, das ich nie verordnete, überzieht wiederum jeden, der an dessen Wirksamkeit zweifelt sofort mit einem Prozess, was niemand schon wegen der Prozesskosten tut. Man müsste nämlich dem Hersteller nachweisen, dass das Medikament nicht das bewirkt was der Hersteller behauptet und was man erwartet. Das Medikament macht Millionenumsätze, was als Beweis seiner Wirkung dargestellt wird.

Auch was die Homöopathie angeht, für die es trotz der dafür eingerichteten Lehrstühle an manchen Universitäten bisher keinen Wirksamkeitsnachweis gibt, will ich ein Beispiel bringen weil man ja sagt, dass ein homöopathisches Medikament vor allem dann wirkt, wenn man an seine Wirkung glaubt. Und so hat ein Tierarzt - weil es auch homöopathische Medikamente für Tiere gibt - in seiner Kolumne in der Tagespresse allen Ernstes geschrieben, dass eben der Halter des Tieres, dem man das Medikament eingeflößt hat, an die Wirkung im Tier glauben müsse.

Soweit so gut. Was hat das mit der Philosophie zu tun, zu der ich nicht nur die abendländische sondern genauso die chinesische, indische, arabische und welche auch immer rechne? Nun, immer muss man etwas voraussetzen, einen Gott, ein Etwas, einen Glauben und ein „wenn, dann“. Die Vorstellung etwas nicht zu wissen oder nicht wissen zu können, ist der Philosophie wie auch jeder Religion zuwider. Alle müssen auch das erklären, was sie nicht wissen und erheben dann die Erklärung selbst zumindest zum Axiom, zum Dogma oder gar zur Wahrheit. Über die Transzendenz habe ich bereits einiges gesagt. Und wenn ich noch sage, das Universum sei ohne Gott oder ohne einen Willen von etwas entstanden wird man sagen: Warst du dabei? Wir glauben es nicht was du sagst, denn es ist so wie wir glauben. Und wie entsteht Philosophie und wie lässt sich ihr Wahrheitsgehalt im Experiment nachweisen? Da war es dem Grafen Bobby und dem Baron Mucki in ihrer Wohnung langweilig bis Bobby sagte, „mach’ mer uns a Hetz“, das Fenster aufriss und auf die Straße hinunter schrie: „He, Leute, in der Stefanigassen läuft a Wels“. Der Wels ist ein großer Donaufisch. Bobby und Mucki blickten auf die Straße und sahen wie immer mehr Leute in Richtung Stefanigasse marschierten. Bobby wurde unruhig, zog seinen Überzieher an und sagte: „I geh jetzt in die Stefanigassen, vielleicht läuft dort doch a Wels?“ So war und so ist das: Quod erat demonstrandum. Übrigens gibt es diese Geschichte auch auf jiddisch und in anderen Sprachen. Nur Bobby und Mucki heißen etwas anders.

Ich kann mir vorstellen, dass Philosophen aufheulen und von Aristoteles bis Kant, Schopenhauer, Heidegger, Sloterdijk, Adorno und wer weiß noch bis zu wem brüllen, vielleicht.

Vielleicht brüllt auch niemand weil erstens die meisten der genannten Philosophen schon tot sind und zweitens man diese lächerlichen Ansichten, die kalauerähnlichen Witze und Anekdoten, die letztlich, wenn auch hintergründig, ganze Systeme von Pseudowissenschaft desavouieren, gar nicht zur Kenntnis nehmen oder gar diskutieren will. Das stört mich nicht, denn ich muss weder mein Geld mit der Philosophie verdienen, noch muss ich nach einem Vortrag in der Akademie oder sonst wo mit dem Sektglas in der Hand, bedeutend nicken. Philosophie ist, außer zum Selbsterhalt, so überflüssig wie ein Kropf. Ihr könnt natürlich sagen: so kann man doch nicht über die Philosophie reden, die das Abendland geprägt hat. Warum nicht? Was ist aus dem Abendland, ja der Welt geworden? Nichts als der Vollzug biologischer, genetischer Vorgaben mit Fressen und sich Vermehren, denn, trotz Philosophie, Bildung, Technik, Religion und Politik, ist nichts anderes herausgekommen als Geborenwerden und Sterben. Allenfalls wird rückschauend erklärt warum etwas so und so war. Und von wegen Abendland, Welt, Menschheit: Muss ich immer noch den winzigen Zeitabschnitt, den wir in der Erdgeschichte besetzen aufführen? Wenn, gut gerechnet seit mehr als einer Million Jahren Menschen oder deren unmittelbare Vorfahren den Erdball bevölkern, was einem Viertausendstel der Erdgeschichte entspricht, die Million! und von dieser ist nur wieder, durchschnittlich ein Fünfzigtausendstel unser Leben, ja was dann?

Über die Höhlenmalereien habe ich geschrieben, die rund 30 000 Jahr alt sein können, - sogar angeblich 900 000 Jahre alte Höhlenzeichnungen wurden kürzlich entdeckt - Und zur der Zeit

als die Malereien entstanden, besaßen die Menschen doch mit großer Wahrscheinlichkeit eine hohe Kultur, konnten bereits abstrahieren. Sie konnten Wissen, Nachrichten an andere ohne Sprache, ja ohne Vererbung an nachfolgende Generationen weitergeben. Aber kann man sagen, dass sich die Menschheit seitdem dahingehend weiterentwickelt hätte, dass sie die Erde besser, in welchem Sinn auch immer, gemacht hätte?

Und heute sind wir so weit, dass wir ein wenig Gott spielen könnten, wir, in der scheinbar zivilisierten Welt. Aber da sei Gott vor, beziehungsweise seine Stellvertreter auf Erden! Wir könnten ja den idealen Menschen züchten, den alles Beherrscher, der dann friedfertig, gut, weise, blond, blau-, grün- oder schwarzäugig, der durchsetzungsfähig, gläubig, oder freigeistig ist. Warum diesen Menschen, ein so unmögliches Monster? Überhaupt, wer züchtet da und warum? Warum rege ich mich schon wieder auf? Ich will es sagen: Im Deutschen Ärzteblatt, 108, 2011, C 674-76 konnte man ein Interview mit Herrn Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, von dem schon einmal die Rede war, lesen. Da sagt der Erzbischof: „Mit Präimplantationsdiagnostik würde eine Grenze überschritten“ und er sagt weiter, „es soll bei dem bleiben, was wir bisher als gesetzliche Regelung verstanden haben, nämlich dass die Präimplantationsdiagnostik verboten ist“. Worum geht es und was ist diese Präimplantationsdiagnostik [PID]? Also, man kann bis heute noch keinen Homunkulus, keinen Menschen aus irgendwelchen chemischen Substanzen in der Retorte herstellen. Es ist aber möglich eine Eizelle aus dem Eierstock einer geschlechtsreifen Frau zu entnehmen und diese Eizelle oder

auch mehrere, entweder zu schockfrosteten, womit die Zellen nicht abgetötet werden oder, um es verkürzt darzustellen, in ein Reagenzglas – sagt von mir aus Retorte – zu bringen. In diese Retorte gibt man noch Samenzellen eines Mannes, so dass jeweils eine Eizelle mit einer Samenzelle „verschmelzen“ kann. Dies ist nichts anderes als der primäre Vorgang bei einer natürlichen Zeugung, bei der im Eileiter oder der Gebärmutter der Frau dieser Prozess stattfindet. Auch bei dieser vereinigt sich eine Eizelle, die den halben Chromosomensatz hat, der bei einer sogenannten Reifeteilung entstand, mit einer Samenzelle, die ebenfalls nur über einen halben Chromosomensatz verfügt. So entsteht eine Zelle mit einem wieder vollständigen Chromosomensatz, die sich bereits in der „Retorte“, unter äußerlich machbaren Bedingungen, zu teilen beginnt, also zu wachsen. Diese dann „befruchtete“ Eizelle, kann sich nun wenn man sie instrumentell dorthin bringt, in der Gebärmutter einer Frau einnisten und zum Embryo, zum Fötus, zum Menschen heranwachsen. Dies ist bei allen zweigeschlechtlichen Lebewesen genau so, nur dass dann eben das Wesen entsteht, von dem die beiden „Zellhälften“ Ei- und Samenzelle stammen. Aber bereits die einzelne, befruchtete Eizelle enthält einen genauen Bauplan, welche Rolle die dann immer mehr durch Teilung sich vermehrenden Zellen künftig übernehmen sollen. Das heißt, zu welchem Gewebe, ob Knochen, Blut, Darm oder Gehirn sie werden und sogar zu welcher Eigenschaft, ob musikalisch begabt, jähzornig, auch später zu welchen Krankheiten (Stoffwechselstörungen, wie Zuckerkrankheit, Minderwuchs und vielen anderen) das entstandene Individuum prädestiniert (vorbestimmt) ist. Dieser Bauplan ist in den Chromosomen der mütterlichen und väterlichen Zellen enthalten.

Dabei bestehen die Chromosomen, die wegen ihrer Anfärbarkeit für die mikroskopische Untersuchung so benannt wurden, aus Millionen von Genen, deren Aminosäurezusammensetzung (DNA) die eigentliche Erbinformation enthält. Das zu den Gegebenheiten.

Nun ist es so, dass man mit neuen, früher nicht bekannten Methoden, quasi in der Retorte, untersuchen kann, ob sich besondere Eigenschaften, die man gezielt suchen muss, in den ersten in der Teilung begriffenen Zellen finden lassen. Wenn man in Zellen, bzw. deren DANN, zu Missbildungen führende Eigenschaften feststellt, kann man diese Zellen aussondern, das heißt, sie nicht von der Retorte aus in die Gebärmutter einer Frau einpflanzen. Diese Frau, in die die befruchtete Eizelle, auch schon eine in Teilung begriffene Zelle, eingepflanzt wird, muss nicht die Spenderin der Eizelle sein. Auch eine andere, geeignete Frau (Leihmutter) ginge. Einpflanzung heißt Implantation und wenn man vorher, „prä“, Diagnostik betreibt, Eigenschaften untersucht, so betreibt man die Präimplantationsdiagnostik. Und da haben nun Leute Angst, dass man aus der Retorte nur die Babys – nur die Zellen -herausholt, daher Retortenbabys und in eine Gebärmutter einpflanzt – denn, ausschließlich in der Retorte wächst kein Embryo heran - die einem genehm sind. Das geht natürlich nicht und deshalb, so Erzbischof Zollitsch, hat sich die Deutsche Bischofskonferenz in einer Stellungnahme vom 17. März 2011 „für ein klares Verbot der Präimplantationsdiagnostik durch den Gesetzgeber ausgesprochen“. Das ist auch völlig logisch, denn so Zollitsch, „jedes menschliche Wesen ist von Gott geschaffen und daher schützenswert“. Und weil das menschliche Leben schon mit der

Verschmelzung von Ei- und Samenzelle beginnt, ist es schützenswert, egal wie das später aussieht, ob anenzephal, also ohne Gehirn, verkrüppelt, ohne Arme und Beine, zu Stoffwechselkrankheiten disponierend undsoweiter. Die Natur entledigt sich, allerdings keineswegs immer, solcher „Fehlkonstruktionen“ meist durch einen Abgang, einen Abort. Doch wenn man, nicht in der Retorte, weil man das nicht darf, weil es Präimplantationsdiagnostik wäre, sondern etwas später, schon im Mutterleib, selbst in frühen Stadien einer nun heranreifenden Frucht, eben in der Schwangerschaft, Missbildungen feststellt, darf man natürlich auch keinen künstlichen Abort, eine Abtreibung also, herbeiführen. Nebenbei bemerkt: Kürzlich haben Ärzte einer Schwangeren die medizinisch indizierte Beendigung der Schwangerschaft durch eine Operation im katholischen Irland aus religiösen Gründen verweigert. Die Frau ist dann, unter Anteilnahme der Medien und der Kirche verstorben. Der deutsche Erzbischof Zollitsch war nicht in diesen Fall involviert.

Mit diesen Feststellungen will ich sagen, dass ich weder Befürworter noch Gegner einer Abtreibung bin. Ich bin kein US-Amerikaner, der, wie ich in einem Vortrag in der Universität hörte, seine Stimme bei Wahlen davon abhängig macht ob ein Kandidat für oder gegen Abtreibung ist, egal ob er Neger zu lynchen befürwortet, seine Waffen zur Bedrohung anderer gebraucht, betrügt und was alles macht. Man wählt ihn, je nachdem man selbst dafür oder dagegen ist. Aber ich will einiges zu bedenken geben: Zunächst, wer unterzieht sich der Prozedur einer Präimplantationsdiagnostik, eventuell bei einem Kinderwunsch und vögelt nicht einfach drauflos, egal was dabei

herauskommt auch wenn es schon einige Behinderte in der Familie gibt? Diese Menschen, die sich für eine keineswegs zufällige, dafür geplante und mit viel mentalem und physischem Aufwand einhergehende Schwangerschaft entschließen, werden nicht der Meinung sein, dass man Behinderte, welcher Art auch immer, einfach umbringt, ihnen den Gnadentod der Euthanasie beschert, an der sich im Dritten Reich in Deutschland alle Konfessionen, auch die katholische, als Lösung eines Problems beteiligten! Aber ich weiß auch nicht, ob sich jeder, der behindert geboren wird darüber freut, immer nicht so sein zu können wie andere, in unseren und seinen Augen Gesunde. „Das ist ein großes Verbrechen, einen Menschen zu machen, von dem man weiß, dass er unglücklich sein wird, wenigstens irgendwann einmal unglücklich sein wird“. Das schreibt Thomas Bernhard in „Frost“. Aber das, worüber wir reden, geht ja weit über nur Glücklich- oder Unglücklichsein – etwa bei erblich bedingten Geisteskrankheiten - hinaus. Und nach einem alten jüdischen Sprichwort soll es das größte Glück des Menschen sein, nicht geboren zu werden. Gut, das wäre jetzt alles bereits ein Bestimmen über Leben und Tod des geborenen Individuums. Aber bis jetzt wird bei der PDI, also vorgeburtlich, nach Krankheiten, nach Fehlentwicklungen gesucht, nicht nach sogenannten guten Eigenschaften und wären sie nur Blauäugigkeit, blonde Haare oder Intelligenz (soweit man von vielen Genen und Allelen abhängige Eigenschaften überhaupt bestimmen kann) bei deren Vorhandensein man alle anderen Embryonen oder Zellen, weil womöglich nicht blauäugig, aussondert, abtötet. Ich will damit sagen, dass man nicht einfach so über das Ungeborene bestimmen kann. Aber die Kirchen? Natürlich, die können das; allen voran die katholische. Es

kommt ja von Gott das Leben und alles Drumherum. Da hocken sich verblödete Greise hin und schwafeln über Gegebenheiten, die sie weder verstehen noch beurteilen können. Wer gibt ihnen dazu ein Recht, denn ein solches beanspruchen sie ja damit, dass sie ein Verbot fordern, in manchen Fällen eine gnädige Erlaubnis geben? Dadurch dass sie von der nicht existenten Größe Gott leben und meist nicht schlecht, von keiner Not der Menschen berührt, steht ihnen in der Unterdrückung und Demütigung der Menschen nicht das geringste Recht zu.

In einer Talkshow im Fernsehen habe ich einige Damen und Herren der guten Gesellschaft über ein Thema diskutieren sehen, über welches weiß ich gar nicht mehr. Aber da sagte einer der Herren, ein etwas höherrangiger katholischer Geistlicher, dass dieses oder jenes gar nicht machbar sei, „weil es Gott nicht zulässt“. Und alle nickten und sagten „Ja, ja, das lässt Gott nicht zu“. Und mit solchen Begründungen, die schwachsinnig aber bedeutungsvoll dahersalbadert werden, wird für oder gegen eine Sache argumentiert. Wenn man die „Sache“ im Falle der Präimplantationsdiagnostik konkretisiert, so heißt das, dass sich Leute, die gegen jede Empfängnisverhütung sind, die das Elend mit HIV-Infektionen, mit Aids, einfach hinnehmen, zu Enthaltensamkeit raten, selbst aber nichts lieber tun als über die Sexualität zu reden, Missbrauch an Kindern nur vertuschen wollen, die Moral predigen, sich anmaßen Entscheidungen über andere Menschen, ja Völker zu fällen! Ist dies keine echte Schweinerei, was Kirchen von sich geben und was sie da tun? Wenn man in der katholischen Kirche darüber redet, ob der oder das Zölibat am Ministrantenmissbrauch, an der Homosexualität von Priestern und woran noch schuld ist, ist das vielleicht eine

gute Diskussion. Ich kann nur dazu raten den Zölibat zu belassen, denn dann vermehren sich diese Leute, die aus welchen Gründen auch immer in die schwarzen, purpurnen oder goldenen Röcke geschlüpft sind, nicht allzu sehr. Und zumindest zum letztgenannten Thema, der PDI, muss ich noch sagen, dass es unverständlich ist, dass sich im Deutschen Ärzteblatt, das sich „Die Zeitschrift der Ärzteschaft“ nennt, das jeder Arzt zwangsweise erhält, Raum für großes Geschwafel eines Erzbischofs findet, anstatt zu sagen, es sollte jeder nur darüber reden, vor allem urteilen, wovon er etwas versteht.

Nun gut, wir leben in einer christlich-abendländischen Gesellschaft, die bestimmt was die Welt zu machen hat. Die Welt? Wie ist das in China, einem unserer wichtigsten Handelspartner mit der PDI? Ob sich diese Chinesen damit überhaupt befassen? Ja, das brauchen sie doch gar nicht, denn für China ist weder ein Papst noch ein Erzbischof noch ein Gott zuständig! Da wird wahrscheinlich nicht jedes menschliche Leben von Gott erschaffen, sondern entsteht durch einfachen Geschlechtsverkehr. Früher, ob heute noch weiß ich nicht, hat man Mädchen, die anstelle eines erwarteten Jungen neugeboren wurden, einfach sofort ertränkt. Na so was! Das lässt Gott doch nicht zu! Oder doch, weil „Jedes menschliche Leben [ist] von Gott geschaffen und daher schützenswert“ die Chinesen aber gar keine Menschen sind?

Es gibt da eine Fabel von Äsop. In der wollte ein Löwe seine Beute mit einem riesigen Sprung erfassen, aber der Sprung war zu lang, der Löwe schoss über die Beute hinaus, die dann entkam. Und was tat dann der Löwe? Er übte kürzere Sprünge.

So weit die Fabel. Also warum eine Fabel nach PDI, Medizin, Genen und Politik? Ich will es sagen und damit beim großen Thema bleiben, bei den Genen und komme zu Herrn Thilo Sarrazin. Nicht dass ich Herrn Sarrazin zu den Großen und Bedeutenden zähle, dies so wenig wie ich mich nur entfernt dafür halte. Aber es ist ein wenig symptomatisch für Politiker, die glauben sich mit besonderen Themen befassen zu müssen und dann über ein Ziel hinausschießen, weil sie es nicht genau kennen. Und hier hätte Herr Sarrazin, damit der Löwe aus der äsopschen Fabel nicht zu kurz kommt, kürzere Sprünge üben müssen. In seinem Buch „Deutschland schafft sich ab“ 2010 erschienenen, äußert er unter anderem die Meinung, dass Erbfaktoren, also Gene, für die soziale Stellung und Intelligenz von Menschen verantwortlich seien und dabei gebe es Defizite bei Immigranten, besonders bei Türken und Kurden, also Muslimen. Und es gebe eben Gene, die die Volks- oder Stammeszugehörigkeit definierten, also die Herkunft eines Menschen erkennen lassen. Letzteres ist, objektiv gesehen, absolut richtig. So kann man sich im Internet etwa darüber informieren wie viel Herkunftsvölker sich in den Genen des Golfspielers Tiger Woods nachweisen lassen: Schwarze, Weiße, Asiaten, Indianer usw. Niemand stört sich daran, weil das bei Tiger Woods so ist. Und wenn es ein jüdisches Gen oder Gene gibt, was ist daran gut oder schlecht? Es gibt mehrere Gene, die die Hautfarbe von Negern und ihren Nachkommen, Schwarzafrikanern bestimmen – ich muss hier leider einfügen, weil viele Leute aufheulen, wenn man das Wort Neger gebraucht, weil sie es eben für ein Schimpfwort halten, das es für mich keineswegs ist. Schließlich bin ich nicht Dr. Heinrich Hoffmann, der in seinem Struwwelpeter den Nikolaus mit dem

großen Tintenfass sagen lässt: „Was kann der arme Mohr dafür, dass er so weiß nicht ist wie ihr?“- Also was die Hautfarbe angeht, da wollen wir einmal nicht so sein, könnte man sagen, aber sonst? Wäre der 44. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Barack Obama, nicht viel gescheiter, wenn er weiß wäre?

Und wenn Sarrazin schreibt, dass Intelligenz vererbbar ist, dann ist das auch richtig. Nur, und dies ist der zu weite Sprung Sarrazins und derer, die ihn so interpretieren: Intelligenz ist nicht verknüpft mit den die Herkunft definierenden Genen. Ich will salopp ausdrücken, was in der Realität viel, viel komplizierter ist, dass es nicht nur ein einziges Gen gibt, das dazu prädestiniert (kodiert) die Hautfarbe (allein dafür sind viele Gene zuständig) zu bestimmen und gleichzeitig die besondere Begabung, für Mathematik, Musik oder zum Zeichnen. Und zur Intelligenz kann man nicht nur die genannten besonderen Begabungen zählen, denn auch das Wahrnehmen und Deuten von Sinneseindrücken, Lesen (Legasthenie!), Schreiben, Sprechen, Kriminellwerden oder nicht sind unterschiedlich ausgeprägte, durch *mehrere, viele* Gene bedingte Eigenschaften eines Menschen. Ich denke, dass die sogenannte durchschnittliche Intelligenz eines Menschen genügt, um einen Hochschulabschluss zu erreichen. Er wird dann eben auch durchschnittlicher Richter, Anwalt, Ingenieur, Arzt oder Apotheker. Und wenn er dies ist heißt das nicht, dass er dümmer ist als vielleicht ein Gerichtspräsident, Staranwalt, Chef- oder OBERingenieur, Chefarzt, oder Apothekenbesitzer und es heißt nicht, dass er gescheiter, gebildeter ist, als etwa der ohne Hochschulabschluss. Akademische und nichtakademische

Berufe sind nicht durch unterschiedliches Intelligenzniveau definiert. Gewiss wird es in jedem Beruf Geschickte und weniger Geschickte geben, doch es heißt nicht unbedingt, dass dies aufgrund unterschiedlicher Intelligenz ist.

Vielleicht eine „Variante“ unter den Menschen, wären die mit der sogenannten überdurchschnittlichen Intelligenz, die Genies, die mit der ganz besonderen Begabung, die sich oft schon in der Kindheit zeigt. Sie sind keineswegs immer nur einseitig begabt, denn Musiker wie Mozart beherrschten viele Sprachen, waren nicht täppisch auf anderen Gebieten und Einstein etwa liebte Musik, spielte Geige. Doch muss man vorsichtig sein wenn man von Genie und Superintelligenz redet. Denn hätte Mozart nicht seinen Vater Leopold gehabt, der ihn und seine Schwester Nannerl zu Kinderstars gemacht hätte, er hätte auch nur als begabter Violinist in einer Bischöflichen Kapelle enden können und niemand hätte je etwas von ihm gehört. Doch er hatte seinen Vater! Und anders herum kann man ein Kind, nur weil es mit drei Jahren auf einem Klavier herumklimpert, nicht „zu einem Mozart“ prügeln. Auch die kleinen Klimperer müssen das gewisse Genie mitbringen, das heißt es muss ihnen vererbt sein. Einstein wiederum hat sich nicht hinsetzen können und beschließen, jetzt mal so die Relativitätstheorie zu entwickeln. Was an „geistigem Schweiß“ hinter all den Begabungen und Genies steckt, ist schwer mit einfach vorhanden oder zugeflogen zu erklären. Wenn wir an Stephen Hawking denken, wissen wir wie furchtbar Genie sein kann, das er selbst schildert, ohne auf seine Behinderung durch die Muskeldystrophie zu verweisen. Und noch zwei Beispiele aus der Musik: Pablo de Sarasate lernte ab seinem fünften

Lebensjahr, vom Vater gefördert, Geigenspiel und gab sein erstes Konzert mit acht Jahren, aber er, der auch Teufelsgeiger genannt wurde, war beleidigt, dass man ihn ein Genie nannte, denn „davon, dass ich täglich acht Stunden übe, redet niemand“, sagte er. Und das zweite Beispiel, wie man ein Genie einschätzen kann: Im Zirkus trat ein Künstler auf. Er stieg auf einen Tisch, balancierte darauf auf zwei Stühlen und hatte einen jungen Elefanten im Nacken, dazu spielte er noch Geige. Und was sagte ein älterer Herr zu seiner Frau? „Ein Heifetz ist er halt nicht!“. Ich habe das bei Salcia Landmann, die über den jüdischen Witz geschrieben hat, gelesen.

Aber machen wir es einfach und nehmen einmal mehrere Familien mit völlig identischen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse an, so wird es unter den Kindern gescheite und weniger gescheite, musikalische und weniger musikalische geben undsoweiter. Dass man diese Betrachtung nicht schon bei den Eltern dieser Kinder anstellen kann liegt daran, dass diese auch schon Eltern hatten und seit allen Generationen aus zwei verschiedenen Chromosomenhälften entstanden sind. Noch einfacher, universell gesagt, ist es unrichtig, dass Asiaten keine westliche, klassische Musik machen können, wie man oft hört. Dagegen sprechen die vielen Künstler aus dem Fernen Osten, die klassische, europäische Musik spielen, so als ob man ihnen diese Kunst in Wien mit der Muttermilch eingeflößt hätte. Es heißt aber nicht, dass Asiaten besonders Begabte für westliche Musik seien. Nein, sie waren musikbegabt und man hat sie als Kinder und Lernende gefördert. Genauso gibt es schwarze, klassische Pianisten.

Nun können wir uns, was Intelligenz, geistige Eigenschaften an sich betrifft, ein wenig herum winden, ob das tatsächlich so ist und wie auch immer. Dass da Gene im Spiel sind, sieht man ja nicht, wie man das etwa bei der Hautfarbe sehen muss. Aber wenn man sieht „wie heruntergerissen“ etwa ein Sohn im Alter von 60 Jahren seinem Vater, von dem es im gleichen Alter nur noch eine Fotografie gibt, gleicht, wie er jetzt die gleichen Unarten wie dieser hat, während er selbst vor 30 Jahren „ganz anders“ war, dann muss man sich doch überlegen woher das kommt. Nur die Gene? Natürlich wird jeder sagen, dass dies für diesen, sein Volk, seine „Rasse“ zutrifft, nur für ihn selbst und sein Volk nicht.

Was noch weiter in Sarrazins Buch steht, von dem zunächst ausgegangen wurde, wie Statistiken über soziales Verhalten von Migranten aus verschiedenen Ländern, das soll jetzt nicht kommentiert werden. Es sind Fragen, die Politiker und Soziologen beurteilen und lösen müssen, soweit man sie lösen muss, weil zum Beispiel Religion, muslimische oder christliche, keine genetisch bedingte Eigenschaft darstellen. Für den einzelnen Migranten – ich will diesen Begriff nur als Bezeichnung für einen Ein- oder Durchwanderer in einem Land gebrauchen, ohne weitere Wertung – für die Frauen, die Männer, die Kinder, gleich ob weiblich oder männlich, sollte es gleiche Chancen und Möglichkeiten geben, wie für jeden Bürger dieses Landes.

Natürlich ist dies, in jedem Land, nicht nur dem unseren, äußerst schwierig, weil alle Eltern, das sind wir selbst, unsere Regierungen, die von uns Gewählten, die Wirtschaft, das

Kapital, zuerst auf die eigene Brut und deren Fortkommen achten. Dies ist auch – und hier rede ich für jedes Land, und sei es unseres – die Pflicht der Eltern, für die Brut, die ja sie in die Welt gesetzt haben, zu sorgen. Die Brut, die Kinder, sind primär nicht für sich verantwortlich. Und in diesem Sinne möchte ich es verstanden wissen, dass man einem Türkischen Ministerpräsidenten Erdogan diplomatisch wenigstens nicht so zu Wort kommen lässt, ihn sich zu mäßigen bittet, wenn er die aus seinem Land Ausgewanderten aufhetzt, ihre keineswegs demokratischen, nur religiös geprägten Sitten und Gebräuche hier durchzusetzen, auch wenn diese wiederum andere seiner Landsleute diskriminieren, die sich keinen Dogmen unterwerfen wollen. Ein Kuckuck, der sein Ei in ein fremdes Nest gelegt hat, sollte den, der es ausbrüten muss, nicht gerade beschimpfen. Das heißt nicht, dass sich Türken, Russen, Aserbeidschaner und Andere auf Döner, Borschtsch und Folkloretänze zu beschränken haben. Aber sicher ist das ganze Problem, denn es ist eines, zu vielschichtig, besonders was die Religionen betrifft, um es jetzt nur wegen eines Buchs von Herrn Sarrazin abzuhandeln. Mir diene Sarrazin und sein Buch nur als „Aufhänger“ für die Darlegung genetisch bedingter Eigenschaften, die Menschen sozusagen prägen. Übrigens: Herrn Sarrazin hat man trotz oder wegen seines inkriminierten Buches nicht aus der SPD ausgeschlossen. Die Antragstellerin, Befürworterin des Ausschlusses, Frau Andrea Nahles, die Generalsekretärin der SPD, ist ja nach eigener Aussage gläubige Katholikin. Damit sagt sie, dass sie immerhin glaubt, was absolut und objektiv nicht so sein kann. Gut, auch katholisch zu sein ist keineswegs genetisch bedingt, aber wie ist das mit der Intelligenz?

Auch der ehemalige Bischof und Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Professor Dr. Wolfgang Huber, hat sich in die Sarrazin-Debatte eingeschaltet und sie als (ich zitiere) „eminent Konflikt verschärfend“ bezeichnet. Er wehrt sich auch dagegen, „Menschen und ihre Probleme auf deren Religion festzulegen“. Wenn er sich gerade mit dieser Ansicht nicht täuscht! Paradox sei, meint Huber, dass auf der einen Seite von Muslimen und auf der anderen Seite von Deutschen gesprochen würde. „Diese Redeweise ist eine Folge des 11. September 2001. Wir nehmen eine Religionisierung von Konflikten vor“. Und Sarrazins Buch projiziere „die mangelnde Neigung deutscher Akademikerinnen zum Kinderkriegen vor dem 30. Lebensjahr“, was bei Zuwandererfrauen nicht der Fall ist, auf das deutsche Problem der Bevölkerungsentwicklung.

Nun teile ich weder Hubers noch Sarrazins Meinung zum Problem von Kinderkriegen, weil ich zuviel über „schickt der Herr das Häselein, schickt er auch das Gräselein“ nachgedacht habe, aber wenn es nicht eine „Religionisierung“ eines Konfliktes ist, der ohne Religion gar nicht entstanden wäre, wenn aufgebrachte islamische Massen sich wegen einer Mohammed-karikatur so in Rage bringen (lassen), dass sie morden und plündern, dann weiß ich nicht was sie ist. Dies muss explizit so gesagt werden, denn diese Massen, dieser Mob, sind ja nicht etwa angetreten, um die Heimat gegen einen Eindringling, gegen ein anderes Volk zu verteidigen, was verständlich gewesen wäre.

Aber warum wälze ich dieses Thema wie den Stein des Sisyphos immer wieder nach oben, wenn ich mich über die Religion aufrege? Schließlich gibt es – meint man – auch ein Leben ohne Religion, ein bürgerliches oder laizistisches, in dem man neben der Religion sein Auskommen haben kann. Aber das stimmt nicht, ist einfach nicht wahr. Wir leben in der abendländisch-christlichen Gesellschaft und beherbergen sozusagen Muslime und auch einige Juden unter uns. Im Nahen und Fernen Orient bestimmen der Islam, der Hinduismus, der Buddhismus das Leben. Irgendwo weltweit in Steppen und Urwäldern prägen Naturreligionen die Lebensweise der Menschen. Ganzen Erdteilen wie Amerika und Australien, haben Siedler ihre Religion den indigenen, eingeborenen Menschen, die oft selbst eine Religion als Staatsform hatten übergestülpt, ob man die Religion als Vorwand benutzte oder nicht: Ohne religiösen Konfliktstoff hätte es keinen Dreißigjährigen Krieg, keine gewaltsame Gegenreformation mit Rekatholisierung ganzer Länder, keine Eroberungszüge der islamischen Araber im vorderen Orient, in Nordafrika, in Sizilien und in ganz Spanien-Portugal gegeben. Und ist der Krieg der westlichen Staaten in Afghanistan gegen die Taliban, die gegen alles Nichtislamische, wie auch das Buddhistische vorgehen, nicht letztlich ein Religionskrieg? George W. Bush hat bei seinem Feldzug gegen den Irak sicher nicht umsonst gesagt, was auf allen Münzen der USA steht: „we trust in God“, der wahrscheinlich auch das Öl schuf und in Afghanistan den Drogenanbau. Zudem wollen alle Religionen ihre eigene Ausbreitung und die Verdrängung der anderen. Allen, aber auch wirklich allen, selbst denjenigen die es bestreiten, ist doch Mission ein Anliegen, ein wesentlicher Bestandteil ihres

Glaubens. Keine Religion will wegen einer anderen an Bedeutung verlieren, auch der Buddhismus in Tibet nicht, wohin er ja auch nicht vom Himmel fallend kam. Die Erzabtei St. Ottilien, in der Nähe von München, an der Pfaffenwinkelbahn (das ist ein offizieller Name und nicht von mir erfunden) gelegen, sendet jährlich neue „Missionsbenediktiner“ aus! Wozu? In den USA, wo es angeblich liberal unter den stets christlichen Religionen zugeht, kann man von einer Religionsgemeinschaft in die andere wechseln, wie es gerade wegen der Lage der Kirche zur Nähe des Supermarktes oder aus anderen Gründen, günstig ist. Aber man bleibt in irgendeiner Kirche, sei es in der der Baptisten, Methodisten, Scientologen oder sonst einer hängen. Und standen nicht bei jedem schon Mormonen aus USA – der Gegenkandidat Obamas, bei der letzten Wahl zum Präsidenten der USA war Mitt Romney, ein reicher Mormone - oder Zeugen Jehovas vor der Tür? Gut, da kann man die Türe zuschlagen, aber was macht man wenn plötzlich der ganze Staat die Religion ist? Der Gottesstaat wie im Iran? Es war sicher gut das Schahregime in Persien zu stürzen, aber vielleicht wäre der Menschheit einiges erspart geblieben, wenn man einen Khomeini zumindest am Aussteigen des Flugzeuges aus Paris gehindert hätte. Aber Propheten, Führer, braucht das Volk und darum hat man auch einen gewissen Lenin aus der Schweiz, durch Deutschland nach Russland gebracht. Auch letzteres war eine Art religiöser Schachzug, ohne Erfolg, weil dann der Leninismus selbst als Religion auftrat. Jetzt bekreuzigt man sich aber wieder in Russland, einschließlich des Herrn Wladimir Wladimirowitsch Putin, der junge Frauen, die in einer Kirche „für seine Absetzung

beteten“ (ich will das so zusammengefasst darstellen) wegen der Verletzung religiöser Gefühle verurteilen ließ.

Übrigens: Wie schützt man die Gefühle eines Atheisten? Wer wird dafür verurteilt wenn er sagt, Atheisten seien dumm, gehörten aus Ämtern entfernt, von Berufen ausgeschlossen? Wer wird und wurde dafür verurteilt, weil er Anders- oder Ungläubige umbringen, verbrennen oder sonst wie töten ließ?

Natürlich kann ich, wenn ich schon die Religionen als Grundstock aller Staatsgebilde, ich will nicht sagen allen Übels, angefangen bei den Sumerern über Assyrer, Ägypter der Pharaonenzeit, Juden, Hindus, Buddhisten, Christen und Mohammedaner ansehe, nicht die Ideologien per se ausklammern. Aber wäre es nicht möglich – ich will nicht sagen vernünftig, weil man mir sonst mit der Göttin Vernunft kommt – auch wenn es utopisch erscheint, die Politik, das Lenken von Staaten, religions- und ideologiefrei zu gestalten? Man kann dann durchaus Parteien, die sich für eine halbwegs gerechte Verteilung von Ressourcen, Arbeit, Volksvermögen, auch für die Wirtschaft einsetzen, meinetwegen durch Lobbyisten, soweit sie sachkundige, nicht nur gerissene, geschäftstüchtige Berater sind, zulassen. Sie dürften nur keiner Religion und keiner Ideologie zuarbeiten. Das geht nicht, sagt ihr? Wer soll das entstehende Chaos ordnen? Gut, das haben bisher die Pfaffen, Priester oder Ideologen in jedem Land getan. Und hat das geklappt? Warum könnte nicht die Hälfte aller Priester, die sowieso nur für ihr weiches Brot arbeitet, als Edukatoren, genügend besoldet, in Parteien, öffentlichen Einrichtungen arbeiten und dem Volk helfen mit dem Leben

zurechtzukommen? Es ist doch durchaus möglich zum Beispiel Kranke zu pflegen, ohne dafür im Himmel belohnt zu werden. Denn es ist mir bewusst, dass die Krankenpflege ein sehr lukratives Geschäft mit irdischem Mammon ist und unsere geistlichen Schwestern – ich weiß wovon ich rede – für Gotteslohn nichts, aber auch gar nichts auf Erden machen. Und im gesamten öffentlichen Leben, in allen Ländern der Erde, könnte so viel hinderliches Brimborium das man Ritual nennt, wegfallen.

2010 habe ich dazu einen Vortrag in der Universität von einem Professor Gregor Paul von der Universität Karlsruhe gehört. Dieser Mann, Professor Paul, sicher ein ausgewiesener Ostasienkenner, hat ganz interessante Texte religiösen Inhalts zusammengestellt. Es ging in ihnen um das Elend in der Welt, warum ein Gott dies zulässt, was man tun kann und was noch alles. Zu jedem Text, ob Gebet oder sonst was, wurde immer die Quelle genannt, die oft Jahrhunderte vor der sogenannten Zeitwende lag. Es wäre ohne diese Angabe, nämlich wann und wo etwas entstand, nicht möglich gewesen die nahezu deckungsgleichen Texte in Bezug auf Hindus, Brahmanen, Christen usw. auseinander zu halten. Und der Sermon einer Bergpredigt ist beim genauen Hinhören, in Bezug auf Milde und Grausamkeit, von keinem nicht schon vorher vorhandenen Text unterschieden.

Und nicht nur aus diesem Grund ist der Professor, der u. a. Philosophie – weil es keinen anderen Ausdruck dafür gibt – lehrt dafür, die Religionen aus den Staatsgebilden auszusperrten. Die Kirchensteuererhebung als Staatsaufgabe, müsse so abgeschafft

werden wie Konkordate, die Staatsführungen mit den Kirchen getroffen haben. Und wer seine Kirche will und behalten will, der soll dafür sorgen, dass sie gedeiht, soll sehr viel in den Opferstock werfen, so viel wie ihn die Kirche wert ist. Kein Bischof darf mehr, wie das bis jetzt der Fall ist weil durch Konkordate geregelt, durch den Staat bezahlt werden.

Damit kann dann in der Politik das „so wahr mir Gott helfe“ bei Eidesformeln wegfallen, denn es ist nichts als eine überflüssige Wortblase. Gott hat es allenfalls in der Einbildung der Menschen, die neue Erkenntnisse einfach negieren, nicht wahrnehmen, geschweige denn wahrhaben wollen gegeben. Es können damit sogar die Eide selbst wegfallen, denn sie sind unnötig. Und warum, fragt man? Nun, nehmen wir an ein Minister oder Kanzler oder wer auch immer, leistet einen Eid auf die Verfassung oder er schwört in irgendeinem Prozess. Es stellt sich dann aber heraus, dass er die Unwahrheit gesagt und beschworen hat. Was hat es dann für Folgen? Man nennt ihn vielleicht Old Schwurhand wie den Minister Zimmermann, der kürzlich verstorben ist. Aber ihn hat doch kein Eid davon abgehalten die Unwahrheit zu sagen. In solchen Fällen muss ja nicht über den Begriff Wahrheit diskutiert werden. Wenn jemand gestohlen oder eine Unterschrift nachgemacht, gefälscht hat, dann ist das eine Tatsache, die man nicht wegerklären kann. Ist ein Diebstahl keiner mehr, nur weil jemand geschworen hat er sei zur fraglichen Zeit mit dem Angeschuldigten irgendwo zusammengesessen? Also wozu muss dann jemand wegen Meineids verurteilt werden? Damit er das nicht mehr macht? Und wie wäre es den „Meineidigen“ einfach dafür zu bestrafen, dass er im Prozess mit seiner unwahren Aussage Schaden

angerichtet hat? Denn erst wenn durch Nachforschung oder Zufall die Lüge herauskommt, tritt der Meineid zutage. Lässt man nicht einen Zeugen etwas schwören, weil das was er aussagt nicht a priori als selbstverständlich und wahr angesehen wird? Muss man da nicht seitens des Gerichts bei strittigen oder unwahrscheinlichen Begebenheiten so lange nachhaken, bis keine Zweifel mehr bestehen? Gewiss ist das zeitaufwändig und so kürzt man eben ein Verfahren ab indem man schwören lässt. Und je nach angerichtetem Schaden, müsste die Strafe bis zur Entlassung aus dem Amt ausfallen. Dazu bräuchte man nicht erst den Meineid. Und die ganz Klugen, die sich an einen Eid gebunden fühlen, etwa einem Staat, einem Führer gegenüber und dann ganz wissentlich Unrecht und Unheil nicht nur tolerieren sondern oft ausführen, nehmen sie nicht den Eid als Ausrede in Anspruch, sich selbst für begangenes Unrecht, für Schweinereien zu exkulpiert,? Gewiss, sie waren wohl nicht klug genug die Klugen, um zu erkennen, was einmal auf sie zukommen kann, als sie den Eid leisteten, aber sind sie deshalb unschuldig? In diesem, und ich möchte sagen in jedem Fall, schützt der Eid das Recht nicht mehr als das Unrecht. Er ist somit überflüssig. Und wenn man schon einmal in der Politik glaubt den Eid auf die Verfassung, vor allem ihre Einhaltung geschworen zu haben und es passt dann einfach etwas nicht, ja dann ändert man eben die Verfassung. Ist doch ganz einfach. Wozu dann vorher ein Eid? Ganz allgemein gibt es doch den Paradigmenwechsel! Aber vielleicht bin ich bei alledem zu streng und sollte nicht bayerischen und anderen Richtern einen Teil ihres Brotes wegnehmen und die Bauern, wie bei Ludwig Thoma und anderen Dichtern beschrieben, den Eid mit der

rechten Hand schwören und mit der linken im Rücken ableiten lassen. Ist doch so menschlich, so gemütlich.

Doch wozu jetzt diese ganzen Überlegungen um Eid, Religion, Gene und um was noch alles? Haben sie eine Bedeutung, etwa für die Zukunft der Menschheit, der Welt schlechthin? Gewiss, bedeutsam sind sie insofern als sich unterschiedliche Szenarien für die künftige Entwicklung des Zusammenlebens von Völkern, das Überleben der Kreatur ganz allgemein, daraus ergeben. Denn wir wissen, dass auf dieser Erde 2025 acht, um 2060, zehn Milliarden Menschen leben werden. Diese Erkenntnis ist nicht neu, schon gar nicht von mir selbst. Und was ist daran so Besonderes? Die Erde besteht, wenn wir von allen Schöpfungsberichten absehen, die wir ja nicht glauben müssen, schon seit vier Milliarden Jahren. Dabei hat, nebenbei bemerkt, sogar ein Papst, Johannes Paul II, es kann auch der Pillenpaul, Paul VI, gewesen sein erlaubt, rückwärts bis zum Urknall zu forschen, aber nicht weiter, weil dann ja Gott kommt. Und wenn sie nochmal so lange besteht, die Erde, bis sie im Feuerball einer sich aufblähenden Sonne zerschmilzt, was soll es? Das erlebt sowieso keine Art von Menschheit mehr, oder doch? Natürlich rechnen wir nicht in solchen Zeiträumen. Uns ist schon eine Million von Jahren, seitdem es mit uns genetisch verwandte Vormenschen oder Menschen gegeben hat, eine unvorstellbare Zeit. Aber die Menschheit ist in der letzten Million von Jahren, zeitweise durch Naturereignisse sogar dezimiert, bis zum Jahr 1800 (analog für jede Zeitrechnung) nur auf eine Milliarde angewachsen. Jedoch bis heute, in nur 200 Jahren (0,02% einer Million), wuchs sie auf über sieben Milliarden Menschen an. Na und? Doch wer soll all diese

Menschen ernähren? Gibt der Herr das Häslein, gibt er auch das Gräslein. Denkste. Doch die Ernährung ist nur ein Aspekt. Der andere ist: wie soll man diese Menschen beherrschen? Dieser letztgenannte Aspekt ist vielleicht der bedeutendere in dem Sinn, dass Beherrschen ganz banal das Vermeiden von Unfug durch die Menschen meint. Es ist doch so, dass mit der Explosion der Bevölkerung in den letzten zwei Jahrhunderten, vor allem im letzten Jahrhundert, auch eine ebensolche Explosion an Wissen und an Vernichtungspotential einher ging. Das bisherige Regulativ der Bevölkerungszunahme die Seuchen, die stets mehr Opfer forderten als etwa Kriege, wurde ausgehebelt. Die Seuchen wurden beherrschbarer oder verschwanden von Kontinenten, wie die Lepra oder die Pest. Das heißt nicht, dass es sie nicht mehr gibt, aber gemessen an der Zahl ihrer Erkrankungsfälle sind sie bedeutungslos. Selbst wenn heute noch knapp vier Millionen Menschen jährlich an Tuberkulose sterben, wird die Erdbevölkerung dadurch nicht dezimiert. Dass bei der Tuberkulose vor allem ärmere Bevölkerungsschichten in armen, aber keineswegs nur armen Ländern betroffen sind, macht die Toten und Kranken dieser Seuche, wenn nicht gerade zur Quantité négligeable für die sogenannten Kulturnationen, sondern eher zur Gefahrenquelle einer erneuten Ausbreitung durch nicht behandelbare Erreger. Die neue Seuche Aids, die immer noch tödliche Infektion mit dem menschlichen Immundefizienz - Virus (HIV), breitet sich durch Hygienemaßnahmen zwar langsamer, aber doch weltweit aus. Auch sie wird wahrscheinlich zu keiner Reduktion der Erdbevölkerung führen. Doch wozu soll die Erdbevölkerung abnehmen? Nur um die dann Verbleibenden besser zu ernähren? Das könnte zwar als Begründung für dieses Ziel dienen, ist aber

eine Illusion, denn dies ist keineswegs das Problem der Übervölkerung. Die Gefahr, dass sich die Menschheit vor Hunger selbst auffrisst besteht zwar ist aber gering im Vergleich dazu, dass sie sich in die Luft sprengt, durch chemische, biologische, atomare Waffen selbst vernichtet und mit ihr jedes höhere Leben. Dies wird mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit eintreten, wenn ideologisch oder religiös gesteuerte einzelne Menschen die Macht über ein millionenfach vorhandenes Vernichtungspotential von bereits einsetzbaren Waffen in die Hand bekommen und sie auch rigoros einsetzen. Und hier beginnt die Darwinsche Maschine, die Evolutionsbiologie, gnadenlos zu laufen.

Ich will hier die Entstehung des Lebens auf der Erde nur beispielhaft darstellen und nicht die ganze bekannte Evolution chronologisch aufführen. Wir wissen, dass Pflanzen in der Lage sind aus anorganischem, „leblosem“ Material, mit Hilfe des Lichts ihre organische, also lebendige Substanz aufzubauen. Diese Substanz dient wiederum Tieren und Menschen (wir können uns, von der Abstammung her, durchaus zu den Tieren rechnen) zur Nahrung, aus der wieder körpereigene Substanz aufgebaut wird. Auch fressen Tiere andere, so wie wir Schweine, Kälber, Rinder, Schafe, die Chinesen Hunde essen, um den Energiebedarf, den Organauf- und -umbau zu decken bzw. zu gewährleisten. Aber wieso diese gewisse Rangfolge, in der wir nur scheinbar das Ende der Nahrungskette bilden, was Bakterien sicher anders empfinden? Die Erklärung ist einfach: „Alle Kreatur“ machte, was ja die Evolution ist, durch das Entstehen neuer, anderer, zusätzlicher und veränderter Gene, eine stetige Entwicklung durch. Und diese Gene kamen nach

und nach in der Steuerung zur Organbildung, zu deren Funktion, zur Ausprägung bestimmter Eigenschaften körperlicher oder scheinbar geistiger Art zum Zug. Dass sich Organe bilden konnten, von denen zur Fortpflanzung bis zu einem Nervensystem oder einem Gehirn, und dass diese in Gestalt und Funktion im Dienste eines Gesamtorganismus wirken, ist in den Genen festgelegt und wird vererbt. Die Vererbung garantiert, dass zumindest der jeweilige Status der Evolution wieder erreicht wird. Durch Gen-Mutationen (Änderungen von Genteilen, von Allelen) können sogar andere, eventuell durchsetzungsfähige Eigenschaften entstehen und weiter vererbt werden. Eine genetische Veränderung unter den Hominiden führte dazu, dass die „neuen Menschen“ eine differenzierte Sprache, vor allem eine Schrift entwickeln konnten – egal welche dies war – die erstmals Wissen an Andere weitergeben ließ und zwar ohne Vererbung. Erst und allein dadurch unterscheiden sich Menschen von den Tieren, mit denen sie nahezu, nur nahezu allerdings, identisch sind. Das ist keine Werteskala, denn eine solche wäre willkürlich, menschlich, wobei wir wieder bei Sarrazin wären, dem man wahrscheinlich gesagt hat, dass durch individuelle Mutation, also Änderung in Genen, von Genteilen (Allelen), gescheite oder weniger gescheite Völker entstehen. Das ist ein Irrtum.

Aber es ist festgelegt, dass ein Mäusebussard Mäuse fangen und fressen muss, weil er sonst verhungert. Und bei den Menschen ist es nicht anders, denn auch hier sind wir dem Zwang zur Ernährung, sprich zum Fressen unterworfen. Und wie ist es mit der Vermehrung? Lockt eine Pflanze mit den Farben und den Duftstoffen ihrer Blüte nicht Insekten für die

Bestäubung an? Wo bleibt da die Moral? Kann die Pflanze sich weigern zu blühen, die Bestäubung verweigern? Und der Knabe, der bisher mit der Modelleisenbahn gespielt, dann Cowboybücher gelesen hat, sieht er nicht die bisher verachteten Mädchen plötzlich anders und will eines nicht allzu fernen Tages ein Mädchen oder gerade dieses zur Frau? „Soll er doch, ist doch natürlich“, weil es die zweite, genetisch festgelegte Aufgabe des Menschen oder der Kreatur ist, sich zu paaren, sich zu vermehren!

Jetzt hat die Sache aber einen Haken: Gehen wir beispielsweise zu dem Mädchen, das der ehemals mit der Eisenbahn spielende Knabe jetzt zur Frau haben möchte. Ein anderer Mann will nämlich dieses Mädchen auch haben. Macht nichts, der Tüchtigere, der genetisch etwas Intelligenterer setzt sich durch und bekommt das Mädchen, das sowieso nicht gefragt wird, weil es ja nur ein Mädchen ist. Es muss den Buckligen, den mit der Triefnase nehmen, weil der einen Dokortitel hat und einmal mehr verdient als der andere, schüchterne Knabe. Da sei Gott vor, sagt nun der Vater des Schüchternen, von wegen der mit Dokortitel, was hat der denn schon? Mein Sohn bekommt einmal mein ganzes Vermögen, alle Aktien, die in zwanzig Jahren ein Milliardenvermögen wert sind. Da kann sich der andere seinen Titel an den Hut stecken. Denkste, sagt der Vater des Buckligen, hinter uns steht der ganze Clan und wir lassen uns nicht blamieren. Wenn einmal mein Sohn beschlossen hat dieses Mädchen zur Frau zu haben, dann bekommt er es. Und wenn das Mädchen mit deinem Sohn durchbrennt ist es durchaus möglich, dass das Flugzeug, in dem

sie sitzen, weiß Gott warum abstürzt. Mit Geld kann man alles kaufen: eine Bank, einen Staat, ein Mädchen.

„Aber das ist doch ein ganz irres Konstrukt! Der Mensch ist kein zufallsgesteuertes Wesen!“ Richtig. Das wäre er wenn, in Bezug auf die Fortpflanzung, dem Knaben mit der Codenummer XX1 das Mädchen YYY1 per Los zugeteilt wäre, er gar keine Wahlmöglichkeit hätte. Er kann sich aber einigen über eine strittige Sache und schließlich haben wir ja auch noch Gesetze. Und, wie dem auch sei, kann man selbst genetisch bedingte Eigenschaften wie Brutalität in der Familie, der Gebrauch von Intelligenz zur Übervorteilung des vielleicht etwas Schlichteren, in gewissem Sinne steuern, sogar im Hinblick auf ein Gemeinwohl einengen. Dazu gibt es äußerlich festgelegte, anerzogene Verhaltensweisen und Gesetze. Gut, in Ordnung, wenden wir die Gesetze an. Wessen Gesetz? Das Bürgerliche Gesetzbuch, das Strafgesetzbuch, wenigstens die Charta der Vereinten Nationen, die Scharia? Zwar blöd, macht aber nichts, weil friedliche Religionen Zwangsheiraten verbieten, den Menschen helfen, indem sie Geschiedene von neuen Heiraten ausschließen und was noch mehr so Kleinigkeiten sind. Dazu braucht es keine Gene, die etwa den einzelnen Menschen, ob Mann ob Frau zwingen, dies oder jenes zu tun, wie etwa sich scheiden zu lassen. Schließlich haben wir, wenn ich „von uns zivilisierten Menschen“ rede, ein hohes Staatsgebilde, keinen Schurkenstaat. Wir haben einen freien Willen (meint man)! Jeder kann über sein Leben bestimmen, sogar über seinen Tod. Letzteres allerdings nur, wenn man sich selbst umbringt. Aber das darf man nicht, hat der Erzbischof Zollitsch gesagt, noch nichteinmal helfen darf man sich dabei

von einem Arzt lassen. Der Arzt käme dann natürlich in die Hölle. Nicht so wörtlich hat er das mit der Hölle gesagt, der Erzbischof, weil nicht so ganz entschieden ist wie man dorthin kommt, seit durch den offensichtlichen Abriss der Vorhölle durch den Papst Benedikt der Zugang wohl erschwert ist. Aber zum Teufel könnte man gehen, fällt mir bei dem jetzigen Papst – keinem mittelalterlichen – ein denn dieser hat, wie schon auf den ersten Seiten beschrieben, im Fernsehen anzusehen, ein Seminar von Exorzisten besucht, etwa 25 an der Zahl, die in schwarzen Soutanen und ernst blickend, wie in einem Klassenzimmer vor Schülerpulten saßen und lernten, wie man den Teufel aus Menschen austreibt.

„Das gibt es doch nicht“, sagt man; „wir leben doch im 21. Jahrhundert!“ Nach wem einundzwanzigstes? Nach Christus natürlich; also gibt es das anscheinend doch. Da gibt es einige Menschen, die euch erzählen könnten wie man sich auf ein besessenes Mädchen knien muss, um den Teufel aus ihrem Leib zu quetschen, der sich, wie man an dem Wimmern und Heulen hört, an der Seele festklammert und nicht heraus will. Nun, alle diese alternativen Heilmethoden sind eben auch Teil der Gesundheitsfürsorge für den modernen Menschen, auch über sie wird im Fernsehen berichtet. Und, weil ich gerade dabei bin, bei Fernsehen und Papst: Es ist schon ergreifend, wenn man in einer mehr als einstündigen Fernsehübertragung sehen kann, wie der Papst im Kolosseum in Rom – wo nie ein christlicher Märtyrer umkam, was er ja nicht wissen kann, der Papst – den Kreuzweg betet. Ich weiß jetzt nicht, ob da das Bayrische Fernsehen dem Papst etwas für die Fernsehrechte an der Übertragung bezahlt

oder ob der Papst etwas für die Übertragung bezahlen muss. Vielleicht ist alles gratis, also umsonst?

Man kann ja eine Pause machen wenn einem schlecht wird, weil immer nur von Religion und Erzbischof geredet wird. Doch diese menschlichen Banalitäten und Beispiele drängen sich mir auch dann auf wenn ich nur über die Gefahr berichten will, die aus den genetisch bedingten Verhaltensweisen der Kreatur, hier des Menschen im besonderen entsteht, wenn es um Fressen und sich Vermehren, für den Fortbestand des Lebens auf der Erde sorgend, geht. Gewiss wird die Spezies Homo sapiens sapiens einmal von der Erde verschwinden wie letztlich jede Art der höheren Wesen irgendwann untergegangen ist. Dass sich Urpflanzen und Urtiere wie Trilobiten in Abwandlungen oder einigen Exemplaren bis in unsere Zeit hinüber gerettet haben, spricht nicht dagegen. Aber ich bezweifle, dass das Leben auf der Erde einen so natürlichen Verlauf nehmen wird und das nicht nur angesichts der bald zehn Milliarden Menschen. Doch wenn es bisher geklappt hat die Milliarden von Menschen so einigermaßen satt zu bekommen, was bereits wieder eine Lüge ist, bei den auch nach Milliarden zählenden Hungernden, warum soll es nicht so weitergehen? Ich denke, es geht eben nicht so weiter, schon wegen einer bestimmten Art des Hungers nicht, des Machthungers wegen. Auch dieser ist ja letztlich nur Ausdruck der genetischen Determination. „Ich will eine Frau, einen Mann, gut essen, fressen, nicht nur satt werden, für meine Kinder etwas Besseres haben als für alle anderen, will zur Elite gehören, will mir keine Gedanken über die Kosten eines Bootsliegeplatzes in St. Tropez machen, will Chef sein, Untergebene haben, will ein Land regieren, reich sein, das

andere Land, das reichere, zerstören, sein Öl haben, herrschen, bestimmen wer Sklave, wer Arbeitsameise zu sein hat, damit ich reich bin, will haben, dass alle das Gleiche denken wie ich, dass sie das Gleiche glauben wie ich, dass sie anerkennen, dass ich besser, intelligenter bin als sie“.

Natürlich ist das alles in den genetisch bedingten Vorgaben Fressen und sich Fortpflanzen enthalten, wird man sagen; aber was ist daran so schlimm? Wenn ein Arbeiter (kein Schwarzer im Kral in Afrika, kein Urwaldindianer) sagt: „Es reicht mir, wenn ich mein Essen, mein Bier und meinen Fernseher habe, vielleicht noch eine brave Frau und ordentliche, nicht kriminelle Kinder, das reicht mir“. Warum soll man daran etwas ändern? Kann das nicht noch Milliarden von Jahren so weitergehen? Gewiss, der Arbeiter und alle seine Nachkommen werden sterben weil das eben so ist, schon wegen der Gene, der Apoptose, des unvermeidlichen Alterns und des Todes wegen. Aber wie wird er sterben, der Arbeiter? Unter Schmerzen oder friedlich umsorgt von hilfsbereiten Brüdern oder Schwestern, schon weil er privat versichert ist, oder irgendwo gestürzt in einer Ecke liegend tot aufgefunden wird? Nun gut, das ist vielleicht alles nicht so wichtig, sind vielleicht bedauerliche Einzelfälle. Was ist das, angesichts der zu erwartenden Ewigkeit? Wenn sich ein Mann, eine Frau, hinknien muss und mit einem Beilhieb den Kopf abgeschlagen, oder einen Genickschuss bekommt und selbst wenn eine Frau, eingegraben bis zur Brust auf den Tod durch Steinigung wartet, was ist das schon? Momente vor der Ewigkeit! Hier geht es doch nur um den lächerlich kurzen Moment des Todes für den Arbeiter, der mit seinem Leben, seinem Los zufrieden war, für die Frau, die

vielleicht irgendetwas gemacht hat. Selbstverständlich verhält es sich ganz anders, wenn man beispielsweise Papst ist und Johannes Paul II heißt. Da wird nicht so mir nichts dir nichts gestorben, sondern vor Tausenden von sich Sorgenden und Betenden vor den Fenstern des Sterbehauses mühsam das Leben ausgehaucht, so dass man eigentlich gleich heilig gesprochen werden müsste. „Santo subito“ brüllten die Massen auf dem Petersplatz in Rom.

Doch kümmern wir uns nicht um den Tod, sehen wir auf den lebenden, den zufriedenen Arbeiter wieder einmal. Er wird, „weil alles teurer wird“, die Miete für die kleine Wohnung, die Gebühr für seinen Fernseher, die Heizungskosten, bald nicht mehr bezahlen können, er wird entlassen, bekommt kein Geld mehr, weil jetzt seinen Job Jüngere oder aus dem Nachbarland Gekommene für weniger Lohn machen. Schließlich ist das für diese, die zuvor viel weniger verdienten als der jetzt Entlassene verdient hat, schon ein gewaltiger Fortschritt. Da hätte doch der Arbeiter zu seinem Chef sagen können: „Verzeihen sie Herr Chef, aber ich mache die bisherige Arbeit natürlich auch für weniger Geld, schon weil ich enorm motiviert bin, für das Wohl der Firma alles opfere was ich habe“. Und dann sagt der Chef, dass ihn das freut, dass jemand endlich nicht erst motiviert zu werden braucht, um letztlich doch gefeuert zu werden, weil ja der Betrieb, wie Herr Löscher von Siemens sagte, längst nach Tschechien verlagert wurde. Und das muss man hier auch einmal sagen, dass Herr Löscher von Siemens, der nach Tschechien verlagerte, den größten Auftrag in der Firmengeschichte an Land geholt hat: Unmengen neue ICx-Züge für die Deutsche Bahn. Aber wie soll es beispielsweise in Afrika

aufwärtsgehen, wenn der ehemalige Goldminenarbeiter faul, dem Alkohol verfallen im Kral herumliegt und seine Frau singend und ein Kind auf dem Rücken mitschleppend, die paar Kilometer bis zur Wasserstelle in der Steppe zurücklegt? Da kann es doch nicht aufwärtsgehen mit der Wirtschaft. Auch wenn die Goldminen, von deren Ertrag der Neger bisher in Saus und Braus lebte, nicht mehr rentabel waren und daher die belgischen oder britischen Besitzer aufgeben mussten. Man könnte doch aus dem Land selbst einiges herausholen, mit Entwicklungshilfe, von der Niebel, ein deutscher Entwicklungshilfeminister, den es hoffentlich bald nicht mehr gibt sagte, dass jeder einzelne Euro, den man nach Afrika steckt, als 1.80 € zurückkommen müsste. Eingeborene Häuptlinge und sogar Staatspräsidenten haben fruchtbares Land in Afrika an die Chinesen verkauft, die dort jetzt für ihr eigenes Land, aber auch für den Export in alle Welt, Lebensmittel erzeugen. „Clevel muss man sein, sagt del Chinese!“ Man hat das alles bei uns im Fernsehen miterleben können. Da hat aber die Deutsche Bundesregierung sehr gegen dieses Vorgehen seitens der Neger und der Chinesen protestiert! Nein, die hat da eigentlich gar nichts gesagt, war auch gar nicht vertreten, die Bundesregierung. Diese hat dafür ein paar Jahre später, ganz massiv gegen die Inhaftierung des Künstler Ai Wei Wei protestiert. Nicht dass ich den Protest nicht gut heiße. Man soll protestieren wenn die Menschenrechte nicht eingehalten werden, aber „wir sollten die Macht der Chinesischen Wirtschaft und die Arbeitsplätze bei uns nicht aus den Augen verlieren! Und schließlich sind die Ressourcen und das Glück auf der Welt eben nicht gleich verteilt. Mit der Zeit wird sich alles nivellieren, werden alle Menschen von den Schätzen der Welt profitieren.“ Wirklich?

Liefert die Geschichte nicht genügend Beispiele? Das Gold der Inkas zum Beispiel. Ganze Zimmer voll! Was hätten die Wilden damit anfangen sollen? Man hat es genommen und verteilt auf die direkten Eroberer, die Kirchen in Spanien und die Krone. Da hat doch dann jeder was davon gehabt. Schließlich müssen Manche – ich weiß nur nicht wer die Manchen sind – auch Opfer bringen. Da ist es am besten wenn von den Armen ein jeder ein kleines Opfer bringt, was wegen der Masse der Armen, für wenige Reiche ausreicht. Es kann nicht jeder König sein, nicht jedes Land kann blühen und gedeihen wenn es oft kaum für den Staatspräsidenten, der Land verkauft reicht. Auch in unserem Land, wie überall in der Welt, muss es Arme geben, - vielleicht könnten sich Ärmere mit den Titeln Erntekönig, Weinkönigin, Schönheitskönigin trösten? - sonst wäre die Feststellung ja unrichtig, dass etwa fünf Prozent des Volkes 95 Prozent des Kapitals besitzen. Auch bei uns! In den sogenannten Schurkenstaaten ist es noch viel krasser. Da haben in Nordafrika, wo es jetzt rumort, von Libyen bis Syrien und anderswo, auch in Nordkorea, die Clans und die Erbmachthaber, das gesamte Kapital ihrer armen Länder und ihrer Ölfelder auf den Konten unserer Banken, also im Ausland. Und was ist? Es ist Krieg und das, obwohl alle arm sind. Daran sieht man, dass das Kapital, das ja nicht mehr im Land ist, gar nicht an dem Elend schuld sein kann. Außerdem, was die Not in Nordafrika betrifft, „können wir doch nicht einfach unsere Nase in Dinge stecken, die uns nichts angehen“. Weiß man ob diese Rebellen, falls man ihnen Waffen liefert, die gleichen wie wir sie laut unseren Quittungen (das Bonmot ist aus dem Kabarett) an Gaddafi geliefert haben auch bezahlen können? Auch der Papst

hat zu besonnenem Handeln und zur Lösung der Probleme auf diplomatischem Wege geraten und für den Frieden gebetet. Das hilft doch wenn die Armen von Granaten zerfetzten oder die Verhungerten wissen, dass man sich um sie sorgt, selbst wenn sie in Schurkenstaaten leben müssen. Es gibt ja noch die zweite eher noch gefährlichere Art von Schurken: die Priester, die Funktionäre und die unfähigen Politiker. Sie erklären, dass und warum diese und andere sterben müssen, warum der Einzelne oder gar das Volk zum Opfer bestimmt sind.

Aber wie wird man Priester, Schamane oder selbst Medium eines Schamanen, Funktionär oder Politiker? Genetisch unterscheiden sie sich doch nicht vom übrigen Volk. Sie können allenfalls in der Variationsbreite der möglichen individuellen Intelligenz, wovon schon die Rede war, einen winzigen Vorsprung gehabt haben. Sie waren schlauer, gerissener, auch krimineller als der Durchschnitt des Volkes. Sie konnten sich hinstellen und verkünden, was sie in Gesichtern, Träumen und direkten Eingebungen ihrer Götter empfangen hatten. Sie konnten durch Handauflegen, durch weihevollen Gebärden simulieren, dass sie eine göttliche Kraft, Gabe oder Allmacht an ihre Adepten – in Priesterweihen - weitergeben. Keiner der Nichtpriester konnte ihnen beweisen, dass es nicht so sei. Und so gewannen die Priester Macht, die über die von Königen hinaus ging, weil sie nicht nur das jetzige Leben verwalteten, sondern auch das der schon Toten und der künftigen Toten. Das ist so in allen Religionen, ob bei den Sumerern, den alten Ägyptern, Juden, Christen, Mohammedanern, Buddhisten, Hindus und bei den Naturreligionen. Das ist jetzt, heute, bei uns immer noch so. Und ohne Religionen läuft es nicht anders. Parteifunktionäre,

ehemalige Oberste, die putschten, - bei uns hat das sogar ein einfacher Gefreiter einmal gemacht, indem er laut schreiend die, die ihn verlachten auf scheinbar demokratischem Weg austrickste - bestimmen über das Schicksal von Menschen und Völkern, aufgrund von Parteistatuten, dem Gefühl eigener Omnipotenz, einer Bibel, auch wenn sie von Mao ist. Es ist also so, dass die beiden Gene (de facto werden es Millionen sein), die für Fressen und Fortpflanzen zuständig sind (kodieren), den Lauf der Welt oder ihren Untergang bestimmen.

Doch gehen wir einmal in die nicht sehr lange vergangene Zeit zurück, in die des Kalten Krieges, als sich John F. Kennedy und Nikita Chruschtschow als Repräsentanten ihrer Ideologien gegenüberstanden. Man kann auch sagen, dass eine abendländisch christliche mit dem katholischen Kennedy aus einem irischstämmigen Clan, einer areligiösen, nur marxistisch leninistisch geprägten, gegenüberstand. Letzteres, soweit man die Ideologie als Staatsgrundlagen ansehen kann. Die amerikanische Demokratie war damals noch weit weniger religiös beeinflusst, als später etwa bei George W. Bush, der schon fast zum Glaubenskrieg aufrief. Sie war eher kapitalistisch und damit antikommunistisch geprägt, so dass man zwar einen Machtpoker betrieb, aber nur um nicht die eigene Einflussphäre zu gefährden. Es waren kalkulierbare Verhältnisse, auch angesichts der Bedrohung aus der Sowjetunion, die vielleicht an der Weltherrschaft des Kommunismus interessiert war, weil sie den Kommunismus als eine Wohltat für die Menschen ansah, aber irdische Machtverhältnisse durchaus einzuschätzen wusste. Ich will das ideologische Fundament des Kommunismus als irdisch und für die Menschen bestimmt, nicht deshalb betonen,

weil ich Kommunist sein könnte oder gewesen wäre, dazu bin ich mir zu sehr der Unvereinbarkeit dessen mit der Realität bewusst, sondern weil ich darin eine Art Wirtschaftsform sehe, die sich hätte bewähren können oder nicht. Dass sie sich nicht bewährt hat, die kommunistische Wirtschaft, wissen wir. Dass aber die kommunistischen Machthaber im Kreml, wie damals Chruschtschow, der seine Raketenschiffe auf Kennedys Drohung mit einem Atomkrieg umdrehen ließ, ebenfalls kalkulierbar waren, kann man darin sehen, dass Breschnjew, der durchaus die gesamte Militärmacht der Sowjetunion hinter sich hatte, den „Natodoppelbeschluss“, nach dem auf Westeuropa gerichtete Raketen mit einer Stationierung von Raketen der Nato, die nach Osten gerichtet waren respektierte, weil er an Frieden, nicht an Krieg interessiert war. Man kann die Begegnung zwischen Leonid Breschnjew und Helmut Schmidt bei diesem unter „Außer Dienst“ nachlesen. Und die sicher größte politische Leistung, ich möchte sagen in der Menschheitsgeschichte, auch wenn man das nicht gerne hört, umso bedeutender ist sie, war die, dass Michail Gorbatschow und seine engsten Mitarbeiter eine allein durch die Größe ihrer physischen Macht die Welt bedrohende, ideologische Staatsform ohne Blutvergießen auflösen konnten. Dass daraus auch eine friedliche Wiedervereinigung Deutschlands zustande kam, ist eine gebahnte Folgeerscheinung und keineswegs eine politische Großtat eines Helmut Kohl oder eines Hans Genscher. Ohne diese beiden wäre sie ebenso, vielleicht zeitlich und organisatorisch etwas anders, aber auf jeden Fall gekommen. Die Schwierigkeiten, die aus der Wiedervereinigung Deutschlands und aus der Auflösung der Sowjetunion entstanden, sind keineswegs die Welt bedrohend, eher marginal.

Dagegen bedeutet die jetzige Verkehrung des Kommunismus ins Gegenteil, in den Kapitalismus mit einem Heer von sehr Armen und nicht wenigen Milliardären, sowohl in Russland als auch in den Folgestaaten der Sowjetunion, eine in dieser Form bald nicht mehr berechenbare Bedrohung der Welt. Irgendwann wird wieder einer kommen, der die Wut der Massen und ein Arsenal von Waffen einzusetzen weiß. Und wie wenig dem östlichen und dem westlichen Kapital an den Menschen selbst liegt sondern nur an der eigenen Vermehrung, das Elend der in seinem Dienst Umgekommenen allenfalls zu propagandistischen Events missbraucht, zeigt sich beispielhaft darin, dass ein neuer Schutzschild über dem explodierten und maroden Atommeiler in Tschernobyl gebaut werden muss, für den die westlichen Staaten 500 Millionen Euro aufbringen sollen oder müssen, wenn sie nicht neue radioaktive Wolken über ihre Länder ziehen lassen wollen. Steuergelder aus den Staatshaushalten wird man dafür nehmen, während es gleichzeitig ukrainische Milliardäre in dem an sich armen Land gibt, die samt Kapital und Kindern herrschaftlich im Ausland residieren. Keinem einzigen von ihnen täten 500 Millionen weh, aber der, der erst aus den Armen des Landes sein Vermögen gesogen hat – anders wäre es kaum möglich gewesen – der ist doch nicht blöd und steckt Geld in einen maroden Betrieb, der ihm nichts mehr erbringt. Und wenn andere Staaten Angst vor der Radioaktivität haben, sollen sie doch zahlen. Nur, bei der Vorstellung von fetten Milliardären und ihren ebensolchen Gattinnen und Kindern, wie man sie gelegentlich im Fernsehen bewundern kann, muss sich ein normaler, zumindest nicht krimineller Mensch doch fragen: Wie kommt man aus dem angeblichen Nichts in nichteinmal zwanzig Jahren zu Milliarden? Das kann nur durch den Wegfall des

gottlosen Kommunismus sein und dem Gewinn der neuen Freiheit, die es dem Tüchtigen erlaubt zu etwas zu kommen. Ich nehme an, auch dadurch dass man fleißig betet und Ikonen küsst wie Putin, weil man für den Trost der Armen wieder in Gold gewandete, gekrönte und feierliche Popen hat, die zeigen, dass Gott die Seinen belohnt. Nur, dass es dann wieder so Bitterarme gibt, wo man doch den gottlosen Kommunismus beseitigt hat? Da kann nur ein Gläubiger, ein Glaubensfester, nicht nach der Kalaschnikow rufen.

Ich habe diese „Minuspunkte“ der areligiösen, parteiideologischen und kapitalistischen Welt – zumindest eines Teils davon – aufgezählt, um nicht der Einseitigkeit gegen die Religionen, aller Religionen, geziehen zu werden. Trotzdem bin ich kein Gläubiger, zumal dieser auch einer sein, der einem andern Geld geliehen hat. Und wer macht das schon? Da werden einige meiner Freunde und Feinde ungläubig schauen, wegen meines Starrsinns zu diesem Thema. Die andern werden beifällig nicken, weil sie gar nicht mehr glauben müssen sondern wissen wer so etwas macht, das Geldverleihen: die Juden. „Du hast aber eigenartige Freunde und Feinde“ wird man mich fragen und ich kann nur antworten: „ach nein, es sind ganz normale Menschen, wie hier alle, ganz normale Linkskonservativ-christliche-SS-Antisemiten.“ Na aber! Ich will – nahezu wörtlich – einige meiner Freunde zitieren: „Haben bei uns früher nicht die Juden die letzte Kuh aus dem Stall geholt? Ist man schon Antisemit wenn man fragt, ob es korrekt ist, wie die Juden mit den Palästinensern umgehen? Muss man sich da wundern, wenn diese zurückschlagen? Was haben Juden in Palästina zu suchen? Sie haben sich, von den Engländern

geduldet, einfach in einem Land, das ihnen nicht gehörte, breitgemacht. Sie haben mit Waffengewalt in einem fremden Land einen Staat gegründet“. Und diesen Staat wollen deshalb heute, *expressis verbis*, sowohl der Iran als auch die Hamas des Gazastreifens in Israel, von der Landkarte ausradieren. Einige orientalische und Nordafrikanische Staaten stehen dieser Absicht nicht nur wohlwollend gegenüber, sondern unterstützen die Gegner Israels und ihre im Untergrund arbeitenden Organisationen auch finanziell. Dass es keineswegs so lapidar und einfach war, den Staat Israel zu gründen, dass nicht einige fromme Juden endlich in ihre alte Heimat wollten, das interessiert niemand, weil man sich dazu sehr tief in die Geschichte begeben müsste. Und warum soll man sich die Mühe mit der Geschichte machen, wenn man sowieso weiß wie alles zusammenhängt? Ganz einfach, weil es, - unser Land eingeschlossen - einen weltweiten Antisemitismus gibt. Und dass hier einer der Schlüssel, nicht der einzige zum in Gangsetzen einer Weltvernichtungsmaschinerie liegt, ist meine Meinung.

Zunächst zum Problem des Antisemitismus, das eigentlich keines ist denn Probleme könnte man, theoretisch zumindest lösen. Es nur ein religiöses Problem zu nennen würde der Sache nicht gerecht werden, auch wenn die Religionen eine zentrale Rolle spielen. Ich habe schon über meine eigene Erfahrung mit dem was man Juden und Judenverfolgung im Dritten Reich nannte, mit dem Stürmer, dem Judenmädchen, den Erklärungen eines Pfarrers, dem Klavier der Familie Nothmann und deren Schicksal geschrieben. Das waren kindliche und jugendliche Beobachtungen, die sich mit dem eigentlichen Hintergrund

kaum befassten, denn dies nur Problem zu nennen verbietet sich. Einen Schlüssel zu Erklärung des Antisemitismus gibt es nicht, weder aus historischer noch aus religiöser Sicht. Es gibt mit Sicherheit auch keine genetische Erklärung, selbst wenn man Gene findet, die die Zugehörigkeit zum semitischen Volk der Juden kennzeichnen. Denn der Antisemitismus geht ja nicht von den Juden aus, was der Antisemit überdenken sollte, weil er sonst annehmen müsste, dass jüdische Gene in ihm wirken, auch antisemitische Gene nicht, was einen genetische Kontakt mit Juden voraussetzt, was er doch nicht will. Allein diese einfache Überlegung stellten weder Herr Sarrazin, als er von den Genen der Orientalen an sich ausging, noch seine Kritiker an. Ich will damit Sarrazin keinen Antisemitismus unterstellen. Aber wäre es wie schon gesagt möglich, dass wir, die Nichtjuden, antisemitische Gene in unserem Erbgut haben? Haben dann Türken antiarmenische, spanische Konquistadoren antiaztekische, die Nordamerikaner antiindianische, die spanischen Inquisitoren antiketzzerische Gene? Welche Gene trieben Araber dazu, Neger in Afrika zu fangen und als Sklaven nach Amerika zu verkaufen? Das ist natürlich alles Unsinn, wird man sagen, das glaubt doch niemand. Und doch sind diese Beispiele für einen zumindest versuchten Genozid, der, vielleicht was Neger, Araber, Indianer und Eroberer betrifft, von erkennbar genetisch differenten Menschen, aber doch von Menschen begangen wurde. Hier sind sicher alle Begründungen, denn Erklärungen kann man das nicht nennen, so primitiv wie die, dass Neger eine so eigenartige Ausdünstung haben, die Pferde scheu macht. Diese, Erklärung, stammt vom geografischen, historischen und religiösen Lehrmeister der älteren Generationen Deutschlands, von Karl May. Aber ich will

alle Hinweise auf Verbrechen und Genozide, die an anderen Völkern als den Juden begangen wurden, nicht als Reduzierung auf ein allgemein menschliches Problem verstanden wissen und vor allem keine Relativierung des deutschen und weltweiten Antisemitismus als Gegebenheit hinnehmen.

Wenn wir die Ausbreitung und die stets damit einhergehende Verfolgung der Juden historisch betrachten, was ich schon geschildert habe, so kommen wir zu dem Schluss, dass Juden, was sie auch machten, wo sie gerade geduldet wurden, wohin man sie jagte, verfolgt wurden. Sie wurden erschlagen, erschossen, vergast und der furchtbare Tod des Einzelnen, sei es beim Pogrom oder im Holocaust galt dem Juden und nicht dem Menschen anderer Nationalität oder einem Eroberer, der das eigene Land angegriffen hatte. Und als die Todesmaschinerie des Dritten Reiches gewaltsam von außen gestoppt wurde, der Holocaust lediglich aufgehört hatte, wunderte man sich, dass die wenigen Überlebenden wie Menschen leben wollten und zwar unter ihresgleichen, in einem eigenen Land, weil man sie noch nie unter anderen, in welchem Land auch immer, unverfolgt leben ließ. Nie und nirgends hatten Loyalität zu dem Land in dem sie gerade leben durften, in das man sie gedrängt, gejagt hatte, nie Assimilation, ja Konversion, Freikauf vom oder Teilnahme am Militärdienst, sie geschützt. Sie blieben Juden, selbst dann wenn sie es nicht mehr sein wollten, konvertierten oder gar Atheisten wurden. Aber warum mussten sie sich ausgerechnet Palästina aussuchen? Hätten sie nicht woandershin gehen können? Wohin? Welches Land hätte ihnen ein menschlich bewohnbares, großes, auch souveränes Land gegeben? Keines! Doch kamen die Juden nicht irgendwo her,

woher auch ein Jude nicht nur kam, sondern auch lebte und starb? Schon mal was von einem gewissen Jesus gehört? „Also, da wollten die doch nach Jerusalem und Umgebung, von wo man sie vor rund 2000 Jahren vertrieben hatte!“

Hier will ich einmal, nicht weil es so schön sondern so furchtbar ist, einiges aus der allgemeinen Meinung und Ansicht – nicht meiner eigenen, wie sich zeigen wird – anführen: Es waren ja nicht die Christen, die die Juden aus diesem Land verjagten, es waren die Römer. Das war kein Wunder; nie hatte es Ruhe gegeben, immer Aufstände, ab 66 dann 70 schließlich um 135 nach dem Jahr der Geburt dieses Juden Jesus. Gezählt hat man natürlich a. u. c., ab urbe condita, der angeblichen Gründung Roms, 753 und das wieder n. Chr. Nach dem letzten Aufstand hat man die Juden sozusagen umgesiedelt. Nicht als ganzes Volk wie zur Zeit der Ägyptischen oder Babylonischen Gefangenschaften, weshalb umsiedeln eigentlich nichts Neues war, aber man hat sie unter den Römern eher vertrieben, zerstreut, so dass sie überall wohin sie kamen, Diaspora waren. Man hat die Juden samt ihrem Glauben, der keineswegs der Vertreibungsgrund war, sondern die politische Aufsässigkeit vertrieben, um sozusagen Ruhe im Land, in der Syrischen Provinz zu haben. Der Glaube der Juden hat die Römer nie interessiert, denn man hat zum Beispiel diejenigen, die sich nach der Kreuzigung des Jesus erste Christen nannten, nur weil sie Juden waren, nicht weiter verfolgt. Auch einige, die später als Apostel auftraten, wurden „verhört, gezüchtigt und wieder freigelassen“. Wenn sie sozusagen klug waren, haben sie sich mit den Römern arrangiert, denn selbst Jesus sagte: „Gebt dem Kaiser (damals wohl Tiberius) was des Kaisers ist und Gott was

Gottes ist“. Er respektierte also die Staatsmacht und er war eben – was man keineswegs gerne hört – einer der nicht seltenen innerjüdischen messianischen Sektenprediger, die es mit dem gleichen Programm schon vor und noch nach ihm gab. Und weil die Juden, auch die Sektenangehörigen unter ihnen, dort wohin sie kamen ihren Glauben ohne Verfolgung leben konnten, soweit sie nicht die Staatsmacht direkt angriffen, gediehen sie auch als Sekten weiter. Eine davon war das Christentum, das sich erst später so nannte und das sich wie alle untereinander, ebenfalls von diesen unterschied. Eines hatten jedoch alle jüdischen Glaubensrichtungen im antiken Rom unter den ersten Kaisern gemeinsam: sie waren dem Staat gegenüber loyal, erhielten dafür zur Einhaltung ihrer religiösen Gesetze Sonderrechte und gestatteten den Übertritt zum jüdischen Glauben allen, auch Nichtjuden! Es gab von römischer Seite, eher aus hygienischen Gründen, nicht weil Jesus beschnitten war, ein kurzzeitiges Beschneidungsverbot, ansonsten konnten die Juden, die die ersten Christen waren, tun was sie wollten. Den ausdrücklichen Drang zur Mission und damit eine aggressive Abgrenzung zu anderen jüdischen Gemeinschaften, die in Jesus weder den Messias noch Gottes Sohn sahen, brachte erst ein gewisser, fanatischer Paulus unter die Römer. Und wie es dann weiterging mit dem Christentum in Rom und von Rom aus, mit wie viel Schweinereien letztlich bis heute, das ist bekannt, wenn auch nicht zugegeben.

Doch wie ist das heute mit Juden und Christen? Vom Christentum wissen wir, was wir allenfalls aus Unverstand und Einsichtsverweigerung bestreiten können, dass alles Fiktion, Einbildung, Erfindung und brutale Machtdemonstration ist.

Denn da es für einen Gott außer der Erfindung keinen Nachweis gibt, gibt es wohl auch keinen Sohn, um das ganze Absurdum auf sich selbst zurückzuführen. Gewiss, vor Kopernikus, Kepler, Galilei konnte man nicht wissen wie die Erde erschaffen wurde, wie sie überhaupt aussah und weil niemand es beweisen konnte, konnten auch Naturbeobachtungen und logische philosophische Erkenntnisse, wie noch später(!) bei Giordano Bruno, einfach abgetan werden. Man muss das nicht erneut alles aufrollen.

Aber wie ist das mit der jüdischen Religion, dessen Ableger schließlich das Christentum ist? Gut, lassen wir den Juden die Erschaffung der Welt vor 6000 Jahren, lassen wir ihnen Moses, Abraham und alle Propheten, die ja auch christliches „unser Glaubensgut“ sind. Können wir denn das? Werden durch das Leid, das man dem Jüdischen Volk weltweit, besonders bei uns angetan hat, der Glaube, die Thora, die Tradition plötzlich wahr? Wird etwas zur Wahrheit, nur weil wir „in diesem besonderen Fall“ eine Ausnahme in unserer Erkenntnis machen? Bleibt hier die Erde eine Scheibe? Werden die Keplerschen Gesetze für Juden außer Kraft gesetzt? Entstand die Erde doch erst vor 6000 Jahren und nicht vor vier Milliarden? Und wenn ein gläubiger Jude einen anderen Menschen, sei er Jude wie Jizchak Rabin oder Palästinenser, weil er einen anderen Glauben hat, zu einem anderen Gott als dem seinen betet erschießt, ist dies dann kein durch nichts zu rechtfertigendes Verbrechen? Wenn ein Israeli einen Palästinenser, der ihn ins Meer werfen will, seine Kinder tötet und sein Haus mit Raketen zerstört erschießt tötet, so ist dies sein Recht, seine Pflicht! Ich will damit nicht plötzlich das Töten erlauben oder verbieten, denn das steht weder mir noch

irgendjemand zu. Aber ich sehe eine Notwendigkeit, die das Töten erfordert, um noch mehr Töten zu verhindern. Aber auch für einen Juden wird wie gesagt, die Erde keine Scheibe mehr, dreht sich die Sonne nicht um die Erde, hat kein Gott aus Lehm oder was immer Tiere, Pflanzen, Menschen erschaffen, gibt und gab es kein Paradies, aus dem man den Menschen vertreiben konnte. Und damit wären wir wieder bei den Juden, hier aber dem Staat Israel, den wir und letztlich alle Menschen, vor dem Fanatismus, dem Rassenhass, dem Antisemitismus verteidigen müssen, schon um der Menschheit willen. Denn dass dieser Staat, dem gläubige Juden, auch ungläubige, solche, die Schweinefleisch essen, die in keine Synagoge gehen, die nur als Juden in ihrem Land leben, arbeiten, forschen wollen angehören, einfach ein Existenzrecht hat, das kann nur von Böswilligen bestritten werden. Und es sollen dort auch Juden an der Klagemauer beten können, wie in allen Religionen die Gläubigen, ob sie nun Gebetsmühlen drehen, im Ganges baden oder in einer Wallfahrtskapelle in Lourdes sitzen. Nur, wenn ein Jude von der Klagemauer weggeht, um jetzt einfach einen Palästinenser zu erschießen, soll man ihn wie auch immer daran hindern wie jeden Gläubigen, ob Christ, Buddhist, Hindu oder welcher Vorstellung auch immer, der seine Religion als Rechtfertigung und Begründung für Mord und Unrecht gebraucht. Religion soll jeder, der sie braucht, im eigenen Leben haben, aber nicht im Leben des anderen, was wohl eine der schwierigsten Verhaltensweisen des Menschen ist, die so wenig genetisch präformiert ist wie die Überlegenheit der einen Rasse über die andere, der Juden über die Araber, der Deutschen über die Osteuropäer oder die Türken, der Christen über Buddhisten, Muslime oder Atheisten.

Aber Millionen Gläubige, die ihren Glauben auch nach außen leben, die können doch nicht irren, sagt man. Warum nicht? Ich will da die Sache mit den Fliegen nicht erwähnen, weil sie unappetitlich ist. Aber wenn doch selbst ein Deutscher Bundespräsident ein Gläubiger ist? Ja, dann muss ich bei dem Wort Gläubiger zum Islam kommen, wie der frühere Bundespräsident, der diesen ja in Deutschland sozusagen integriert hat, weil er selbst einer ist, ein Gläubiger. Warum das? Auch wieder im Fernsehen habe ich eine junge moslemische Frau gesehen, die beim Deutschlernen in Deutschland, große Schwierigkeiten hatte, zum Beispiel mit dem Wort Gläubiger. Einmal ist das ein Mensch, der einen festen Glauben in seiner Religion hat, ein andermal ist das einer, der einem andern Geld geliehen hat. Nun gut, ob es der Frau geholfen hätte wenn man sagt, der, der Geld verliehen hat, glaubt dass er es wieder bekommt? Auf Treu und Glauben, was bei den Römern bona fides hieß. Das hat Verfassungsrang in der Schweiz! Ob das hilft? Doch immerhin gab es bei den Römern ein Recht, lange bevor man im Orient durch den Propheten und wohl besonders Gelehrte die Scharia bekam. Mit letzterer wird alles geregelt, vom Geld über Steinigen von Ehebrecherinnen, denen man dies zumindest nachsagt, bis zum Handabhacken bei Dieben. Wird mit der Scharia auch die Religionsfreiheit geregelt, etwa die für Nichtmuslime? Wozu soll man da etwas regeln wenn feststeht, dass es außerhalb des Islam keinen wahren Glauben gibt? Wie ist das mit den Menschenrechten? Sind die damit berührt oder sind sie etwas besonderes, an das man besser nicht rührt? Gibt es ein Lebensrecht? Ich frage das so hinterfotzig harmlos, weil ich darauf hinweisen will, dass die Konstellation, Juden mit

Folgereligionen wie Christentum und Islam, bei einer weiteren Konfrontation zum Auslöser einer die menschliche Existenz bedrohenden Katastrophe werden kann wie auch – was ich noch erläutere – die Konfrontation zwischen Indien und Pakistan, zwischen USA und China. Aber davon später.

Zunächst zum Islam, den ich weder erkläre noch beurteile, sondern, ich möchte sagen, von einer außerirdischen Warte sehe. Dies nicht, weil es gefährlich ist sich mit einer Sache, die auf einem Glauben und einer dogmatischen Feststellung beruht zu befassen, weil die Anhänger dieses Glaubens jeden nicht nur mundtot machen sondern töten wollen, je nach weltlicher Präsenz und Stärke. Denn es ist absolut sinnlos mit Gläubigen, gleich welcher Religion oder Richtung, seien es Mohammedaner, Christen, Katholiken, Protestanten, Zeugen Jehovas, Buddhisten, Hindus, Schamanen zu diskutieren, auch nicht wenn sie dies untereinander tun, weil jeder nur den anderen von seiner Religion und ihrer Wahrheit zu überzeugen versucht. Jeder ist im Besitz der Wahrheit und keiner wird sagen, „gut, du hast Recht und ich bin von nun an deiner Meinung, deines Glaubens“. Ein Angehöriger einer toleranten Religion wird allenfalls sagen, dass er den anderen auf seinem Glauben lässt, selbst wenn er falsch ist und dass er vielleicht auch, allenfalls auch, Recht hat so wie er selbst. Den Satz Einsteins, dass zwei Wahrheiten einander nicht widersprechen können, den kennt niemand.

Den Islam auf die pauschale Formel zu reduzieren, dass er aus christlichen, jüdischen, vielleicht auch Teilen anderer Religionen besteht und damit ja eine wahre Religion sein muss,

weil die Vorgängerreligionen auch wahr sind, greift wohl zu kurz. Jeder Mohammedaner wird aufheulen, denn für ihn hat ja der Prophet nur aufgeschrieben, was ihm Allah gesagt hat. Das ist schlichtweg die Verbalinspiration, die man im Christentum in Bezug auf die Bibel auch schon gepflegt hat. Eine weitere Gemeinsamkeit, die der Islam mit allen Religionen hat ist die, dass er nicht ein für allemal sondern stets und seit der Gründung, Erschaffung oder Erleuchtung fortwährend erklärt werden muss. Es gibt Koranschulen, islamische Universitäten, Moscheen mit erklärenden Imamen, Ayatollahs, Muftis, wie es sogar verschiedene christliche Fakultäten an Universitäten, Priesterseminare, Klöster und Priester, wie es Synagogen und Thoraschulen im Judentum gibt. Auch die Tempel und Klöster der buddhistischen und hinduistischen Welt, legen ihre heiligen Schriften seit Menschengedenken neu aus. Aber alle Religionen lehren und legen aus, wie sich neue Erkenntnisse und Entdeckungen der Naturwissenschaften – falls man diese überhaupt zur Kenntnis nimmt – durch die Religion erklären und mit ihnen vereinbaren lassen. Niemals wird davon ausgegangen, dass diese auch eine Religion in irgendeiner Weise ändern könnten. Es wird angepasst: allenfalls die Physik an die Religion, nie umgekehrt.

So ist auch der Islam wie das Christentum keine tolerante Religion. Er hat sich seit seiner Gründung – hier gebrauche ich nicht unüberlegt das Wort – mit Feuer und Schwert ausgebreitet, seine Anhänger privilegiert und zeitweise die Christen und die Juden gegen Auflagen geduldet und verfolgt. Agreements wie zwischen dem Sultan und Kaiser Friedrich II, das den Christen kurze Zeit den Besuch Jerusalems ohne Krieg und Heeresmacht

ermöglichte, auch Handelsbeziehungen mit allen christlichen Ländern, kamen aus schlicht wirtschaftlichen Erwägungen zustande. Es gab stets eine aggressive Mission und konvertieren konnte man nur zum Islam, nicht aus diesem heraus. Nun gut, so viel wissen wir, aber was müssen wir daraus folgern?

Gehen wir in unser Land und betrachten die gegenwärtigen Islamdebatten, die es eigentlich nicht erst seit Sarrazin mit seinem Buch gegeben hat. Es kann ja von keiner Seite, weder von den muslimischen Einwanderern noch von unserer indigenen Bevölkerung erwartet werden, dass man hier zu einem Konsens kommt. Ein wohl nicht sehr intelligenter Landesjustizminister von der SPD, ehemaliger Rechtsanwalt, hat für sein Bundesland die Einführung der Scharia zur Lösung kleinerer Streitfragen, besonders, aber nicht nur unter Muslimen, vorgeschlagen. Hat so jemand tatsächlich ein Jurastudium absolviert, zumindest die Gesetze und die Verfassung des Landes, in dem er lebt auch nur oberflächlich gekannt? Wer würde und könnte nachgeben und wie und warum? Toleranz entwickeln von irgendeiner Seite, deren Fundament doch stets die Intoleranz ist? Und welche Seite ist die bessere? Vielleicht liegt hier ein Schlüsselchen zur Problemlösung, wenn man nach der besseren Seite fragt? Um es vorweg zu nehmen: es gibt keine. Beide Religionen, nur auf Christentum und Islam bezogen, sind im Prinzip bar auch nur eines Körnchens Wahrheit und sind Fiktion, durch eine Priesterschaft zum Selbsterhalt genährt. Das Denken oder wenigstens das zur Kenntnis nehmen wissenschaftlicher Gegebenheiten oder Tatsachen, ist a priori unerwünscht bis verboten. Es gibt ein Pauluswort: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark“, aus dem schon

seit Anbeginn die Angst vor der Erkenntnis – also Glauben - und die orientalische Betonung des Männlichen steckt. Der Glaube, diese Fiktion, scheint also etwas durchaus Anfälliges für Zweifel zu sein und damit er nicht nachlässt, hat man Exerzitionen, Bibelfreizeiten, rituelle Gottesdienste, mit Leibesübungen einhergehende Gesten, vorgeschriebene Pilgerfahrten – ob nach Mekka, Rom oder Jerusalem - erklärende und einhämmernde Predigten. Also wird der christlich Gläubige sagen, man soll ihm vom Hals bleiben mit Erkenntnissen aus der Naturwissenschaft, er habe seinen Glauben und mit dem fühlt er Gott und sich selbst. Und die Kinder lehrt man beten: „Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein“. Kann man dann dem Kind später sagen, dass das, naja und so, und nach der Pubertät ist das etwas anders? Und wir streiten darum ob in einem Amt, einem Gerichtssaal, einem Schulzimmer ein Kreuz hängen muss oder nicht. Und Wissenschaft? Eine Nonne behauptet über Nacht von der Parkinsonkrankheit geheilt worden zu sein, weil sie zu dem toten Papst, Herrn Wojtyla gebetet hat. Und weil man das wissenschaftlich nicht für nachvollziehbar, nicht für möglich hält, nimmt man eben ein Wunder an. Ein Wunder, der Begriff, den man allenfalls im Mittelalter gebrauchen konnte, als Erklärung dafür, dass die von Gott gesandte Pest (ach, der hat sie gar nicht gesandt?) plötzlich aufhörte, nachdem sie Tausende, weil es viele Millionen noch nicht gab, ins Jenseits holte? Ich will damit nicht sagen, dass mir die Geschichte mit der Nonne nicht genügt, um einen alten Papst selig zu sprechen, denn das hieße ja, dass ich mehr von irgendeinen Unsinn für die Rechtfertigung eines anderen Unsinn für möglich hielte. Ich zöge mich damit wie Baron von Münchhausen am eigenen Schopf aus dem Sumpf. Komisch,

dass man bei solch schönen Beispielen nie daran dachte, sie auf andere Gegebenheiten anzuwenden? Erst ein Wunder macht einen toten Papst zum Heiligen und der Heilige zeigt sich durch das Wunder!

Aber der Islam ist doch sicher besser. Fragt mal einen gläubigen Moslem, er wird es bestätigen. Warum sollen Frauen aus dem Iran oder Irak oder sonst woher, nicht in ihren schwarzen Gewändern herumlaufen, so dass man sie kaum mehr von unseren Nonnen unterscheiden kann? Wenn sie ein Kopftuch tragen, die Frauen, weil dies ihre Ehre ist, warum soll man sie das nicht lassen? Legt man nachts im Bett die Ehre ab? Das weiß ich ja nicht, weil ich noch mit keiner mohammedanischen Frau nachts im Bett war. Warum darf eine Frau ohne ihren Mann nicht zum Arzt oder auch nur zu einer Ärztin? Nie wird eine Frau mit einem fremden Mann im Fahrstuhl fahren, weil ihr dann sicher so ein wahrscheinlich christliches Schwein sofort unter den Rock greift. Ich habe mich immer gewundert mit welcher Selbstverständlichkeit orientalische Frauen diese Verdächtigung hinnehmen. Vielleicht weil sie wissen, dass ein Mann ihres Glaubens nie so westliche Schweinereien macht? Die Amerikanische Krimiautorin Donna Leon berichtete, was ich im Fernsehen sah, dass vor Jahren, als sie als Lehrerin an einer Amerikanischen Schule in Saudiarabien arbeitete und auf die Straße ging, Männer zu ihr gewandt onanierten und urinierten und sie bespuckten. Wahrscheinlich ging dieses schamlose Weib unverschleiert. Und so war es auch. Sie verlor ihre Arbeitsstelle, ihr wurde gekündigt, weil sie sich weigerte nur verschleiert aus dem Haus zu gehen. So was macht man auch nicht. Man muss auf die

Sitten der Bevölkerung Rücksicht nehmen! Und im Mai 2011 habe ich in meiner Zeitung gelesen, dass ein größerer Reiseveranstalter, der Chef war abgebildet sagte, dass man nach all den Unruhen, als Tourist wieder gefahrlos nach Ägypten und in noch zwei Länder Nordafrikas reisen könne, nur von Reisen in muslimische Länder, in denen eine Ziege immer noch mehr wert sei als eine Frau, rate er dringend ab. Vielleicht muss der Reiseveranstalter einiges revidieren: In Ägypten soll es, 2012, auf dem Land sehr viele Ziegen geben. Nach Saudiarabien wollen wir Panzer liefern, weil das, wie die Bundeskanzlerin Merkel meinte, ein aufgeschlossenes, fortschrittliches Land, ein Stabilitätsfaktor in der Region sei. Weil Frauen dort noch kein Auto fahren dürfen, liefern wir auch nur Panzer und das mit Donna Leon ist ja auch schon länger her.

Nun aber langsam: Es geht doch nur um Frauen. Und dass diese auch in Massen auf die Straße gehen durften und dürfen, um für Gaddafi, Mursi oder Ahmadinedschad zu demonstrieren, beweist doch eine gewisse Freiheit, auch wenn sie in Nonnengewändern daher kommt, die Freiheit. Und so Geschichten über Zwangsheirat und Ehrenmorde? Es betrifft doch immer nur Frauen, nie Männer. Daran sieht man, dass es doch an den Frauen liegen muss. Aber das kann uns doch egal sein: andre Länder, andre Sitten! Schade ist es nur, dass das andere Land momentan auch das unsere ist. In Deutschland soll es so was geben? Und im Übrigen haben wir ja genügend Erfahrung im Wegsehen. Wir haben bei der Judenverfolgung weggesehen, warum dann nicht auch bei der, nur aus unserer Sicht gegebenen, Unterdrückung muslimischer Frauen, die doch nicht mit der Judenverfolgung zu vergleichen ist? Stimmt. Man

kann den Ehrenmord, bei dem ein Bruder seine Schwester mit zwanzig Messerstichen tötet, nicht mit Vergasen oder Genickschuss vergleichen. Und wenn man alles mengenmäßig betrachtet, dann kann man wohl einiges hinnehmen. Wenn das alles nicht gerecht wäre, zumindest nach der Scharia, dann müssten doch alle hohen und höchsten Würdenträger des Islam nicht nur Machtworte sondern Fatwas, was Aufgabe der Muftis ist, am laufenden Band sprechen, weil sie doch zuhause selbst Frauen haben – je nach Stärke des Glaubens mehrere – weil sie doch im Gegensatz zum Papst und den Priestern der Katholen heiraten dürfen. Ich beginne da wieder in eine bestimmte Richtung zu denken und die führt mich dahin, einen Religionskrieg zu erwarten.

Also was denn jetzt? Ein Religionskrieg nur wegen Frauen? Langsam. Auch wenn der Islam zeitlich, historisch gesehen im christlichen Spätmittelalter angekommen ist, ist er doch ganz modern, was die Technik und Waffen betrifft. Und die Ayatollahs haben nur über den Glauben zu wachen, nicht über die Technik. So hat zum Beispiel kein Ayatollah etwas dagegen gesagt, als der damalige, inzwischen tote Friedensnobelpreisträger Jassir Arafat behauptete, der Tod eines Selbstmordattentäters sei in Jerusalem vierzigmal mehr wert als an einem anderen Ort in Palästina. Außerdem sei jeder Selbstmordattentäter ein besonderer Märtyrer und ihn erwarten große Freuden im Paradies. Ich muss jetzt nicht extra betonen, dass es auch für Muslime kein Paradies gibt, selbst wenn dies im Koran steht, sie fest daran glauben und was noch alles. Dass Kopernikus, Kepler, Galilei keine Muslime waren heißt nicht, dass für letztere die Keplerschen Gesetze etwa nicht gelten, die

Erde eine Scheibe ist und was noch schon besprochen ist. Wenn die Ayatollahs tatsächlich Gelehrte und keine Gläubigen wären, müssten sie das erkennen. Nun gut und schon gesagt: Papst, Kardinäle und gelehrte Theologen, tun dies auch bis heute nicht und sind der Meinung nicht mehr im Mittelalter zu leben.

Aber jetzt lasst uns mal nach Israel und in den Iran gehen und sehen, was passieren könnte: Israel soll ausradiert werden, das steht fest. Es gibt im Iran einen ehemaligen Ingenieur und Bürgermeister, einen Herrn Ahmadinedschad, der ganz offensichtlich dabei ist eine Atombombe zu bauen wie sie weltweit sieben bis acht Staaten schon haben. Auch er will, wenn er so eine Bombe hat, Israel damit ausradiieren. Nun habe ich das Fernsehinterview eines iranischen Journalisten gesehen, der behauptet hat, dass das was Ahmadinedschad sagt durchaus ernst zu nehmen ist, dieser jedoch selbst keinerlei Entscheidungsfunktion hat, denn die hat allein der Wächterrat. Das muss tatsächlich so sein, denn Ahmadinedschad wird in keiner Weise bei seinen Tiraden gebremst und die Vernichtung Israels ist eher durch den Wächterrat aus Glaubensgründen, aus einem systemimmanenten Antisemitismus heraus bestimmt, nicht nur toleriert. Wenn der Wächterrat, wenn Religionen bestimmen, dass es im Jenseits, - falls sie tatsächlich glauben was sie verkünden, ob sie es nun Himmel, Paradies oder sonst was nennen - den Märtyrer ein neues, ewiges Leben erwartet, warum soll man nicht dahin wollen? Es mag über die Fahrscheine dorthin zwischen Schiiten und Sunniten Differenzen geben, aber alle wollen sie doch in denselben Zug. Dass es kein leeres Geschwätz ist, die Bedrohung der Welt durch den Islam, zeigen die Anschläge vom 11. September 2001 in New York,

sowie alle vorherigen und späteren Attentate mit Hunderten und Tausenden von Opfern. Und hier hat der Einzelne, ob er Ata oder anders hieß, das eigene Leben mit dem vieler Anderer geopfert, ich möchte sagen weggeschmissen, nur um einer religiösen und absurden Glaubensvorstellung zu genügen. Ich will es etwas direkter und vulgärer ausdrücken: Einer, der fanatisiert gläubig ist und die Macht hat nur auf einen Knopf zu drücken und damit die Welt in die Luft zu jagen, der wird sagen: „Ist mir doch scheißegal was passiert, auch wenn ich selbst mit krepriere“. Das genügt bei einer individuellen Machtentscheidung, auch wenn noch ein Zweiter, den nichteinmal ein Paradies erwartet mit auf den Knopf drücken müsste. Der Knall, das Event ist genug. Es gibt da keine Berechenbarkeit, keine Überlegung was mit den anderen Menschen der Erde passiert, scheißegal. Was fragt ein absichtlicher Geisterfahrer, der auf der Autobahn in ein entgegenkommendes Fahrzeug rast, nach dessen Insassen? Hat ein Hitler nach seinem Volk gefragt, als er sich endlich erschoss? Er hat gesagt, dass das Volk, das seinen Krieg nicht für ihn gewonnen hat, kein Recht auf Leben hat. Hätte man diesem Mann und seinen Generälen die Macht einer Atombombe, und wäre es eine Weltvernichtungsbombe gewesen gegeben, sie wäre gezündet worden! Und vielleicht könnte man, wenn man in Israel lebt und weiß, dass ein angedrohter Genozid kein Spaß ist, ganz bewusst auf den Gedanken kommen diesen Genozid vielleicht abzuwenden, indem man eher als wahrscheinlich der andere, eine Bombe zündet wenn man sie hat? Ich könnte das sehr gut verstehen. Und wenn die Welt in einer Folge von atomaren Reaktionen, sprich Bomben, unterginge? Wäre es dann nicht besser ein Volk würde sich für

die Welt opfern und sich mit einer Bombe oder einigen ausradiieren lassen? Das wären die Juden. Die sind es doch gewöhnt! Da wäre ich für sofort zünden durch Israel, wenn eine Bombe auf das eigene Land zu kommt. Dies würde dann allerdings das wahrscheinliche Ende der Menschheit bedeuten. Ich stimme da in der Konsequenz sicher mit Günter Grass überein, der ein solches Szenario, die Vernichtung der Menschheit bei der momentanen Verhaltensweise beider Seiten – auch bei den Israelis, den Juden gibt es schwer berechenbare Fanatiker – in einem Gedicht beschworen (nicht heraufbeschworen) hat. An der weltweiten, auch jüdischen Reaktion darauf, hat man gesehen wie Recht er hat.

Nun will ich ja kein Weltuntergangsszenario schreiben, was mir so zuwider wäre wie die Propheten selbst, die von solchen Machwerken leben. Wenn ich alle meine Befürchtungen, nicht Prophezeiungen, meine Feststellungen, nicht Verdächtigungen und meine drohenden Ratschläge einen Bericht nenne, in etwas wie ein Essay verpacke, dann deshalb, weil ich für die Spezies Mensch auf einen Ausweg hoffe. Wenigstens diese, die nächste und noch einige Generationen, sollten, wenn es sie noch gibt, darüber nachdenken und zur Vernunft kommen können. Meinetwegen kann dann der, dem auch nur die Wahrscheinlichkeit einer Katastrophe nicht erträglich ist, sich mit dem Gedanken, dass alles nur ein unverbindlicher Vorschlag sei, zufriedengeben und sich beruhigen. Ich will allerdings nicht auf ein Happyend wie in einem Roman zusteuern, in dem sich dann doch alles zum Besten wendet. Dazu sind meine Skepsis, was menschliche Einsicht betrifft und meine Erkenntnis, dass es noch nie so viele

Menschen auf dieser Welt, noch nie solch technisches Wissen und Vernichtungspotential gegeben hat zu groß. Hier kann man nicht abwinken und abwiegeln, nicht davon reden, dass nichts so heiß gegessen wird, dass alles schon einmal da war und wieder verging. Diesen Zustand der Welt, diese Massen von Menschen und Tieren gab es noch nie, nicht einmal vor dem wahrscheinlichen Einschlag eines Riesenmeteoriten wie er vielleicht zum Untergang der Dinosaurier führte. Vielleicht könnte als Ausweg der erneute Einschlag eines Riesenmeteoriten zu einer Rückversetzung in einen früheren Zustand – vergleichbar mit der reset Funktion auf einem Computer - wieder zu einer neuen, allmählichen Evolution, zu neuen Menschen führen. Aber wenn man die Wahrscheinlichkeit abwägt, Riesenmeteorit oder atomare Selbstzerstörung, dann wird das Warten auf den Meteoriten wohl zu lange dauern. Es war eben nicht immer schon einmal alles da!

Muss ich mich da nicht dem Vorwurf aussetzen, für den Fall, dass sich mit dem was ich denke und schreibe überhaupt jemand befasst, auch nichts anderes zu sein als vielleicht doch ein Philosoph, der nur vorgibt, die Philosophie um ihrer selbst willen für nutzlos zu halten? Ich will die Situation in Deutschland, Europa, der westlichen Welt, ganz pragmatisch schildern, was eintritt wenn man dieses oder jenes macht oder unterlässt. Wenn wir bei Deutschland beginnen, so besteht eine momentane Bedrohung durch den Terrorismus. Welcher Art dieser ist, ob links- oder rechtsextrem politisch, ideologisch-wirtschaftlich durch einen Weltkapitalismus, ob religiös durch Fundamentalismus, wobei hier die muslimische Bedrohung am größten scheint, ist vordergründig egal. Ich will mich der

Empfehlung des Professors Paul aus Karlsruhe anschließen, dass sämtliche Religionen, aber wirklich sämtliche, aus dem politischen Leben verschwinden müssen. Man muss das Geheule, dass sich gerade die Religion in die Politik einmischen muss ignorieren, selbst wenn das auf Kirchentagen vehement gefordert wird. Dazu ist wohl genügend über das Fundament, die Fiktion der Religionen, gesagt. Das heißt nicht, dass man Religionen verbieten oder mit irgendwelchen Schikanen unterdrücken soll, was weder eine Lösung wäre, allenfalls zu ihrer Stärkung beitrüge. Jeder einzelne Bürger soll, wenn er ein religiöses Bedürfnis hat, dem nachgehen können, so wie ein Anhänger von Schalke 04 mit seinem Verein feiern und jubeln kann. Aber die Bischöfe dürfen nicht mehr vom Staat bezahlt werden, wie das jetzt noch der Fall ist! Konkordate zwischen Staat und Kirchen sind für nichtig zu erklären, weil die Kirchen kein Partner für den Staat sein dürfen. Die Kirchensteuern werden abgeschafft. Jeder Gläubige kann für seine Kirche oder Glaubensrichtung spenden so viel er will, ohne dies von irgendwelchen Steuern abzusetzen. Dass damit die religiösen Einrichtungen jeder Glaubensrichtung an Universitäten zu schließen sind, dies alles habe ich schon gesagt. Die Versorgung, Dotierung, ihrer hochangesehenen Vertreter kann durchaus weiterbestehen, aber durch die Gläubigen und ihre Spenden, nicht durch Konkordate abgesichert! Vielleicht wird dann das Lesen einer Seelenmesse etwas teurer, auch das Interesse an einer geistlichen Karriere mit guter Versorgung und hohem sozialen Prestige wird dann wohl abnehmen. Sollten dadurch Kirchen oder Klöster zu verfallen drohen, kann aus kunsthistorischen, architektonischen Erwägungen, nicht weil ein Bauwerk religiöse, symbolische Bedeutung hat oder hatte, der

Staat helfend eingreifen. Parteien wie CDU oder CSU, würden sich dann auflösen oder ohne christliche, religiöse Symbole und Inhalte (weil sie auf Fiktionen beruhen) als bürgerliche Parteien weiterbestehen können. Alle religiösen Symbole müssen aus den öffentlichen Einrichtungen entfernt werden. Religionsähnliche Einrichtungen oder Gruppierungen, wie Scientologen, Zeugen Jehovas, Freikirchen, Mormonen etc., sind zu behandeln wie Staats- und Landeskirchen, ohne dass dadurch eine auch nur scheinbare Aufwertung erfolgt, weil es die Staats- und Landeskirchen nicht mehr gibt. Der Staat, unser Land, hat sich eine neue demokratische Verfassung zu geben, die keinen Gottesbezug wie etwa von den christlichen Parteien für Europa gefordert, enthält. Parteien, die diese Verfassung aus ideologischen Gründen nicht akzeptieren und gegen den Staat agieren sind aufzulösen. Unser Staat sollte höchstens fünf Parteien haben, die nicht aus Steuern finanziert werden dürfen.

Und nun wird man fragen ob ich noch mehr so utopische, abstruse Gedanken und Vorschläge habe und wozu das gut sein soll? Abwarten. Ich denke, wenn sich diese Vorstellungen auch nur im Ansatz bewähren, falls man ihnen folgt und entsprechende Maßnahmen trifft, wird dies Vorbildfunktion für die Welt sein. Ehrlich gesagt bin ich, was die weltweite Akzeptanz betrifft auch etwas skeptisch, denn jetzt wäre überall auf der Welt die einzige Konsequenz die Liquidierung von Gottesstaaten. Keine Mullahs und Ayatollahs könnten einen Ahmadinedschad oder eine andere Regierung aufstacheln eine Atombombe bauen und eventuell zünden zu wollen, kein Rechtssystem könnte sich auf einen imaginären Gott berufen und etwa Steinigungen fordern oder tolerieren, Frauen und

Männer wären gleichwertig und können ohne Privilegien für eine Seite, ohne Zwang zu religiös bestimmter Kleidung (Burka u. ä.) leben. Wenn dies auch schwer durchführbar erscheint, so könnte es doch funktionieren. Wenn man bedenkt nach wie vielen Jahrhunderten die Frauen in der Schweiz das Wahlrecht bekamen, dass in Deutschland bis in die Siebzigerjahre des letzten Jahrhunderts keine Ehefrau ohne die Zustimmung ihres Mannes einer außerhäuslichen Arbeit nachgehen durfte, und dass sich das eben geändert hat, dann ist eine echte Emanzipation der Frau durchaus möglich. Aber es geht nicht nur um die Emanzipation der Frau, es geht auch um die des Mannes, in jeder Gesellschaft, ja um die der Gesellschaft überhaupt. Wenn auch der Mann erkennt, dass die Evolution des Menschen wie bei allen Säugetieren mit einer Verpflichtung zur Aufzucht einhergeht, da kein Neugeborenes ohne Aufzucht überlebensfähig ist und er die gleiche Pflicht wie die Frau hat, ohne dass er eine nicht vorhandene natürliche Überlegenheit verliert, dann wäre bereits ein Schritt zu seiner Emanzipation aller Menschen getan. Ich will damit nicht sagen, dass der Mensch, bei einer Gleichberechtigung von Mann und Frau, auch physisch identisch wäre. Dies ist auch keineswegs notwendig. Der Satz, dass der Mensch im Laufe der Ontogenese, von der befruchteten Eizelle bis zur Reife und Geburt, die gesamte Phylogenese von den ersten Einzellern bis zu den heutigen Säugern einschließlich Mensch durchmacht, ist noch immer richtig. Es werden doch alle Organe primär zweigeschlechtlich angelegt, die sich erst später unterschiedlich ausdifferenzieren. Deshalb hat ein Mann auch Brustwarzen, obwohl er nie in der Lage sein wird ein Kind zu säugen, eine Frau einen rudimentären (verkümmerten) Penis, die Klitoris, die nie die

gleiche Funktion wie jener hat. Es ist also genetisch festgelegt, was ich schon beschrieben habe, wozu sich eine befruchtete Eizelle weiterentwickelt, ob zu Mann oder Frau. Aber sonst hat das menschliche Wesen, das männliche und das weibliche, alles gemeinsam: Nieren, Leber, Lunge, Herz, Darm, Gehirn unterscheiden sich nicht in Gewebe und Funktion. Und wenn es minimale geschlechtsspezifische Unterschiede gibt, etwa ein etwas weiteres Becken bei Frauen, heißt dies nicht höher- oder minderwertiger. Damit könnte man sagen, ist die Stellung der muslimischen Frau im täglichen Leben, nirgends auf der Welt und auch in unserem Land nicht einfach hinzunehmen. Und hier ist Toleranzgeplärre ein Eintreten für die Intoleranz. Natürlich kann man sagen: Ja, ihr dekadenten Westler! Ein türkischer Ministerpräsident Erdogan kann zur Bewahrung des Türkentums hier im Land aufhetzen, aber er meint religiös geprägte Intoleranz. Aber wenn doch Allah? Nun gut, Mohammed hatte vier Frauen mindestens, und wenn man ihn nur als Besamungshengst ansieht, ja dann. Und vor nicht allzu langer Zeit, bis ins letzte Jahrhundert, gab es bei den Mormonen in USA, von denen sich einer um die Präsidentschaft bemühte, die Vielweiberei, was nicht auf Allah oder genetische Unterschiede zurückzuführen ist. Und wenn sich manche Tierarten nur zur Paarung treffen und dann die Aufzucht der Jungen allein der Mutter überlassen bleibt, dann ist das so wie bei den jungen, kräftigen SS-Männern, die wie Zuchtbullen einer Frau ein Kind für den Führer machten. Oder sollte beim Propheten und den Sultans, die sich einen Harem hielten und bei Mormonen doch so etwas wie geile Lust dabei gewesen sein? Und müssen Männer, die fromm sind, die nur Allah gehorchen, sich von Frauen dadurch unterscheiden, dass sie bei uns und sonst wo

Bomben bauen, Märtyrer spielen (ein häufiger Berufswunsch von Vierzehnjährigen im Orient), um endlich den Religionskrieg anzuzetteln, der mit Billigung und Antreiben der Mullahs schließlich zur Vernichtung der Menschheit führt? Und nun ganz dezidiert: Toleranz des Islam in seiner jetzigen, äußerlichen Form bei uns im Land? Nein, gewiss nicht. Denn, auch der Islam gehört wie das Christentum aus dem öffentlichen – und, wohlgemerkt, aus dem Familienleben – verbannt. Das heißt auch: jeder Muslim, wie jeder Mann, der seine Frau praktisch einsperrt, sie von jeglicher Bildung fernhält, ihr überhaupt aufgrund seiner Eigenschaft als Familienoberhaupt etwas nicht erlaubt, wird auch im sogenannten häuslichen Bereich nicht geduldet. Und sogenannte Verfehlungen, von welcher Seite auch immer, und daraus resultierende eventuelle Scheidungen, gehören vor ein ordentliches Gericht und nicht vor Ehren- oder Femegerichte, die Ehren- und Femenmorde zulassen.

Aber vielleicht hat die Menschheit die Chance zu einer unblutigen Abkehr von der Bedrohung durch Religionen und Ideologien längst verpasst und vertan. Wenn es selbst in europäischen Staaten eine Fiktion und kaum wahrscheinlich ist das Christentum aus einer beherrschenden Stellung im öffentlichen Leben zu verdrängen, wird das weltweit auch nicht im Ansatz möglich sein, andere Religionen und Ideologien wie Islam, Kommunismus und puren Kapitalismus aus Politik und gesellschaftlichen Bereichen zu verbannen, Das bedeutet: die allgemeine Bedrohung bleibt. Im Kaukasus werden kleine Republiken gegen Russland versuchen einen islamischen Staat durchzusetzen. Sie werden in Moskau und sonst wo bomben. Wenn man erwartet, dass aus Russland keine Reaktion erfolgt

und man endlich nachgibt, den Republiken die Freiheit gibt, heißt das, dass man ein islamisches System, mit allem was gegen die eigentliche Freiheit des Menschen gerichtet ist, etabliert. Dass sich Russland selbst vom kommunistischen zum kapitalistischen System, einschließlich Restauration der christlichen Kirchen gewandelt hat, macht die Sache nicht besser, das heißt, legalisiert keine Seite. Wir können natürlich sagen: was schert uns die Freiheit einer muslimischen Frau, die dem Mann und der Scharia zu gehorchen hat? Vielleicht ist im Kaukasus eine Frau doch noch mehr wert als eine Ziege? Das wäre doch auch schon ein Fortschritt.

Und nun hat man in Pakistan Bin Laden erschossen. Die Amerikaner waren das. Sie haben so etwas wie Rache genommen, was wir doch nur als jüdisch-islamische Verpflichtung kennen, denn im Christentum heißt es ja: „mein ist die Rache, spricht der Herr.“ Ob ich da etwas nicht richtig sehe, total daneben liege? Egal. Und jetzt beginnen Eiertänze von Berufenen, die es furchtbar finden den, der den Amerikanern den 11. September beschert hat, ohne ordentliches Gerichtsverfahren zu liquidieren, die die Souveränität Pakistans verletzt sehen, die Menschenwürde, die jeder hat, auch der, der dreieinhalbtausend Menschen zu töten befahl, der nun zum Märtyrer geworden ist und was man noch alles sehen kann. Und da kommt von Seiten der Taliban, einstmals ausgerüstet von den USA gegen die Sowjetunion, die Besatzungsmacht in Afghanistan war, der Vorschlag an das pakistanische Volk, doch seine Regierung zu beseitigen, die sich die Schmach durch die Amerikaner gefallen ließ. Da haben Taliban ein vierzehnjähriges Mädchen in den Kopf geschossen, weil es in Pakistan ein

Bildungs- und Schulrecht für Mädchen forderte. Und nun frage ich so ein bisschen, ob es vielleicht in Afghanistan um Öl ging wie vielleicht im Irak und Kuwait, ob die Taliban und Al Qaida vielleicht doch nur einen islamischen Staat wollen, in Afghanistan und Pakistan, einen rein islamischen, über das hinaus was es schon gibt? Na und? Was macht das schon? Da könnte höchstens wieder mein Geleier von den Frauen und der Freiheit kommen; alles schon gesagt. Meinetwegen, dann haben wir endlich auch einen Staat, einen islamischen, der nicht erst mühsam Atomwaffen bauen muss, sondern sie schon hat, um sie einsetzen zu können, zur Bestrafung der Feinde des Islam. Also immer dasselbe sagt man? Meinetwegen, denn es kann auch China sein, das noch mehr als jetzt expandiert, sich Land in fremden Ländern kauft, immerhin noch kauft, das eine brutale Ideologie verfolgt, die keineswegs kommunistisch im eigentlichen Sinn ist, das den Maoismus hatte, der auch nur ein vordergründiger Gebrauchskommunismus war. Dieser ist längst überwunden. Es gibt in China einen Kapitalismus sondergleichen. Und so lange wir uns und die übrige Welt aus wirtschaftlichen Erwägungen wegen der Weltmacht China auf Proteste wegen der Inhaftierung des Künstler Ai Wei Wei beschränken, ist der Fortbestand der Welt gesichert, schon weil die Chinesen selbst ein wenig zur Bevölkerungsexplosion beigetragen haben.

Nun wäre ich selbst kein Mensch, wenn ich nicht auch einen Deus ex Machina hätte, einen der alle Probleme löst und der handhabbar wäre, worauf bisher nur niemand kam. Ich will da einmal so ein wenig mein Modell – eigentlich sind es zwei Modelle - vorstellen, anpreisen und gleich sagen, warum

wahrscheinlich nichts funktioniert. Das erste Modell ist eigentlich schon im Gebrauch, nämlich das, dass alles was geschieht, vergessen und verdrängt wird, oft vom nächsten gleichwertigen Ereignis so sehr man auch Ursachen, Zusammenhänge und Folgen erkennen könnte. Es bleibt alles wie es ist, weil nichts so heiß gegessen wird, falls man etwas zu essen hat.

Aber vorstellen und begründen will ich mein zweites Modell schon. Daraufgebracht hat mich, wie wahrscheinlich viele andere, eine Begebenheit im Fernsehen wie man sie täglich tausendfach sieht: Im Gebiet der Mündungen des Ganges und des Brahmaputra, im Delta und die Flüsse aufwärts, kommt es infolge des Monsunregens alljährlich zu Überschwemmungen. Viele Tausende sterben und fast alle Menschen in diesem Gebiet verlieren Hab und Gut. Und da war ein Mann vor der Kamera, mit Turban und hemdähnlicher Kleidung und der klagte: „Die Regierung lässt uns im Stich, sie hilft uns nicht, jetzt hilft uns nur noch Allah!“ Es ist gut, dass der Mann so denkt und nicht glaubt Allah habe auch den Monsunregen gesandt; da hat er wenigstens einen Trost. In dem Land, etwa halb so groß wie Deutschland, mit fast 160 Millionen Einwohnern, was uns gegenüber eine vierfach höhere Bevölkerungsdichte bedeutet, scheint die Regierung, von deren Reichtum nichts bekannt ist, offenbar nicht genügend Amphibienfahrzeuge, neue Fertighäuser und neues, fruchtbares Land zu haben, um gegen solche Katastrophen gewappnet zu sein, obwohl bekannt ist, dass sie alljährlich kommen. Und den Monsun abstellen, dessen Regen man ja andernorts braucht, kann die Regierung auch nicht. Das kann offenbar selbst Allah nicht, sonst würde er nicht

jedes Jahr wieder diesen Regen schicken oder er schickt ihn gerade deshalb, weil man ihn weiter nördlich braucht? Da haben wir Christen – ich rechne mich nicht dazu – es mit unserem Boss, laut Paul Gerhard besser, denn der hat gedichtet:“....der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, die dein Fuß gehen kann“. So weit so gut. Vielleicht kommen wenigstens wir trockenen Fußes irgendwo an. Aber wie wäre es, wenn wir statt hochgerüsteter Armeen, auf der Welt eine Technische Eingreiftruppe hätten, die stets bereit stünde Naturkatastrophen in ihrer Auswirkung im jeweiligen Land – Land sage ich, weil ich nicht nur die Menschen meine – wenigstens abmildern könnte? Einen Monsun kann, bis jetzt wenigstens, niemand verbieten. Eine solche Truppe könnte auch in Haiti den Erdbebenopfern auf andere Weise als bisher geschehen, geholfen haben, könnte gegen Hurrikanschäden helfen, bei Dürren Notbewässerungen installieren, bei Atomkatastrophen wie in Japan nicht nur symbolisch ein Flugzeug mit Trinkwasser in Flaschen oder warme Decken schicken. Wir benutzen bis jetzt die großen Katastrophen, zwar nicht nur aber auch, um unsere Suchhundestaffeln zu trainieren. Ich will mit dem was ich sage, nicht die bereits geleistete internationale Hilfe kleinreden, aber was ich möchte – ich kann nur sagen, möchte – ist viel mehr.

Es würde eine Änderung der Welt bedeuten. Keine Abrüstung sondern Umrüstung von Panzern auf Räumgeräte, nicht eine Flotte von Kriegsschiffen im Mittelmeer oder sonst einem Krisengebiet zu haben, sondern Schiffe, die beladen sind, um im Krisengebiet der unvermeidlichen Naturkatastrophen sofort zur Stelle zu sein. Vielleicht bräuchten wir auch eine

bewaffnete Truppe, wie sie die UNO schon hatte oder hat, die allerdings nicht zusieht, wie etwa in Srebrenica 8000 Männer einfach erschossen werden. Eine Eingreiftruppe, die ethnische Konflikte entschärft oder schlichtet, anstatt sich auf die eine oder andere Seite von Diktatoren zu schlagen. Das würde bedeuten, dass wir Demokratien, die zweitbeste Regierungsform nach Aristokratien, die es nicht gibt, hätten. Wir bräuchten dann Gesetze und Instrumente, die ihre Wirkung garantieren, um statt angemessener Wirtschaft, blanke Ausbeutung Schwächerer zu verhindern, die den Raubbau an Bodenschätzen auf Kosten der natürlichen Lebensgrundlagen verhindern, die Elefanten und Farmer leben lassen, die Meere, Fische und hungernde Menschen schützen.

„Jetzt ist er völlig verblödet“, wird man sagen. „Wer soll das bezahlen, wer hat das bestellt, wer hat so viel Pinkepinke, wer hat so viel Geld?“ Ein Karnevalsschlager von 1950 wo es um die Lösung von Weltproblemen geht? Außerdem hat es schon einmal, bei uns nach der Wende geheißen: Schwerter zu Pflugscharen. Und hat es funktioniert? Gewiss, das weiß ich, obwohl mein Modell nicht mehr kosten würde, da wir keine Rüstungsausgaben mehr hätten, sogar weniger für die Hilfe bei Katastrophen bräuchten. Darum habe ich ja geschrieben, dass mein Modell mit Wahrscheinlichkeit nicht funktioniert. Nach der derzeitigen Lesart ist Wohlstand ohne Wachstum, vom wirtschaftlichen Standpunkt aus nicht möglich. Dabei ist noch nicht gesagt Wohlstand für wen? Ob im Land für einige Privilegierte, was durchaus Millionen einer bestimmten Bevölkerungsschicht sein können oder für ein Land, das gegenüber einem anderen, ärmeren rascher wächst wodurch das

ärmere eben zurückbleiben muss? Dann, wie ist es gesellschaftlich? Es geht doch nicht an, dass der Präsident im gleichen Haus wohnt wie ein Untertan, ein Arbeiter. Kann man verlangen, dass jeder ein Auto hat, überhaupt Auto fährt und welche Marke? Wie kann man gleiche Bildungschancen für alle verlangen? Stünde da nicht der reiche, minderbegabte Sohn neben dem armen begabten, ganz schön blöde da? In Großbritannien, das durch Ausbeutung ganzer Kontinente und seiner Minenarbeiter reich wurde, führt man jetzt an den Universitäten von Oxford und Cambridge hohe Studiengebühren ein, die sehr reichen Sprösslingen einen Studienplatz garantieren. Doch was können wir, die Industrienationen dafür, dass die klimatischen Verhältnisse in Afrika etwa so sind wie sie sind? Natürlich könnte man faire Preise für das Wenige, das man dort produziert auch bezahlen, aber ist es nicht gerade das was wir wollen: Schnell reich werden? Das geht nur, wenn wir die Firmen, die mit den armen Ländern Handel treiben oder durch technische Investitionen ausbeuten, mit unseren Aktien unterstützen. Wir lassen von unserem Geld chemische Fabriken und Stahlwerke bauen, und da wollen wir natürlich auch wieder was heraus haben für unser Geld und von unserem Geld. „Wir sind ja nicht blöd und kein Wohlfahrtsverein. Und ist es nicht eine Leistung Geld, das man sauer verdient hat, dann gut angelegt zu haben? Muss sich Leistung nicht lohnen?“

Und wie ist das politisch? Kann dann jeder in jedem Land dem andern ans Bein pinkeln, nur weil der in einer Demokratie auch nur eine Stimme hat? Das könnte er, könnte! - alle vier Jahre bei Wahlen, wenn er es täte und wenn man den Strahl der ans Bein Pinkelnden bündeln würde. Aber wer macht das schon?

Und wie ist es in der großen Politik? Könnte dann der Präsident von Andorra dem von China einmal sagen wo es lang geht? Präsident ist doch Präsident! Könnte dann ein Negerhäuptling (wie ist er dies überhaupt geworden? Demokratisch?) zur Königin des Britischen Empires sagen: Hören Sie, Frau Windsor, ich sehe die Sache aber etwas anders. Nun gut, Bruno Kreisky, der frühere Österreichische Ministerpräsident, hat zur Präsidentin des Staates Israel, Frau Golda Meir, gesagt: „Nehmen S' Platz, Frau Meier!“ Gut, der durfte das, weil er nicht nur Präsident sondern auch Jude war. Aber diese Konstellation ist selten. Und wie ist das: Steht der Papst als Präsident des Vatikans, als Staatsoberhaupt, gleichberechtigt neben den Präsidenten von Russland oder China? Oder wäre er sogar Vorgesetzter eines katholischen Bundespräsidenten Deutschlands? Da bin ich dann doch dafür, wie schon ausführlich begründet, das Katholische sowohl aus dem Vatikan als auch aus der Deutschen Politik zu entfernen. Und wie ist das mit der Genetik? Unter Menschen, ganz allgemein, haben wir das schon besprochen, das heißt, ich habe es zu erklären versucht. Mit der Intelligenz und so anderen Merkmalen, die genetisch determiniert scheinen, muss man vorsichtig sein, besonders was andere Religionen als unsere derzeitigen betreffen. So bei den Juden; denn ausgerechnet diese haben einen Einstein und andere Nobelpreisträger hervorgebracht, mehr als ihrem prozentualen Anteil an der Weltbevölkerung betraf. Und wie ist das mit den Pygmäen? Müssen wir diesen in allem nicht überlegen sein, schon wegen unserer Größe? Ich weiß es nicht, weil ich auch nicht weiß ob man einem oder mehreren Pygmäen schon die Chance gegeben hat Klavierspielen zu lernen oder Physik zu studieren, um ihre

Intelligenz zu testen. Ich bin sicher, dass sich viele von ihnen von vielen von uns unterscheiden, auch was die Intelligenz betrifft. Warum soll irgendein Pygmäe nicht klüger sein als irgendein Weißer?

Nun könnte man weiter und weiter aufzählen, was möglich wäre, um eine bessere, beileibe nicht ideale Welt zu gestalten. Aber die Gegenargumente zu meinen Erwägungen – Vorschlag getraue ich mich gar nicht zu sagen – habe ich schon aufgezählt. Doch warum ist das so, dass es nicht funktionieren wird? Wäre es nicht wenigstens so ein kleines bisschen möglich und wenn schon? Da brauchen wir nur ein wenig in die Geschichte zu gehen: Man hat immer, seit Beginn der Geschichte, nach den Aufzeichnungen zu schließen, auf Wachstum gesetzt und auf Unterschiede zwischen den Menschen. Wachstum hieß, dass man die Ernten steigerte, sei es durch immer neue Rodung von Wäldern oder Düngung, auch wenn man nicht wusste was das ist, denn die alljährlichen Überflutungen des Nils, waren Garant für Fruchtbarkeit. Und gab es nicht Naturkatastrophen, wenn die Fluten ausblieben oder alles wegrissen, wenn kein Regen kam oder zuviel? Die Scheunen und Kornkammern der Reichen waren immer gefüllt. Und wenn ein Volk hungerte, hungerten die Armen. Und wenn man dachte, dass das Nachbarvolk zu wenig gerüstet ist um einem Überfall zu widerstehen, griff man es an und plünderte es aus. Das war so bei den Sumerern, den Ägyptern, den Griechen und den Römern. Dabei wollte man – der König, der Tribun, der Diktator – immer nur das Beste. Für *sein* Volk, wohlgemerkt! Und ging dies nicht doch mit Wohlstand einher, Wohlstand für alle? Caesar hatte das schon große Römerreich enorm weiter

vergrößert und bis Trajan ist es noch weiter gewachsen. Man hat Städte gegründet und in ihnen gewaltige Paläste und Tempel errichtet und die Bürger wurden des Reichtums teilhaftig, weil sie so nach und nach Römische Bürger wurden. Einige Unterschiede zwischen den Menschen gab es natürlich noch, weil, wenn es Reiche gibt, muss es auch Arme geben. Es gab sogar noch etwas, was man allerdings nicht so eng und nicht so wörtlich sehen und nehmen soll: Sklaven. Sie waren keine Menschen. Nichteinmal von Affen stammten sie ab, weil von solchen Abstammungen damals in der Antike, wie bei den meisten Menschen heute, nie die Rede war. Sie waren einfach da, so lange man von menschlichen Kulturen reden kann. Eine Abstammung hatten Herrscher und Könige, die sie bei den Sumerern direkt von Marduk, der selbst ein ursprünglich kleiner Provinzgott war, herleiteten. Bei den Ägyptern war die Abstammung der Pharaonen, die ja selbst Götter waren, von anderen Göttern gesichert. Da war es doch ganz selbstverständlich, dass man beim selbst hier unvermeidlichen Tod eines Pharaos, Geräte, Schmuck, Tiere und Sklaven, Hofpersonal, lebendig, - meist wurden sie jedoch vorher getötet oder verübten Selbstmord - mit begrub, denn eine Bedienung braucht ein Herr schon, auch im Jenseits. Was soll es? Wozu hat man Sklaven? In China hat man zumindest um 300 v. Chr. dieses Problem in der Weise gelöst, dass man einem Kaiser eine Armee von 3000 Tonsoldaten mit ins Grab gab. Die hatten halt doch keine so hohe Kultur, die Chinesen und mussten sich mit Tonsklaven behelfen. Und wenn ich an das Römerreich denke, wo es Sklavenaufstände gab, wo offenbar die Gewerkschaft gegen die Arbeitsbedingungen der Sklaven war und man eben entlang der Via Appia und an anderen Straßen die gekreuzigten

Sklaven zur Abschreckung aufstellte, so war das nicht nur zum Nachteil der Sklaven. Einige, so hieß es, konnten bei guter Führung, und bei Wohlwollen ihres Herrn, es durchaus zu etwas bringen. Sie konnten freigelassen werden, man machte sie zu etwas wie Menschen und sogar in hohe Ämter konnten sie gelangen. Als das Christentum im Vorderen Orient die Menschen gewann, wurde es in Bezug auf Wachstum, Reichtum und so, schon anders. Ganz fromme Christen, meist junge Männer, von Frauen weiß man das nicht, weil deren Stellung als Mensch noch nicht so klar war, die zogen in die Wüste, in die Einsiedelei, verzichteten auf ihren Reichtum, ließen ihre Güter zurück und nahmen nur ihren Sklaven mit, der sie bedienen und mit ihnen in Armut leben musste. Ja, richtig gelesen: Sie nahmen ihren Sklaven mit, die frommen Christen! Nicht alles was so aussieht, ist deshalb schon ein Mensch. Dies ist keine Erfindung von mir. Es ist Geschichte! Und noch eine Kleinigkeit will ich drauf tun: Als das Wachstum und der Größenwahn der Nationen im 19. Jahrhundert einen gewissen Gipfel erreichte, besetzte man in Afrika, Australien und Asien ganze Erdteile und machte sie zu Kolonien. Und niemand fand etwas dabei. Ein Land braucht Kolonien, sonst ist es nichts, selbst wenn das Elend der eigenen Bevölkerung zum Himmel, der wie immer leer war, stank. Über die paar Neger, denen man für bunte Glasperlen ganze Ländereien abnehmen, nicht abkaufen konnte, lachte man herzlich. Sie hatten doch sowieso schon Glück gehabt, dass sie nicht von arabischen Sklavenhändlern nach Amerika verkauft wurden.

Und aus all diesen Gründen meine ich, dass eine Änderung des menschlichen Daseins, der menschlichen

Gesellschaft nicht funktioniert? Immerhin hat man doch mit den Vereinten Nationen ein Instrument geschaffen, das all das ausführen könnte, was eine Utopie scheint und wahrscheinlich ist. Aber da wird jeder auf den anderen deuten und sagen, dass doch der anfangen soll und man hofft, wenn schon, dass der eben so blöde ist. Jeder wird sagen, dass er doch nicht für den anderen, den Neger, den Griechen, den Mongolen, Türken, Araber und Juden schafft. Zumindest muss jeder, der etwas hat, dies wenigstens behalten und zu nahe darf ihm der andere, der Arme, auch nicht kommen, sonst wäre auch er reich, und wo bliebe dann der Unterschied? Darüber wurde schon genug gesagt.

Aber warum ist das so? Das habe ich auch schon gesagt, es sind die Gene, nicht nur die der Menschen, sondern die jeder Kreatur. Und es sind nur die beiden übergeordneten, genetisch bedingten Eigenschaften, die das Leben aller Lebewesen bestimmen: Fortpflanzen und Fressen. Die letzte Eigenschaft, das Fressen, macht erstere, die Fortpflanzung möglich, oder ist es umgekehrt? Vom Moment der Zeugung an nimmt der Keimling, welcher auch immer, Nahrung auf. Ob er das als Samen zunächst aus eigenen, energiereichen Substanzen, dann aus dem Boden tut, als Verbraucher des Inhalts eines Dottersackes oder als sich einnistender Embryo über die Plazenta des Muttertiers, stets ist ein Drang zum Fressen, zur Nahrungszufuhr, zur Energiezufuhr, um Beweglichkeit zu erlangen, um zu wachsen, um zur Futterquelle zu kommen, a priori gegeben. Und der neugeborene Mensch schreit und ist das erste Mal ruhig, wenn er, wie es deutsch so schön heißt, „gestillt“ wird. Dass der Mensch ohne Aufzuchthilfe nicht

existieren kann, wissen wir. Und wie freuen wir uns über das Gedeihen der Brut, in der unsere Gene fortwirken, unsere Kinder reifen und uns Enkel bescheren. Und die Brut schreit nach Nahrung und wir füttern sie, wie ein Meisenpärchen ununterbrochen zum Kobel fliegt und die aufgerissenen Schnäbel stopft. Gewiss dazu veranlassen uns unsere Gene, die man, als man sie noch nicht kannte oder so nannte, als Mutterinstinkt bezeichnete. Auch dieser ist eben vorgegeben und macht sich bei kleinen Mädchen bemerkbar, wenn sie beginnen mit Puppen zu spielen, denen sie dann zukommen lassen, was sie wohl selbst gerne genossen hatten: Umsorgt sein, gefüttert werden. Da geht es noch gar nicht darum, auch nur symbolisch ein Kind zu bekommen, zu gebären oder gar um Sex. Das findet auf einer anderen Spielwiese statt. Und sobald ein Kind etwas aus der Erwartungsrolle fällt, ein Knabe mit Puppen spielen will, ein Mädchen raufen und auf Bäume klettert, fangen die Eltern an sich Sorgen zu machen, „ob sich das Kind auch normal entwickelt“. Hier wird also ohne nachzudenken akzeptiert, was genetisch vorgegeben ist, weil das eben so ist, weil man es nicht anders kennt und sowieso nie darüber nachgedacht hat. Ich meine das sehr allgemein. Genetiker und diejenigen Naturwissenschaftler, die auf der Basis der Beobachtung oder der Empirie erforschen was der Grund für bestimmtes Verhalten, auch sichtbarer Artmerkmale ist, haben sich nicht nur Gedanken gemacht, sondern nachvollziehbare, objektive Untersuchungsergebnisse erbracht. Freilich können diese von vielen Menschen nicht nachvollzogen werden, weil ihnen Grundkenntnisse fehlen, kein Erkenntnisbedarf besteht oder die zu akzeptieren einfach abgelehnt wird. So haben Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, wie ich gelesen habe, eine

sogenannte blinde Übertragung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse auf Sozial- und Geisteswissenschaften abgelehnt. Mussten sie fürchten, dass objektive, nachvollziehbare Erkenntnisse die geschraubten und oft sinnlosen Erfindungen desavouieren könnten. Aber gerade das, die Übertragung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, hier der Genetik, zur Erklärung und möglicherweise Steuerung sozialen Verhaltens, wäre ein Weg Kriege um Nahrung, Öl, Land, Bodenschätze, aus Rassenwahn, und was noch als Grund angeführt wird, zu vermeiden. Und wenn von den Philosophen die „blinde“ Übertragung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse auf Sozial- und Geisteswissenschaften abgelehnt wird, so heißt dies, dass man von den Erkenntnissen weiß, sich diese aber erst zurechtbiegen, sie filtern muss, bis sie in Gedankengebäude passen. Darauf, auf den umgekehrten Schluss, ein „Aha-Erlebnis“ zu bekommen, „also so ist das, deshalb verhalten wir uns so?“, darauf wiederum kommt man nicht. Dass sich damit gleichzeitig Sozial- und Geisteswissenschaften eines Instruments für ihre Erklärungen berauben, das wird nicht bedacht. Es ist aber auch praktischer eine Ebene weiter oben, mit Moral und Ethik zu beginnen und von hier aus das Verhalten der Menschen zu erklären.

Deshalb muss ich nun das zweite genetisch bedingte Grundverhalten der Kreatur untersuchen – nur der Menschheit zu sagen ist falsch – wie dies schon Legion derer, die sich vor mir damit befassten taten: die Fortpflanzung. Ich habe schon darüber geschrieben. Aber es wäre lächerlich und unrational, wenn ich dieses Phänomen anhand der Aufzählung unzähliger Gene, deren besondere Eigenschaft man erkannte, von denen

man entdeckte wofür sie kodieren, beschreiben oder erklären wollte. Ich müsste befürchten, dass der Schweizer Kabarettist Emil Steinberger sagt: „aha, endlich weiß man das einmal und versteht es auch“. Ich denke nicht das Wie, allenfalls ein klein wenig das Warum dieser Gegebenheit anhand ganz allgemein bekannter Phänomene, darlegen zu können.

Pflanzen blühen, Einzeller teilen sich, höhere tierische Wesen bilden Ei- und Samenzellen. Aber je nach Lebensdauer blühen Pflanzen in einem Jahr oder erst nach mehreren Jahren, Bakterien teilen sich nur unter bestimmten Bedingungen der Temperatur, Feuchte undsoweiter und höhere tierische Wesen kommen nach einer bestimmten Zeit erst in die Pubertät. Aber dann schlägt dieses genetisch vorgegebene Verhalten unbarmherzig durch. Es ist bei Pflanzen und Tieren so und wenn wir vom Menschen ausgehen, weil das am leichtesten verständlich ist, aktivieren bisher scheinbar stumme Gene Drüsen, die Hormone bilden. Dann bekommen Mädchen, wenn sie gesund und in halbwegs normaler Umgebung sind, ihre erste Menstruation, die Menarche und Knaben produzieren ihren ersten Samen und dies alles ob sie wollen oder nicht! Wie es weitergeht wissen wir alle und nur Vollidioten kommen dann mit Sünde, Selbstbefleckung, züchtigem Verhalten und wer weiß womit noch.

Dass in vielen Kulturen wahre Eiertänze, Initiationsriten genannt, gemacht werden, man von den Übergängen in andere Lebensphasen spricht, macht die Sache für den, der betroffen ist, nicht besser. In Wikipedia der freien Enzyklopädie habe ich einen Artikel gefunden, der sich mit dem Thema der Initiation

eher esoterisch befasst und da war eine Abbildung mit einer Blüte und einem Schmetterling dabei und da konnte ich nur wie im allbekannten Witz denken: „...und so machen es die Schmetterlinge auch“. Aber gewiss braucht es hier weder eine kultische oder religiöse Steuerung der Gefühle der Pubertierenden noch eine anarchische Förderung und ein Wegsehen über Sachen, über die man nicht spricht. Gehen wir nur ein wenig tiefer ins Tierreich, - und der Mensch ist ja auch ein Tier – so habe wir die gleichen Phänomene, dass etwa junge Hirsche oder Böcke nicht einfach anfangen Riken und weibliche Tiere, wie sie heißen mögen, zu bespringen. Hier sind die alten Hirsche und Böcke, die auch einstens jung waren, am Platz und verjagen sie. Und einmal kommt der Tag, an dem der junge Bock den Kampf mit dem alten sucht und gewinnt und der alte muss gehen. Dann schreitet der neue Platzhirsch oder Platzbock, falls es einen solchen gibt, mit erhobenem Geweih einher, lässt sich bestaunen und dann zur Tat.

Aber der Mensch ist doch kein Tier, höre ich aufjaulen. Doch, ist er; ein höheres vielleicht, je nach Katalogisierung. Das kommt zum Ausdruck wenn man die anderen Auswirkungen der Pubertät ansieht, die ja nur der Vorläufer der geschlechtlichen Aktivität ist, die dem Drang zur Fortpflanzung Rechnung trägt. Dass sich die Mädchen oder Weibchen – egal ob sie sich ein Papageno wünscht oder nicht – herausputzen, ist Folge deren Geschlechtsreife und dient der Anlockung von Partnern. Gut, dagegen ist nichts zu sagen. Die männlichen Jugendlichen bilden ihre Gangs und werden brutal, führen ihre Rangordnungskämpfe aus, wer einmal wann was darf. Und hier trifft man auf die ganze Bandbreite genetischer Variabilität, denn wenn ein Chromosom

über das Geschlecht bestimmt, bestimmen die auf ihm vorhandenen Gene auch die geistige und körperliche Ausstattung des Individuums mit. Da hilft kein Beten und kein Jammern, keine Erziehung, keine psychologische Betreuung und wer weiß was noch. Ich will das an einem Beispiel aus meiner ärztlichen Tätigkeit erläutern. Ein Patient, Professor an einer Hochschule, kam öfters wegen einer chronischen aber gut behandelbare Krankheit, und weil es zur guten ärztliche Praxis gehört den Patienten reden zu lassen, habe ich seine Nöte gehört. Er hatte eine sogenannte intakte Familie mit Frau und vier Kindern, eines der Kinder, ein Junge, war im Alter von zwei oder drei Jahren adoptiert worden, als sie schon ein gleichaltriges Kind hatten. Das Kind war aus Vietnam und wuchs mit seinen Geschwistern ohne irgendwelche Unterschiede in der Erziehung, ohne irgendwelche Ungleichbehandlung, mit den anderen auf. Bis zum dreizehnten Lebensjahr war der Junge unauffällig, freundlich, gutmütig und schulisch in den Leistungen so gut wie seine Geschwister. Dann ließen die Schulleistungen plötzlich nach, er beging Diebstähle in der Umgebung, verprügelte Mitschüler und nach kurzer Zeit Lehrer. Sein Ziehvater und die Familie waren um ihn besorgt, er wurde nicht einfach „bestraft“, man suchte psychologischen Rat, aber nichts half. Der Junge wurde ein regelrechter Krimineller, der schließlich im Gefängnis landete. Der Junge ist nur ein Musterbeispiel dafür was Gene bewirken können und wie unfähig man mit Erziehung und gutem Willen allein, ist. Gut, es gab einige Stärkere: die Polizei, die Justiz, die sich des Knaben annehmen mussten, nachdem die Psychologie versagte, wie es zu erwarten war. Aber wäre der Junge in anderer Umgebung anders geworden, in Vietnam ein kluges, bescheidenes

Bürschchen? Er wäre dort, in Vietnam, der gleiche Kriminelle geworden wie hier. Vielleicht hätte er sich als Kopf einer Seeräuberbande, die auf den Flüssen des Mekongdeltas Schiffe und Dschunken überfällt, bewährt?

Wie ist es, wenn ein kräftiger Junghirsch den alten, ergrauten Geweihträger niedermacht? Wie, wenn ein cleveres Bürschchen Abitur macht, als Corpsstudent einher stolziert, so viel lernt wie nötig, in Paukkursen gedrillt wird, sich dann gegenüber gleich- oder besser begabten bei einer Stellenbesetzung durchsetzt? Wie, wenn einer im Kreisausschuss mit anderen kungelt und Stimmen für den Vorsitz erhält und schließlich aufsteigt? Wie wenn er eine bestimmte Frau will, die ihn nicht will und er sie sich einfach nimmt, mit Gewalt, wenn er Draufgänger ist? – alle Achtung! – wenn er sein hochadeliges Blut (Rosenkavalier, Hofmannsthal) weiter vererben will? Wenn er dadurch seine Bedeutung beweist, dass er viele Frauen hat oder eine ganz besondere Prinzessin oder Schauspielerin? Wenn er oder sie große Macht haben, Platzhirsche sind oder Leitkühe, die sich in ihrer Umgebung durchsetzen, die, wenn sie Menschen sind auch einmal auf einen roten Kopf zum Auslösen einer Atomrakete drücken können, mit der man den missliebigen Nachbarn, den Schurkenstaat, die Ungläubigen auslöschen kann? Was können sie dafür? Die Gene! Gewiss, es ist so. Alle diese „Durchsetzungstypen“ sind doch mit dem Genmaterial, mit den von den Eltern her vorgegebenen Eigenschaften ausgestattet, sonst hätten sie diese miesen Touren nicht durchgestanden. Und, wenn einmal einer nicht mitmacht, vielleicht den sanftmütigen

Teil der Gene mitbekommen hat? Dann ist er „aus der Art geschlagen“.

Gelegentlich unterscheiden sich die Formen, in denen das Fortpflanzungsverhalten zum Ausdruck kommt, je nach sozialem Status des Individuums. Der ärmere Prolet kann abends nicht mit dem Ferrari durch die Straßen kurven, um „Weiber aufzureißen“. Und, gibt es Sexorgien nur beim niedrigen, ordinären Volk, während der edle, hochstehende Elitemensch nur ans Geschäft und ans Wohl der anderen denkt? Klar, selbstverständlich, oder ist es genau umgekehrt? Und wie heißt das in Bayern, wenn einer so ganz direkt, so „grad raus“, ja einfach so ist, wie man sich einen „Gwappelten“ vorstellt, der sich auch einmal nicht um ein Gesetz schert, der in New York Nutten nagelt und sich dabei die Brieftasche klauen lässt? „a Hund is er scho“ (ein Hund ist er schon!), was der höchste Grad der Anerkennung ist. Und wahrscheinlich war man dem Herrn Berlusconi nur neidisch, weil der so gut drauf war mit seinen über siebzig Jahren. Wenn man halt sein Geld hätte! Ein Wunder? Und da stand in meiner Zeitung wie auch im Internet: Der Chef des Internationalen Währungsfonds (IWF), Herr Dominique Strauss-Kahn, hat versucht in New York, in seiner Suite des Hotels, das zweiunddreißigjährige Zimmermädchen zu vergewaltigen. Vielleicht liegt das an New York, weil dort die Luft so hormonbeladen ist? Jedenfalls machte sich der Herr, als er nackt aus seinem Bad kam und das angeblich ahnungslose Zimmermädchen sah, über dieses her. Was da alles geschah und was nicht, ist nicht so wichtig. Aber warum ist ein nackter Mann, von gesetzter Figur und ebensolchem Alter, der eine Familie und Kinder hat, der auch früher schon in den Geruch

eines Sexaktivisten kam, der sich eine Suite für 3000 Dollar pro Nacht leisten musste ein so schlechter Rechner, dass er denkt, es kommt mit dem Zimmermädchen billiger als wenn er etwas Geld für eine Nutte ausgibt? Wahrscheinlich konnte er nur mit Milliarden für Griechenland oder Portugal rechnen, nicht mit kleineren Summen. Oder sollte der bullige Dicke einfach dem Hormonkick zur zweiten genetischen Grundausstattung der Kreatur, dem Trieb zur Fortpflanzung, erlegen sein? Gut, vielleicht wollte er sich gar nicht fortpflanzen, nur ein wenig oder viel Sex haben, aber das gehört in die Grundausstattung mit hinein, dass Sex nicht nur Spaß macht sondern ein Zwang ist – weil die Natur ja nicht weiß, dass der Mensch nicht unbedingt jedes Mal ein Kind haben will, wie die katholische Kirche annimmt – ohne den die Menschheit längst ausgestorben wäre.

Und wie schon bei der katholischen Kirche geschrieben: Ist nicht die Sexualität das Hauptthema dieser Institution? Sie ist gegen jede Geburtenregelung, man sagt im Volk einfach: Verhütung, wobei man nicht an „das verhüte Gott“ denkt, sie sorgt sich um jeden Embryo, der erst durch ihr Verhütungsverbot entstand, damit er, nach der Geburt auch ein bisschen verhungern kann. Bei etwa sieben Milliarden Menschen, die hauptsächlich durch nichtchristliche Völker zusammenkamen, drohen die Christen in die Minderheit der Erdbevölkerung zu kommen, der Nachschub für die Engel im Himmel bleibt aus oder wird zumindest weniger. Ja, wo kommen wir da hin? Was soll da das Gezeter über ein bisschen Missbrauch an Ministranten, die Debatte um das Zölibat? Wenn man die Kirchenoberen hört, so gibt es viel mehr Missbrauch in den Familien, wo der Vater doch auch nicht im Zölibat lebt. Und

schließlich kann man ja Gott bitten, dass er wenigstens die Lust am Sex nimmt und man nur noch auf Produktion umschaltet. Hat sich die Kirche tatsächlich nie mit solchen Dingen befasst? Damals, in der Zeit Konstantin des Großen, des Heiligen, haben sich ja Männer, die nicht der Sünde des Fleisches erliegen wollten, selbst kastriert. Das ist ihnen in mehrfacher Hinsicht schlecht bekommen, weil man sie, als das Christentum offizielle Religion wurde, gar nicht mehr mitspielen ließ, sie verdammt und verfolgte. Allerdings gab es ja damals kein Zölibat und die Priester sollten sich auf häuslichen Sex beschränken und nicht aushäusig mit anderen Frauen etwas anfangen. Und als man zeitlich im Mittelalter und danach ankam, verbrannte man Hexen sehr oft, weil sie Sex mit dem Teufel hatten. Also das waren ja Frauen, die, weil sie eben diesen Sex hatten, zu Hexen wurden. Das gibt es natürlich heute nicht mehr, weshalb auch der Papst Ratzinger die Vorhölle abschaffen konnte, denn nur in dieser wäre solche Unzucht möglich gewesen. Man kann ja Exorzisten fragen, die es mit päpstlicher Unterstützung immer noch gibt, wie das funktioniert mit Teufel und Sex.

Aber die Kirche konnte doch von solchen Dingen wie Genen oder Hormonen gar nichts wissen und damit kann man sie auch nicht anprangern. Selbst wenn sie mutmaßte, die Kirche, dass vieles mit den Dingen zwischen den Beinen von Mann und Frau zu tun hat, so hat sie das, was sie zu diesem Thema verkündete, stets in bester Absicht getan. So zum Beispiel, dass man vor allem in der Barockzeit, sicher für die Erduldenden nicht freiwillig, besonders stimmbegabte Knaben mit einem glockenreinen Sopran für den Chor des Erzstiftes oder des Doms einfach kastrierte, um diese Stimme zum Lob Gottes

oder zur Freude des Bischofs zu erhalten. Damals! Und was machen wir heute? Vielleicht haben manche Priester bei den Messdienern mit einem Griff nur geprüft, ob die Stimme noch in Ordnung ist? Also, wie kann man so etwas nur schreiben, pfui! Mir egal, ich kann das.

Ich kann das auch, weil ich am 18. April 2012 abends, ab 19 Uhr 20 in Kulturzeit von 3-sat, im Fernsehen eine Sendung gesehen habe, in der ein alter Mann aus den Niederlanden berichtete: Er und seine Frau hätten nach dem Krieg einen Jungen aus einem katholischen Waisenhaus aufgenommen. Als er die Hose auszog, haben sie gesehen, „dass alles bei ihm abgeschnitten war“. Man hatte dem Jungen die Hoden abgeschnitten. Und vorausgegangen war folgendes: „In dem katholischen Waisenhaus wurde der Junge ständig von Priestern sexuell missbraucht. Auch andere Jungen hatten das gleiche Erlebnis. Aber da nahm man an, dass diese Jungen, Kinder, homosexuell seien, denn sonst hätten die Priester das doch nicht getan. Die Jungen müssen durch ihre Homosexualität die Priester geradezu verführt haben. Um sie, die Jungen, von der Homosexualität zu heilen, hat man sie alle, obwohl sie sich gewehrt hätten, einer Operation unterzogen, sie kastriert, ihnen die Hoden abgeschnitten“. So viel habe ich im Fernsehen erfahren. Und dann habe ich überlegt: Zunächst haben männliche Priester Knaben, in der wohl üblichen Weise missbraucht. Dann hatte man die Vorstellung, alles sei durch die Hormone der Knaben ausgelöst worden. Es muss, wie berichtet wurde, Psychiater, also Ärzte gegeben haben, die das „Fehlverhalten“ der Knaben so interpretierten und zur chirurgischen Behandlung dieses Problems rieten, was dann

wiederum Ärzte, Chirurgen, ausführten. Wie oft ich hier das Wort Schweine schreiben müsste, kann ich gar nicht sagen. Und jetzt, 2012, findet in Trier die „Heilig Rock Wallfahrt“ statt. Das Gewand, das Christus bei seinem Gang zur Kreuzigung getragen haben soll, wird der gläubigen Menge, auch Protestanten und anders Gläubigen, die an der Wallfahrt teilnehmen, gezeigt. Der Bischof von Trier, mit Namen Ackermann, der auch für die „Heilig Rock Wallfahrt“ verantwortlich ist, ist von der katholischen Bischofskonferenz beauftragt die angeblichen Missbrauchsfälle der Kirche zu untersuchen und zu ahnden. Das hat schon zur Versetzung von zwei Geistlichen geführt, weil zwölf Fälle sowieso verjährt seien. Ich weiß nicht, ob man damit das Sexproblem der Kirche, das es ja nicht gibt, löst. Mein Vorschlag wäre eine Auflösung der Kirche, aller Kirchen und dass der Papst beim nächsten Segen „urbi et orbi“ mit ausgebreiteten Armen einfach das Ende seiner Einrichtung verkündet. Übrigens: Man hat eine wissenschaftliche Untersuchung der angeblichen oder tatsächlichen Missbrauchsfälle im Umfeld der katholischen Kirche durch ein außerkirchliches, kriminologisches Institut, abgebrochen. Die Kirche und Bischof Ackermann sahen das Vertrauensverhältnis mit dem Institut, das Ergebnisse ohne Genehmigung der Kirche, also unzensiert veröffentlichen wollte, zerrüttet. Dabei waren die Ergebnisse der Untersuchung, der Studie, primär für eine Veröffentlichung vorgesehen. Dass das nicht gut gehen konnte, war vorauszusehen, weshalb ja drei Bistümer in Deutschland ihre Archive sowieso nie zugänglich machten.

Vielleicht bin ich durch diese bedauerlichen Einzelfälle vom großen Problem der Bevölkerungsexplosion, die ja auch

durch Sex bedingt ist, abgekommen und habe es einer einzigen Kirche in die Schuhe geschoben. Doch haben nicht andere Kulturen, andere Länder, andere Religionen nicht viel mehr zur Bevölkerungsexplosion auf der Erde beigetragen? Gewiss, das haben sie. Jedoch haben einige wenigstens, den Versuch gemacht, etwas zu bremsen anstatt mit Unsinnsvorschlägen oder Geboten zu einem Babyboom aufzurufen. In China hat man rigoros, über Steuern etwa, die Einkindfamilie sozusagen zur Pflicht gemacht. In Indien hat man, in den Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts, Männer, die sich sterilisieren ließen mit einem Transistorradio belohnt. Aber leider ist halt doch einiges schief gelaufen und es gibt mehr Menschen. Der Beitrag des Islam zur Bevölkerungszunahme auf der Erde ist auch nicht gering, aber das ist so eine Sache: Der Sex scheint sich da nur zu Hause abzuspielen und, um die Männer, die islamischen, außer Haus nicht in Versuchung zu führen, müssen die züchtigen Frauen sich immer mehr verschleiern, je frommer die Männer werden. In Afghanistan, Pakistan und Nordafrika zum Beispiel, darf man von den Frauen gerade mal die Augen oder noch weniger sehen, wozu es eine Burka gibt. Ich habe ja schon gesagt, was man von uns Westlern hält, wenn man die Frauen so von uns wegsperrt.

Oder wie ist das nun eigentlich? In Westeuropa, speziell in Deutschland, und nicht erst seit Sarrazin seine Befürchtungen äußerte, ist man gespalten was Kinder angeht, die ohne Sex nicht entstanden wären. Einerseits bräuchte man Kinder, um das Land nicht aussterben zu lassen. Dass es aber ausgerechnet Moslemkinder sein müssen, die Mädchen mit Kopftuch, die Jungen schon vom Aussehen her so eigenartig und dann oft noch

so frech, „als ob sie hier etwas zu sagen hätten?“! Andererseits gehört ja der Islam zu Deutschland, wie ein Bundespräsident sagte und da ist es nicht mehr als recht und billig, dass sie da sind. Das mit dem Sex regeln sie ja unter sich, indem sie die jungen Mädchen mal rasch in der Türkei beispielsweise, verheiraten. Und dann kommt ja sowieso die Liebe erst mit der Zeit, abgesehen davon, dass es gar keiner Liebe bedarf, um Kinder zu zeugen, an denen man dann sieht, dass man als Mann überhaupt kann. Unintelligent sind die Kinder auch nicht, weil doch einige, wenn man sie lässt, Abitur machen und studieren. Es gibt türkische Pianisten, die klassische und keine Janitscharenmusik machen, in großen Konzertsälen auftreten. Außerdem gibt es noch etwas: Wenn wir, wie ich beinahe annehme, gefährdet sind durch Atomwaffen, die Verrückte zünden könnten, wäre es da nicht gut, wenn wir sozusagen Schutzschilde hätten, durch eine muslimische Bevölkerung unter uns? Ich fürchte aber, dass dies auch nichts wird. Die waren doch so dumm die Moslems und sind in verschiedene Glaubensrichtungen zerfallen, in Schiiten, Sunniten und noch andere, die sich gegenseitig anfeinden und umbringen und da sind dann möglicherweise wir die Kollateralschäden oder der wertlose Beifang oder wie man das nennen will. Aber wird es denn wirklich so schlimm? Das bisschen Geplänkel zwischen Pakistan und den USA, nur weil man die Souveränität des einen, der vom andern immer wieder Geld bekommt nicht beachtet? Der Dax ist wieder gestiegen, in Immobilienfonds kann man wieder investieren. Ein paar Selbstmordanschläge bei den anderen, glücklicherweise noch nicht bei uns. In Indien, Afrika, China, verhungern Millionen von Kindern und in Peking fällt ein Fahrrad oder ein Sack Reis um.

Wie dem auch sei, man kann es wahrscheinlich nicht mehr hören oder lesen, wie ich nur von diesem Thema, Religion, Politik und Anhangsgebilde besessen scheine. Aber ging es nicht darum, vor der Vernichtung des höheren Lebens auf der Erde zu warnen und spärliche, utopische Auswege aufzuzeigen? Das scheint es mir wert monoman, mit einer schier endlosen Reprise den Beschwichtigern, Besserwissern und Verneinern, keine Ausflüchte, keinen Ausweg mehr zu lassen. Die Kompetenz und das Recht dazu habe ich mir aus der – man mag sagen autobiografischen – Schilderung meines Lebens, unter den jeweiligen politischen und sozialen Gegebenheiten genommen. Darüber hinaus habe ich gelesen, recherchiert, geforscht und vor allem gedacht.

Doch ins Friaul flüchten?

Es gibt ja die Möglichkeit sich von all den bisherige Überlegungen sozusagen loszusagen, abzuschalten und, wenigstens in der Vorstellung in eine Utopie, ins Friaul zu flüchten. Wäre dies eine geistige, irrationale Flucht, weil es einfach ganz konkret nicht dazu gereicht hat ins Friaul zu fahren, was ich doch wollte? Dadurch kann man, kann ich, wohl kaum der Realität entgehen. Nur wegen ein bisschen Italienbegeisterung, mit Venedig, Wein und Fisch? Wenn man die Geschichte einfach ein wenig später beginnen ließe, ginge das. Da bräuchte man auf keine Entstehung der Welt oder der Götter mehr Rücksicht zu nehmen. Man schiebt eben die Karner, die Kärntner, Slowenen, Österreicher und vielleicht auch die Ungarn vor, die dort gewesen sein sollen, wie man es gelesen hat. Man gibt sich weltmännisch, weil man auch gelesen hat, dass das Friaul erst 1866 zum Königreich Italien kam, als Folge des Krieges um die italienische Unabhängigkeit, weil das mit Italien verbündete Preußen Österreich in der Schlacht von Königgrätz besiegt hatte. Auch die Bayern wurden in diesem Jahr von den Preußen besiegt, was aber eine andere Geschichte ist. Jedenfalls musste Österreich das Friaul an Frankreich abtreten, das nichteinmal eine gemeinsame Grenze mit dem Friaul hatte. Frankreich nahm eine wenn auch nicht unbedingt neutrale, sondern eher eine mit dem werdenden Einheitsstaat Italien sympathisierende Vermittlerrolle ein und trat dann das Friaul großzügig an Italien ab. Und nach dem ersten Weltkrieg kamen nicht nur Julisch Venetien, das Friaul, sondern noch Triest mit der Halbinsel Istrien, Zara, das heute kroatische Zadar

und einige Inseln Dalmatiens, die Österreich gehört hatten, an Italien. Von 1382 bis 1918 gehörte Triest zu Österreich und war einer der Meereshäfen Österreichs. Und heute dürfte wohl der höchste österreichische Marineoffizier ein Donaudampfschiffahrtskapitän sein. Aber ist das nicht furchtbar? Die, wenn auch nur scheinbare, utopische Flucht in eine Utopie, beginnt mit der Aufzählung von Kriegen!

Ich bin gewiss nicht schadenfroh, denn Schadenfreude kann ich nur unter die Tugenden Neid und Missgunst einreihen. Aber dieses Hin- und Herschieben mit Ländern und Menschen hätte doch, meint man, irgendwann ein Ende haben müssen? Doch nein, der Gröfaz, der Größte Führer aller Zeiten, Hitler, schloss im Oktober 1939 mit Mussolini ein Abkommen zur Umsiedlung der deutschen Minderheiten in Norditalien. „Heim ins Reich“ hat er das genannt, obwohl wir doch ein „Volk ohne Raum“ waren. Und so wurden nicht nur Südtiroler, sondern auch Deutsche aus Sprachinseln im Friaul, wie aus Sauris und Timau, heimgeholt. Warum hat das der Gröfaz nicht so gemacht wie bei der Heimholung der Sudetendeutschen ins Reich, wo er gleich die ganze Tschechei mitgenommen hat, also Umsiedlungskosten sparte? Er hätte doch ganz Norditalien mitnehmen können, anstatt es seinem Freund dem Duce zu geben? Schließlich war doch alles einmal Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation! Nur, bevor Karl der Große dorthin kam und dann die Veneter, saßen dort die Kelten, Karner, also vielleicht gar nicht die Kärntner? Es wäre sicher nicht zu schwer, das herauszufinden. Mit Gentechnik, mit der man heute alles kann: Mörder überführen, Vaterschaft nachweisen oder ausschließen und was noch alles. Vielleicht gibt es auch ein Gen, das man nur bei

Kelten und ihren direkten Nachfahren findet? Wenn dieses Gen die Kärntner nicht haben, sind sie keine ehemaligen Kelten. Na und? Ist das nicht egal, was sie einmal waren? Ja und nein.

Jetzt nur so viel auf meiner virtuellen Reise: Es gibt dort im Friaul, wo der Karst beginnt, die Landschaft nach Slowenien zu, Höhlen unter Felsen und in den Hügeln. Dort soll man, habe ich gelesen, noch genetisches Material finden, von Höhlenbären und von früheren Bewohnern, auch Kelten, falls sie dort lebten und begraben wurden. Dieses Genmaterial könnte einen Beitrag dazu liefern, wie das Land einst besiedelt wurde und von wem. Ich wurde darauf durch einen wissenschaftlichen Artikel aufmerksam, der sich mit der Ausbreitung der Vormenschen, wie man sie auch nennen mag, von Afrika aus, befasste. Von ihnen könnte man also Genmaterial in den Höhlen finden, las ich. Aber da könnte es auch sein, dass man auf genetisches Material stößt, das noch nicht so alt ist, denn diese Höhlen im Karst wurden Foiben genannt und in diese hatten jugoslawische Partisanen, aus Rache vorwiegend Angehörige der italienischen Volksgruppe sowie slawische Nichtkommunisten, die sich gegen die Annexionsbestrebungen des kommunistischen Jugoslawiens stellten oder für dessen Gegner angesehen wurden, geworfen. Auch politisch motivierte Morde kamen zum Tragen. Die meisten „infoibati“ waren politisch unbeteiligte Zivilisten, darunter Frauen und Kinder, die man, oftmals bei lebendigem Leibe, in die Foiben geworfen hatte. Aber warum muss ich denn auf einmal mit den Foiben kommen, wo ich doch nur vom Friaul reden wollte? Hat es mit der Aufzählung von Kriegen noch nicht gereicht? Könnte man die Kelten, Karner, Kärntner, Veneter, Slowenen und Italiener nicht einfach dort ruhen lassen? Das

interessiert doch sowieso „keine Sau mehr“. Dazu kann man in Wikipedia im Jahr 2011 lesen: „Dem Thema wird seit Februar 2007 erhöhte Aufmerksamkeit beigemessen, da der italienische Staatspräsident Giorgio Napolitano anlässlich des Feiertages zur Erinnerung an die Geschehnisse gegen Ende des Zweiten Weltkrieges dem letzten italienischen Polizeichef des faschistischen Regimes in Zara, Zadar im heutigen Kroatien, Vincenzo Serrentino und etwa dreißig weiteren Opfern der jugoslawischen Partisanen, posthum Orden verlieh. Serrentino wurde im ehemaligen Jugoslawien als Kriegsverbrecher verurteilt und hingerichtet. Napolitano sprach auch von einer „Jahrhundert-Barbarei“, dem „blutrünstigen slawischen Hass“ und „annexionistischen Tendenzen.“

Ich weiß jetzt nicht, ob ich Herrn Napolitano zustimmen soll oder nicht. Nur so ein bisschen Friaul, nur schöne Landschaft, die niemand kennt, wohin niemand fährt, das scheint es gar nicht zu geben. Auch keine von Gott verlassene Gegend scheint das zu sein, obwohl: es gibt doch keinen Gott? Oder gibt es einen im Friaul? Und die Spuren von Gott und Göttern, die man dort bis heute findet? Euganäer, die vielleicht in den nach ihnen benannten Hügeln Wein bauten, Veneter, die irgendwelche Leuten aus dem Osten verdrängten, Karner, Gallier, Römer, die um 180 v. Chr. Römische Bürger mit allen Rechten und Pflichten wurden und ihre bis dahin aus dem Etruskischen hergeleitete Sprache, durch das Lateinische ersetzt, haben sie nicht dieses Land erst gemacht?

Ich dachte, dass all diese Völker, ob sie sich Veneter, Gallier oder anders nannten, die dann im späteren Friaul saßen,

vielleicht einmal ganz friedlich waren, dass man sie wie alle Völker Italiens schließlich christianisierte, so dass die zu Römerzeiten schon bedeutende Stadt Aquileia im Jahre 314 christlich wurde. Christlich, weil ein Jahr zuvor der schmierige Konstantin, der Große wie man ihn nennt, Religionsfreiheit gewährte, obwohl erst Theodosius das Christentum zur Staatsreligion erhob? Übrigens, dass man Konstantin den Großen auch heilig gesprochen hat, ist gut damit vereinbar, dass sein Weg zur Macht und zu deren Erhalt mit seinen Morden, nicht nur an seiner Frau, seinem Sohn, sämtlicher Mitkaiser und aller ihm unbequemen Leute einherging. Ich will dies nur zur Begründung meiner Einschätzung des Großen anführen. Jedenfalls, dieses Christentum ist offenbar allen Volksstämmen, die am Rand der Alpen lebten, den Südtirolern, den Trentinern, auch den Bayern, die sogar einmal die Herren von Verona waren, und natürlich auch den Venetern und ihren Nachfahren, entsetzlich in die Glieder gefahren. Sie wurden geknechtet, geschunden und ausgeplündert, aber blieben immer der Kirche, in deren Namen vieles Unrecht geschah treu und unterwürfig, auch wenn sie sich fast selbst zerfleischten.

Als schließlich Venedig, das sich von der Fluchtinsel der Veneter zu einer Weltmacht, in der alten Welt allerdings, entwickelt hatte, auch das Festland eroberte, kam dieses Bauernland, dessen größter Teil dann Veneto hieß, unter eine feudalherrschaftliche Knute. Glücklicherweise hat Napoleon den Staat Venedig ausgelöscht. Nur kamen dann die Österreicher als neue Herren von fast ganz Oberitalien und wollten aus dem Land, zur Glorie der Donaumonarchie, herausholen was nur ging. Und als Italien, das seit dem Untergang des antiken Rom

selbst nie mehr ein eigenständiges Land, sondern meist in Stücken, deutsch, päpstlich, französisch, spanisch und arabisch war, sich als neues Land einigen konnte, besann man sich, dass man eine zumindest sehr verwandte, gemeinsame Sprache spricht und so schlossen sich, mit Ausnahme der Grafschaft Görz (Gorizia, Gorica) und Triests, das Veneto und das Friaul diesem neuen Land an. Natürlich waren sie Veneter, Kärntner und Slovenen, blieben Friulaner und waren Italiener wie Sizilianer, Apulier, Lombarden und Römer.

Dann kam der Erste Weltkrieg mit der Isonzofront, so berüchtigt wie die Kämpfe in den Dolomiten, sinnlos nur Menschen opfernd wegen des vermeintlichen Rechts auf dieses Land. Und nach den Kämpfen im Zweiten Weltkrieg, in denen Partisanen aus Slowenien und Kroatien, aus dem Karst oft ins Friaul flüchteten und auch dort gejagt und getötet wurden und selbst wieder ihre dazu abkommandierten Peiniger umbrachten, kehrte dann Frieden in diesem Land ein? Vielleicht hat der Schrecken hier Heimrecht, denn 1976 im Mai erschütterte ein schweres Erdbeben das Friaul, tötete Menschen und verwüstete Städte und Dörfer.

Und warum habe ich mir dieses Friaul als utopisches Refugium gewählt? Wegen Aquileia, nur etwa zehn Kilometer von Grado entfernt? Grado? Habe ich nicht davon schon geschrieben? Harmonium, Euthanasie, Klavier, Chef mir zehn linken Daumen? Grado, das unter Kaiser Augustus Militärlager und eine Stadt mit 200 000 Einwohnern wurde? Aquilea, heute eine dreieinhalbtausend Einwohner zählenden Stadt, deren großer Basilika, wegen der Armut, die Barockisierung erspart blieb, so dass sie zum Welterbe der Unesco wurde?

Und deshalb wollte ich ins Friaul, ein nur mir unbekanntes Land? Hätte ich mich nicht an einem anderen Land festbeißen können? Es wäre wohl genauso gewesen: Essen, Trinken, Zeugen, Sterben. Dann kann es auch im Friaul sein. Und da kann man von Aquilea aus weiter fahren. Von hier aus kommt man leicht nach Duino, zur Schlossburg, hoch über dem Golf von Triest gelegen. Da habe ich schon von meinem Studium gesprochen, als ich erstmals von einem gewissen Rilke, der etwas von einem Cornet geschrieben haben soll, hörte. Man kann in Duino einige Räume besichtigen, wo Franz Liszt Piano spielte, die Kaiserin Sissi nicht mit Karlheinz Böhm, dem Schauspieler, sondern mit dem echten Kaiser Franz Josef war, wo Eleonora Duse, Johann Strauss, der verblödete Kriegsverherrlicher Gabriele D'Annunzio, Paul Valéry, der französische Lyriker und Philosoph, Mark Twain, Victor Hugo und Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich sich aufhielten. In Duino starb 1906 der Physiker Ludwig Boltzmann, von dem der Spruch: „Eine gute Theorie ist die beste Praxis“, eingerahmt, auf dem Schreibtisch eines meiner Chefs, des Physiologen, stand. Und in Duino entstanden Rilkes „Duineser Elegien“, die vielleicht nicht von jedermann, aber doch von vielen als schrecklich, unnötig und furchtbar empfunden werden, auch wenn man sagt es sei Weltliteratur, was dort in Duino entstand. Weltliteratur? Nun, passt zu Heiligenlegenden, Religion, Philosophie, Feudal- und Kolonialpolitik, doch weit besser als nukleare Katastrophen. Da muss ich bekennen, zu denen zu gehören, die diese Elegien für Wortgeschraube halten. Auch wenn ich nicht zur Literaturkritik befugt bin meine ich, nicht alles was Rilke von sich gegeben hat, muss eo ipso wunderbar oder sagen wir schlicht schön sein? Dabei heißt schön nicht

unbedingt lieblich oder für jedermann einfühlbar. Schön meine ich, ist auch die Schilderung der Hölle durch Dante. Und was soll man zu Rilkes Elegien sagen?

Lassen wir ihn selbst sprechen:

„Seltsam, die Wünsche nicht weiterzuwünschen.
Seltsam,
alles, was sich bezog, so lose im Raume
flattern zu sehen. Und das Totsein ist mühsam
und voller Nachholn, dass man allmählich ein wenig
Ewigkeit spürt. – Aber Lebendige machen
alle Fehler, dass sie zu stark unterscheiden.“

Dies ist aus dem vorletzten Absatz der ersten Elegie. Die anderen Elegien habe ich auch gelesen, kann aber nicht alles zitieren. Ich habe natürlich mehr von Rilke gelesen: Erzählungen, die mir als süßkitschige Schauergeschichten vorkamen, Gedichte, von denen wohl einige große Lyrik sind. „Der Panther“ ein großer Wurf, und trotzdem? Nur weil ich vom Friaul rede, von Duino, das ich nie selbst gesehen und doch vor Augen habe. Beneide ich da den, der, wen auch kurz, dort leben durfte? Möglicherweise bin ich zu streng, zudem als Kritiker wie gesagt nicht kompetent, auch nicht befugt. Denn häufig urteilt man zu schnell, übernimmt unbewusst Vorurteile anderer. Unterscheide ich zu schnell oder zu stark, wie Rilke meinte? So hatte ich, weil ich schon mal bei Dichtern bin, zum Beispiel immer gehört und geglaubt, Heinrich Heine sei zu Goethe gegangen, um ihm zu sagen, dass er jetzt auch einen „Faust“ schreibe, woraufhin ihn dieser hinausgeschmissen habe. Wenn man aber bei Heine selbst liest, mit welcher Ehrfurcht und

Verehrung, trotzdem mit kritischem Verstand er über Goethe, Schiller, die vielen Dichter und Literaten seiner Zeit schreibt, wie die Begegnung mit Goethe tatsächlich war, dann zeigt sich, dass die Kritik an anderen häufig nur der eigenen Darstellung, im positiven Sinn dient. Aber wer kann schon objektiv urteilen, ohne an sich selbst zu denken?

Wäre es da nicht besser, wenn man schon an der romantischen Meeresküste ist, man ginge zum Essen nach Sistiana und später weiter nach Miramare, kurz vor Triest? Das Schloss Miramare liegt etwas tiefer zum Meer als Duino, ist aber, wenn man die Augen ein wenig zukneift, nicht weniger romantisch. Wenn man mit offenen Augen die weißen Kalksteinfassaden, den Zuckerbäckerstil eines Historismus sieht, möchten manche gleich wieder fort. Vielleicht wird das Schloss ein wenig in der Kunst aufgewertet durch die traurige Geschichte vom Erzherzog Maximilian, den man als Kaiser in Mexiko erschoss, lang nachdem seine Gattin Charlotte, die Belgische Prinzessin, in Umnachtung gefallen war? Aber schön ist weder die Geschichte noch das Schloss. Nur der Park am Schloss, dem Land zu gelegen, ist, wie sollte es anders sein, adriatisch mediterran, wie eben in der Region um Triest. Und es gebe dort auch eine Sprache, die Furlanisch heißt. Obwohl ich schon einige Sprachen sehr schlecht spreche, wäre es immerhin ein Anreiz, diesen Furlanisch hinzuzufügen. Ich weiß allerdings nicht, ob das eine lustige Sprache ist, das Furlanische. Eigentlich ist keine Sprache lustig. Wenn man an den Wurstel, den dummen August denkt, den seine Erlaucht, der Graf Hans Karl Bühl, im „Schwierigen“ von Herrn von Hofmannsthal, so gern gesehen hat? Der Wurstel hat Furlani geheißen, vielleicht auch Furlanisch gesprochen. Wahrscheinlich war er ein armer August,

der aus dem Friaul kam und sein Geld mühsam in einem Zirkus in Wien verdienen musste. Was sich die Menschen so ausdenken! Aber, wenn man ein bisschen Furlanisch könnte, wäre das sicher gut für die eigene Reputation. Wer kann schon Furlanisch? Die Friulaner natürlich, sagt man, gut, aber ich meine bei uns?

Doch was in Duino, in Miramare, im ganzen Friaul geschah, hätte ebenso gut in jedem anderen Landstrich der Welt geschehen können. Aber selbstverständlich! Denn es ist gewiss so, dass überall auf der Welt, in jedem Land, keines ausgenommen, das Gleiche hätte geschehen können. Auch was ich von den furchtbaren Begebenheiten im Friaul, die meistens Verbrechen waren, bei Claudio Magris gelesen habe, wäre in jedem anderen Land der Erde möglich gewesen und ist es sogar heute noch. Ist deshalb das arme Friaul vielleicht nur eine Metapher, hinter der sich etwas ganz Anderes verbirgt? Ich will versuchen darauf eine Antwort zu geben und diese ist: Weil alles auf die beiden genetisch festgelegten Ziele jeder Kreatur ausgerichtet ist: auf „Fressen und sich Vermehren“, wie schon zu lesen war. Und unter dem Fressen und dem sich Vermehren verstehe ich auch das Streben nach Macht, das Beherrschen in jeder Form, das Überleben auf Kosten des anderen, dem man Licht, Wasser, Nahrung wegnimmt oder ihm den Zugang dazu verwehrt und den Drang zur Weitergabe genetischen Materials, in welcher Form auch immer. Gesteuert wird dies letztlich aus den Naturgesetzen, die universelle Gültigkeit für uns und unsere kümmerlichen Lebensabschnitte haben, die eben auch im Friaul gültig sind.

Eigentlich wollte ich nur so ins Friaul. Dorthin, nur weil ich noch nicht dort war und mir vorstelle, dass in mildem Klima Wein, andere Früchte, Getreide, Artischocken, Auberginen, Tomaten gut gedeihen? Weil es dort Schweine gibt, arme, die man zu Salami, Schinken, Steaks, Braten und Medaillons macht und Rinder, die Butter, Milch, Käse und schließlich das Fleisch liefern? Gut, das gäbe dann das herrliche Essen, mit wunderbarem Wein, rotem und weißem, und Prosecco, mit Weißbrot, Gemüse, eingelegtem und gebratenem, mit saftigen Steaks, mit Fischen, frisch aus dem Meer und vielleicht auch Käse und Fleisch von Ziegen, die weniger wert sind als eine Frau. Dann könnte ich an einem kleinen Tisch unter einer Pergola sitzen, ein bisschen die Beine ausstrecken, essen, trinken und eine Hand halten, ganz vorsichtig. Die Gene für Fressen, was man auch Genießen nennen kann, sollen das steuern. Die Triebfeder zur Durchsetzung, zur Karriere, zu Wohlstand und Macht, bei mir sowieso überschätzt, kann allenfalls noch etwas nachschwingen, weil man die Gene nicht einfach abschalten kann. Von keinem gläubigen Idioten muss ich mir dann sagen lassen, was Moral, was Sünde, was verboten oder erlaubt ist und was ich zu tun habe. Ob ich jemals ins Friaul komme?

